
一千八百七十四年
大日本
JAPAN.
VIER VORTRÄGE
von
EUFEMIA VON KUDRIAFFSKY.
太神宮
WIEN 1874
WILHELM BRAUMÜLLER
K. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

Japan — Descr. and trav., 1800-1825

O.D.

(Kudriaffsky)

BEV



EINE JAPANISCHE PREDIGT.

(Japanischer Original-Holzschnitt.)

JAPAN.

VIER VORTRÄGE

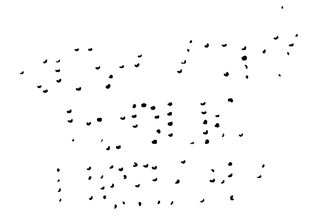
NEBST EINEM ANHANGE

JAPANISCHER ORIGINAL-PREDIGTEN

VON

EUFEMIA VON KUDRIAFFSKY.





MIT EINEM JAPANISCHEN ORIGINAL-HOLZSCHNITT.

WIEN, 1874.
WILHELM BRAUMÜLLER
K. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

MEINER BEGABTEN SCHÜLERIN

DER GEMALIN DES HERRN

HIROMOTO WATANABE

ERSTEN SECRETAIRS DER KAISERL. JAPANISCHEN LEGATION IN WIEN

DER FRAU

TEÏ WATANABE

IN AUFRICHTIGER VEREHRUNG GEWIDMET.

lichen Werth, und geben Zeugniss von dem gesunden Verstande, der echten Moral und dem frischen Humor der Japaner. Das dem Buche vorgesetzte Titelblatt, von einem japanischen Künstler geschnitten, zeigt die Versammlung, welche in dem Eingange zu den drei Predigten von Mitford besprochen wird. Er selbst mit seinem Schreiber und Zeichner ist im Vordergrunde zu sehen, mit dem Rücken gegen den Beschauer, gekennzeichnet von den Japanern durch einen auffallend struppigen Haarwuchs. Bei der Rechtschreibung der japanischen Worte bin ich der von den Engländern angenommenen Schreibart treu geblieben — sie wurde mir von Sprachkundigen als massgebend bezeichnet —, sowie jener in Siebold's „Nippon". Der grosse Unterschied, der zwischen Schreibart und Aussprache herrscht, lässt bei Uebersetzungen nicht immer ein festes System einhalten.

Die erläuternden Anmerkungen, welche ich bei den gesprochenen Vorträgen theils in das Prokrustes-Bett einer Stunde einzwängen, theils als zu weit wuchernde Ranken entfernen musste, dürfen jetzt hier — im Raume eines Buches — ihre Blüthen und Früchte treiben. „So mögen denn" — um mit den Worten eines japanischen Dichters zu schliessen — „die Stürme die Blätter meiner Schrift verwehen und die Menschen bedenken, dass sie von einer wurzellosen Pflanze kommen."

Wien, im März 1874.

VIER VORTRÄGE ÜBER JAPAN.

I.

Die Wiener Weltausstellung, welche die ihr vorangegangenen Ausstellungen zu London und Paris weit übertroffen, hat uns einen besonders weiten Blick in die verschiedenen Länder des Ostens geboten und uns Asien, die Wiege des Menschengeschlechtes, näher gerückt. In Folge der von mancher Seite angefochtenen Eintheilung nach Ländern, nicht nach gleichartigen Producten, wurde dem Beschauer zugleich mit diesen letzteren ein vollständiges Bild der Sitten und Gebräuche des jeweiligen Landes geboten — wir sahen den Türken, den Perser, Inder, Chinesen und Japaner in seiner Häuslichkeit, seinen Beschäftigungen, mit Friedens- und Kriegsmitteln ausgerüstet; wir konnten seine Kleidung, Nahrungsmittel und Werkzeuge betrachten und fanden schliesslich ein reiches Feld der Beobachtung auf dem Gebiete der Kunst und Industrie.

Wie es denn aber überall, im Grossen und im Kleinen, eine gewisse vorherrschende Richtung oder Neigung, ein unbewusstes Etwas gibt, welches unseren Geschmack bestimmt, der nun plötzlich in ein festes, fast tyrannisches Gesetz, wenn auch auf kurze Zeit, umschlägt, welches wir kurzweg mit dem Namen: „Mode" bezeichnen, so hat sich dies auch bei der Weltausstellung bewiesen. Rühmte man die türkischen Teppiche, die chinesischen Elfenbein-Arbeiten, die Lyoner Seide, oder Pariser Blumen, den englischen Brillantschmuck, oder die Brüsseler Spitzen; fand man auch grosse Anziehungskraft in der österreichischen, den Erzählungen von 1001 Nacht gleichkommenden Glaswaaren-Ausstellung, gönnte man dem russischen Malachit oder den Schweizer Schnitzarbeiten, den französischen Bronze-Arbeiten und den amerikanischen Photographien ein-

gehende Aufmerksamkeit, so machte sich doch eine entschiedene Vorliebe, ein Interesse bei Alt und Jung, bei Vornehm und Gemein, bei Fremden und Einheimischen in auffallender Weise breit. Und diese Vorliebe galt einem kleinen, bisher wenig bekannten Inselvolke im Osten Chinas, einem Volke, das sich in unserer Weltausstellung die allgemeinen Sympathien erobert hat. Wodurch? Sind es die kunstfertigen Producte überhaupt, sind es die staunenswerthen Fortschritts-Bestrebungen der Regierung Japans, die überraschende Intelligenz der einzelnen Individuen, oder jener geheimnissvolle Schleier, der trotz der auffallenden Annäherung an Europa und seine Sitten noch immer über Land und Volk gebreitet liegt, oder ist es die Vereinigung aller dieser Momente, wodurch das Interesse und die Theilnahme von so verschiedenen Persönlichkeiten concentrirt werden, mit einem Wort, der Zauber ist da, er lässt sich nicht wegleugnen, und Japan ist zur Parole und Losung bei der grossen und allgemeinen Weltausstellungs-Revue geworden.

Ich glaube daher Ihren Wünschen zu entsprechen, wenn ich Ihnen einen kleinen Einblick in dieses noch sehr wenig erforschte Land biete; eine Skizze, welche einzelne Züge, Sitten und Gebräuche dieses Volkes in soweit schildern mag, dass es vielleicht den Einzelnen anregt, sich mit den immer mehr zugänglich werdenden Eröffnungen über dasselbe eingehender zu beschäftigen.

Wollen wir das Land vom geographischen Standpunkte betrachten, so finden wir im Osten von China einen von vielen grösseren und kleineren Inseln zusammengesetzten Complex von entschieden vulcanischem Charakter. Die Ausdehnung des Reiches vom Norden nach Süden, 300 Meilen, bedingt die Verschiedenheit des Klimas, und es ist im Allgemeinen weit kälter, als seine geographische Lage erwarten lässt. Jesso z. B., auf der Höhe von Ober-Italien, hat Schnee vom November bis April, sogar oft 15 Grad Kälte. Die Luft ist feucht, es fallen viele Regen und Nebel; doch ist das Klima im Ganzen nicht ungesund. Der Norden und Westen ist sehr rauh, und so gedeiht auf der Insel Tsusima kein Reisbau mehr. Die Aino, ein Völkerstamm auf dem Cap Soja, ziehen sich, von der Kälte vertrieben, in ihre Höhlenwohnungen zurück. Siebold fand süd-

westlich zwei Palmen, *Cycas* und *Chamaerops*, die aber nicht ohne Hilfe der Gartencultur fortkommen.

Merkwürdig früh finden wir das Land dem Verkehre zugänglich gemacht. Schon im III. Jahrhundert gab es Strassen, im VI. Jahrhundert, wo Künste und Wissenschaften durch die Mönche Verbreitung fanden, hören wir auch von einer Arrondirung und Vermessung des Landes in Landschaften, Kuni, in Bezirke, Kohari, und (646) in grössere Kreise. Vierzig Jahre später wurden sie schon in acht Tò, Wege, durch eigene Inspectoren beaufsichtigt, und endlich im Anfang des IX. Jahrhunderts in 66 Landschaften und acht Kreise getheilt, welche Eintheilung noch heutzutage besteht. Die Erstlinge der geographischen Darstellungen der Japaner beschränkten sich auf rohe Umrisse von Landstrecken und bildliche Darstellungen merkwürdiger Gegenstände, wie wir sie auf Papyrus und mexicanischen Codices sehen. Solche Karten gibt es noch für Küstenfahrer und Reisende. In Zürich sah ich in der sehr interessanten Bibliothek etwas Aehnliches, nämlich zwei grosse Globen von Himmel und Erde, wo auf dem letzteren ein ähnliches Verfahren beobachtet war, und sich die vereinzelten Thiere in den verschiedenen Ländern sehr possirlich ausnahmen, namentlich die Fische, Krokodile und in Egypten ein „Pharaonenkönig" auf dem Throne. Der Himmelsglobus datirte aus dem XIV., der Erdglobus aus dem XVII. Jahrhundert. Der Compass, der sich auf den japanischen Karten hie und da angebracht findet, heisst „das kostbare Geräthe, das den Süden anzeigt". Höhere mathematische Kenntnisse wurden ihnen erst im XVI. Jahrhundert durch die Europäer bekannt. Später machten sie in dieser Wissenschaft grosse Fortschritte und unter den im jetzigen Jahrhundert gefertigten Karten, besonders unter den Specialkarten, finden sich wahre Meisterstücke, und als Verfertiger derselben nennt Siebold in erster Reihe Mogami Toknai und Mamio Rinsio. Diese Karten sind in grossem Massstab und mit bewundernswerther Genauigkeit gegeben. Das starke, feste Papier gestattet eine Grösse von vier bis fünf Meter, die technische Ausführung zeigt von der Gewandtheit des japanischen Pinsels, Berge und Flüsse sind in der Farbe licht gehalten, die Umrisse rein und genau, Wege und Grenzscheiden kräftig mit Zinnober und Tusch

aufgetragen. Sehr interessante Landkarten und Städtepläne enthält die Siebold'sche Sammlung in München, das Werk Nippon von demselben, und es hatte vor zwei Jahren Herr v. Ransonnet sehr schöne Exemplare in einer Sitzung der geographischen Gesellschaft ausgestellt. In der Weltausstellung bedeckte eine solche die Rückwand jener Abtheilung, wo sich die japanischen Weber befanden.

Die Wege in Japan werden von den Reisenden als sehr gut und glatt gerühmt, weil ja doch meist Menschen den Dienst der Pferde versehen, und der Reisende in grösseren oder kleineren Sänften befördert wird. Die erstere wird Norimono genannt. Für die Pferde und Ochsen hat man keine Hufeisen, wohl aber Strohschuhe, die man, wie auch jene für die Reisenden — wenn diese gern lange Strecken zu Fuss zurücklegen wollen — auf dem Wege zu kaufen bekommt. Der Lastträger wird auf jeder Station gewechselt, der Sänftenträger macht oft im Tage 10 bis 15 Ri. Im Dienste vornehmer Personen tragen die Letzteren Strohschuhe, Gamaschen, Strohhüte, ein Oberkleid von schwarzem oder dunkelblauem Baumwollenzeug; an der Hüfte eine farbige Binde, um das Rücktheil des Kleides aufzuschürzen. Auf Brust, Rücken und Aermeln führen sie das Wappen ihres Herrn. Die Weber und Arbeiter, die wir in der japanischen Abtheilung in der Weltausstellung gesehen, gaben uns ein klares Bild dieser Tracht. Beim wärmsten Sommerregen hängen die Sänftenträger Regenmäntel von Stroh oder geöltem Papier um, und es würde den Herren für unschicklich ausgelegt werden, wenn sie dieselben ohne Mäntel gehen liessen. Ein sehr lebendiges Bild eines solchen Reisezuges, wenn wir auch darauf keine Menschen, sondern Heuschrecken und Grillen bemerken, gab uns eine meisterhafte, auf weisser Seide ausgeführte Abbildung in der Ausstellung. Die zierlichen charakteristischen Kirigirisu, wie sie japanisch heissen, und womit fast der Naturlaut des Zirpens ausgedrückt ist, tragen Blumenstängel, Lasten, welche aus Schoten, grossen Blättern und einer Samenkapsel bestehen, letztere auf zwei Stäben, wie die Kundschafter die Traube, ferner die Sänfte mit dem vornehmen Insassen auf den zarten Achseln. Die letzte im Zuge ist damit beschäftigt, sich die Strohsandalen festzubinden. Das Ganze ist

mit grosser Feinheit, Beobachtungsgabe und köstlichem Humor ausgeführt und war im chinesischen Hof auf einem schwarz- und goldlackirten Tische wiederholt. In Folge dieser Art zu reisen sind auch die steilen Wege meist mit bequemen, sanften Treppen versehen, und auf den zerklüfteten Lavapfaden haben die Stroh-sandalen der Vierfüsser ihre volle Berechtigung. Als Meilenzeiger dienen Hügel, mit einer Tanne oder orientalischen *Celtis* bezeichnet und heissen diese Its-iridska. Auch Posthäuser fanden sich schon im VII. Jahrhundert, desgleichen Grenzwachen und Pferdestationen (Múma-dsuki). Auch hat die Regierung eine Taxe für Lastträger und Pferde angesezt, die hoffentlich besser als bei uns beobachtet wird. Osaka ist der Centralpunkt für Brief- und Eilposten, die durch Schiffer oder Schnellläufer besorgt werden. Letztere heissen Fi-kjak, „geflügelte Füsse". Will man Signale, wie z. B. im Kriege, schnell und weit sichtbar geben, dann zündet man Feuer auf den Bergen an oder lässt Raketen steigen.

Es liegt weder in meiner Absicht, noch in dem Rahmen meiner Andeutungen, Ihnen eine geographische Uebersicht Japans mit seinen Gebirgen, Buchten, Flüssen, Canälen und Städten zu geben. Sie können sie auf jeder Karte Asiens nachsehen. Von den Vulcanen aber sind besonders bemerkenswerth der Wunzendake, 1253 Meter hoch, und der Fusi-jama.[1]) Um den Ausbrüchen des ersten schützend und versöhnend entgegenzutreten, wurde schon im VIII. Jahrhundert eine Capelle am Seestrand gebaut und die ersten Ernten zum Opfer gebracht. Ein Hauptausbruch dieses Vulcans, der im Jahre 1792 stattfand, kostete 53.000 Menschen das Leben. Die heissen Quellen, welche dem Wunzendake entströmen, heissen im Volksmunde die grosse und die kleine Hölle. Den Fusi-jama haben kürzlich Europäer bestiegen, und findet sich darüber ein interessanter Bericht in Nr. 274 und 275 der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" vom Jahre 1873. Der Berg wird als berühmter Wallfahrtsort besucht, und es sind auf demselben Stationen, Gnomi, angebracht, wo man sich ausruhen und erfrischen kann.

In dem Tempel von Subatschiri fanden die Reisenden das Bild einer Fee, welche diese Metamorphose durchmachte, als sie von einem Mikado hoffnungslos geliebt wurde.

Den Wallfahrern wurden als Certificat ihrer frommen Wanderung gedruckte Tücher von den Priestern verabfolgt. Es befand sich darauf der unvermeidliche rothe Stempel, und — fast eine Ironie — zwei Affen, weil die Wallfahrt im Affen-(Saru-) Jahr stattfand und dieses als ein glükliches angesehen wird.

Was nun die Vegetation betrifft, so gibt Siebold darüber einen sehr interessanten Jahres-Turnus, den ich hier in einen beschränkten Auszug zusammenfassen will. Auf den japanischen Inseln durchläuft die Vegetation wie bei uns vier Perioden. Der schärfste und schnellste Uebergang ist der vom Winter zum Frühling. Die unter Schneegestöber eingeschlummerte Natur erwacht plötzlich, und die Erde kleidet sich in das reizendste Frühlingsgewand. Im Januar und Februar blühen bereits in den Gärten Aprikosen (Anzu), Camelien (Tsubaki), Mispeln (Bifa), Cornelkirschen (San-sju-sju); es folgen im März die schöne japanische Weigelia, Seidelbast (Dsint-sjo-kè), Jasmin (Obai) und Primeln (Kakko-sò) und zahllose Exemplare von Pflaumen (Mume), Pfirsichen (Momo) und Kirschen (Sakura). Im April erneuern die immergrünen Lorbeern, Stechpalmen und Myrthen die Blätter, Magnolien und Päonien (Mokren, Jama-sjakjak), die prachtvolle Paulownia (Kiri-no-ki) zieren die Wälder. Im Mai gesellt sich noch der Anblick der schön cultivirten Felder zu dem Ganzen, der Juni zeigt den Eintritt des Sommers. Im Juli treibt der Bambus seine Stämme zu gewaltiger Höhe hinan, ja es heisst, dass man ihn fast wachsen sieht, und es ist dann in Japan nicht, wie bei uns, bloss dem geistig Auserwählten vorbehalten, „das Gras wachsen zu sehen", dort kann jeder Sterbliche dieses am Bambus beobachten, und in den Gedichten werden wir oft von der Knotenlänge des Bambus hören. Orangen (Mikau) und Tuberosen entfalten ihre würzigen Blüthen, der Lotos (Hasu) bedeckt sumpfige Stellen mit den schönsten Blumen. Die Regenzeit tritt ein, — der Landmann säet Hirse und gewinnt dem Lande, wo schon im Juni Gerste und Weizen geerntet wurde, eine zweite Ernte ab, Reis, Bataten, Tabak und Färbe-Polygonum; Kürbisse und Melonen bieten süsse Früchte. Im August tritt geringe Veränderung ein, nach und nach erbleichen die Reisfelder, und wo im Frühling Veilchen und Anemonen

wachsen, stehen jetzt Glocken- und Strahlenblumen. Im October werden die Blätter nach und nach dürr, einige Grasarten entfalten auf ziemlicher Höhe merkwürdigerweise jetzt noch Blüthen; die Knollenwurzeln gedeihen am besten. Das sich röthende Laub der Wachs- und Ahornbäume verkündet im November die sinkenden Kräfte der Natur; Camelien, Thee und Tazetten blühen noch hie und da in den Gärten; der Winter zieht endlich ein mit Frost, Schnee und Hagel. Aber nur kurze Zeit dauert der Winterschlaf, schon zu Anfang Januar rühren sich einige Bäume und Kräuter, und man rechnet auf ein gesegnetes Jahr, wenn am Neujahrstage ein blühender Pflaumenzweig oder eine Adonis den Altar der Hausgötter schmückt.

Man kann übrigens annehmen, dass von vielleicht fünfhundert Zierpflanzen die Hälfte eingeführt und acclimatisirt worden ist und man ihnen den Namen *Japonica* als Certificat ihrer Naturalisirung beigegeben hat.[2])

Der interessante einheimische Baum *Paulownia imperialis,* der erst durch Siebold den Europäern bekannt wurde, und der schon in den meisten europäischen Parks eingebürgert ist, geniesst die hohe Ehre, dass seine Blätter und Blüthenknospen in das Wappen des Mikado und der Prinzen aufgenommen wurden. Wir sahen in der Ausstellung mehrere grosse Holzplatten von demselben, sowie von der *Cryptomeria.* Der zierliche Zaun, sowie die meisten Bestandtheile der Häuser und Tempel Japans in der Ausstellung waren von dem Holz des *Juniperus japonicus* gemacht, der einen eigenthümlichen Duft ausströmte. In welchen Dimensionen eine andere einheimische Pflanze, der Bambus, gedeiht, und in welchen verschiedenen Arten er für Zäune, Gallerien, Handhaben, Pfeifenrohre, Eggen, an Webestühlen, als Becher, Kästchen und in vielen andern Formen verwendet wird, davon haben wir uns genügend überzeugt. Er ist darin fast der stärkere Bruder unseres spanischen Rohres. Charakteristisch für Japan ist der Wachsbaum, *Rhus succedaneum,* Faze-no-ki; er hat das Ansehen eines wilden Apfelbaumes, verliert im Herbst seine Blätter, und dann hängen die Landleute grosse Rettige daran und lassen sie welken, ehe sie eingesalzen werden, so dass die Reisenden leicht glauben können, in Japan gibt es Rettigbäume. Das gewonnene Wachs wird mit 70 Gulden

per Pfund bezahlt. Zierlich bemalte Kerzen aus diesem Wachs sahen wir in der Ausstellung. Der Docht ist ein hohler Cylinder aus Papier, mit dem Marke der Binse *Juncus effusus* umwickelt und mit roher Seide befestigt.

Der Kampfer- und Maulbeerbaum sind auch für Japan charakteristisch.

Die Cultur der Nutzpflanzen steht hier auf hoher Stufe, und die Hauptnahrungsquelle ist der Ackerbau. Trotz des unfruchtbaren Bodens und der starken Bevölkerung wird jedes Fleckchen Land benützt und urbar gemacht, die Berge sind bis zu den Spitzen mit Terrassen versehen. Die Nichtbebauung des Ackers wird mit Confiscation desselben bestraft. Wie wohlthätig wäre diese Einrichtung z. B. in Ungarn, wo so lange Strecken unverzeihlicherweise brach liegen. Man baut in Japan in erster Linie Reis, Baumwolle, Tabak, Kürbisse, Hanf und sehr viel Thee. Gleich wie in China, zieht man die Bäume und andere Gewächse gern sehr klein, aber auch ungewöhnlich gross; so sah ein Reisender in einer kleinen Schachtel einen Pflaumenbaum, eine Tanne und eine Fichte, wohl nur ein Wald für einen Liliputaner; man zieht dagegen auch Rettige von fünfzig Pfund Schwere. Interessante Abbildungen von den Phasen des Reisbaues sehen wir in der Siebold'schen Sammlung zu München, und ähnliche Darstellungen waren in der Thee-Abtheilung der Weltausstellung in Japan zu sehen.

Ich will bei diesem Thema etwas verweilen, da von China und Japan bekanntlich der Begriff des Thees unzertrennlich ist, obgleich es sich in Folge neuerer Forschungen herausgestellt, dass Korea sein eigentliches Vaterland ist. So alt dessen Gebrauch auch in Japan, er hie und da wildwachsend, vielleicht verwildert vorkommt, so ist er doch, wie gesagt, ein eingeführtes Gewächs. Wir finden in den Chroniken, dass schon im Jahre 810 ein Bonze dem Mikado Suga, als er den Tempel Soo-Fuk-si besuchte, Thee anbot; schon früher hatte ein Priester, der nach China gereist war, von dort Samen mitgebracht, der zuerst auf dem Berge Toga-no-wo in Jamasiro angepflanzt wurde. Nach Art der Japaner ihren Göttern, Schutzgöttern und Wohlthätern Tempel zu errichten, wurde diesem Thee importirenden Mönche im Jahre 1206 ein solcher gebaut, der den langen Namen „Togano-wo san Koo-zan-si" bekam. Der Anbau ist jetzt über

ganz Japan, namentlich in den südlichen Ländern, verbreitet, und gedeiht auch an den lebenden Zäunen, welche die Getreidefelder einfassen. Die Haupt-Theepflanzungen aber erstrecken sich auf ganze Felder, und werden als die vorzüglichsten jene von Udsi in der Landschaft Jamasiro, auf der grossen Insel Nippon zu Uresino und in Kiusiu in der Landschaft Hizen genannt. Die Pflanzung geschieht durch Aussaat des Samens, und da man der höher aufschiessenden Pflanze die Krone nimmt, so streckt sie sich in die Breite, und es entstehen jene kugelförmigen Büsche, wie wir sie auf einem Bilde in der Ausstellung gesehen. Bergiges, von Flüssen und Bächen durchströmtes Land, 500 bis 800 Fuss über dem Meere, wird als geeignet betrachtet; die Lage gegen Morgen, ziemliche Entfernung von menschlichen Wohnungen und deren schädlichen Ausdünstung ist zu empfehlen. Gar eigenthümlich ist der dazu verwendete Dünger; er besteht aus Samen von japanischem Senf, getrockneten Sardellen und Oelkuchen von *Brassica orientalis,* zuweilen auch Asche von verbranntem Holz und Gewächsen. Durch die sorgfältige Bestellung des Feldes und aufmerksame Pflege der Pflanze selbst kann ein hoher Grad von Cultur erzielt werden. In Japan blüht der Thee vom Monat November bis Februar und gehört im Süden unter die Winter-, im Norden unter die Frühlingsblüthler. Die Lese des Thees findet von Anfang April bis Ende Mai statt, und es werden bei der ersten Ernte die jungen Triebe abgenommen. Aus den härteren Blättern wird Mahlthee, Hiki-tscha, aus den zarteren, Aufgussthee, Sensi-tscha, bereitet und das Sortiren durch Frauen und Kinder besorgt. Die sortirten Blätter werden in einer Pfanne, Tscha-gama, über Kohlenfeuer getrocknet und gerollt, oft auch zuletzt in Röstkasten gethan. Trocknen und Rollen wird drei- bis sechsmal wiederholt, und man nennt dieses Verfahren, wobei der Thee dunkelgrün oder bräunlich wird, den trockenen Weg. Ein wiederholtes Trocknen und Rollen erhöht den Preis. Die erste so gewonnene Sorte in Udsi heisst „Falkenkrallen", Takano-tsume, die zweite „abgebrochene Falkenkrallen", Wore-tsume. Der nasse Weg ist jener, wo man die frischen Blätter durch Dampf zum Welken bringt, sie rollt und zuletzt röstet, wobei sie eine hellere grüne Färbung behalten. Die Japaner bewahren den Thee in irdenen

Töpfen, Tscha-ire, die mit hölzernen Deckeln geschlossen und mit einem in Lohbrühe getränkten Papiere bedeckt werden. Dadurch wird der Thee vor dem schädlichen Einflusse fremder Gerüche bewahrt. Dies hindert nicht, dass man den Japanen das Verfahren unterschob, ihm gelegentlich durch Beimischung wohlriechender Blumen und Wurzeln, namentlich von einer Orchis-Art, Thee-Orchis, Tscha-ran genannt, einen gewissen charakteristischen Veilchengeruch zu geben. Dem ist nicht so. Doch behaupten die Japaner, dass, wenn man eine Handvoll Thee in eine sich über Nacht schliessende Lotosblume legt, dieser einen überaus angenehmen Geruch annimmt und sehr schmackhaft wird.

Die Farbe der frischen Blätter ist glänzend grün, im Winter wird die obere Seite schwarzgrün, beim Frost braun. Die Blätter des in Japan eingeführten Thees zeichnen sich durch Grösse und ein glänzendes Grün aus. Von dem *Thea sinensis,* der in China und also auch in Japan wächst, gibt es einige Unterarten, *Thea s. stricta, rugosa, difusa, macrophylla.* Die Japaner benennen ihn mit dem allgemeinen Namen Tscha, die Russen Tschai, und unterscheiden noch verwilderten oder Bergthee, Jama-tscha, kriechenden, Tsuru-tscha, chinesischen, Too-tscha, auch Nigá-tscha, bittern. Von ärmeren Leuten werden die alten, härteren Blätter auch zum Färben benützt. Aus den reifen Samen gewinnt man eine Art Oel, welches mit jenem von *Camelia j., Sesanum orientale* und *Rhus succedaneum* zu der beliebten Pomade Bin-tsuke verwendet wird.

Eine seltsame Notiz über ein anderes Getränk, den Kaffee, bringt Siebold in seinem Nippon, indem er den Gebrauch dieses mit der Geselligkeit so eng verschwisterten Getränkes, trotzdem die Japaner seit zweihundert Jahren mit den ersten Kaffeehändlern der Welt verkehren, nur als Seltenheit vorfand. Er meint, man müsste ihnen diese Angewöhnung systematisch beibringen und planmässig zu Werke gehen. Am besten wäre es, ihn als „Weg zum langen Leben" zu bezeichnen und die Schwierigkeit des Brennens durch gebrannten, gemahlenen, in hübschen, fest verschlossenen Büchsen importirten zu beseitigen. Soviel über die Hauptpflanzen, und trotzdem eine ganze Reihe Faserstoffe zu erwähnen wäre, muss ich doch der Aufzählung Einhalt thun.

Sehen wir uns in Japans Mineralreich um, so finden wir

Silber, Gold, Eisen, Zinn, Blei, Halbedelsteine, Schwefel, Salpeter und den Bergbau vorzüglich betrieben. Salz wird aus dem Meerwasser gewonnen und dieses Verfahren fast wissenschaftlich betrieben, ja es hat ein gewisser Sugi-yama-Sorju darüber ein Werk geschrieben.

Man baut am Meeresstrande förmliche Betten, und wird das Meerwasser mittelst eines Canales in diese geleitet. Die Betten haben einen in drei verschiedenen Schichten aufgeführten, geebneten Boden. Ist nun das Wasser durch den Einfluss der Sonnenwärme verdunstet, dann bleibt die oberste, aus trockenem Sandmergel bestehende Schichte mit Salz geschwängert. Noch wird dieser Mergel gewendet und auseinandergebreitet und so die gänzliche Austrocknung befördert. Die Arbeit wird von Männern und Frauen besorgt, und die ganze Sandmergelschichte heisst japanisch sehr bezeichnend Najami dsutsi — rastlose Erde. Die Auslaugungs- oder Filtrir-Arten sind dreierlei, gewöhnlich werden Bambus- oder Strohmatten als Filtrum benützt. Die Sudhäuser, Kamaja, sind grosse mit Stroh bedeckte Hütten mit einem Herd, einer grossen Oeffnung im Dach für Rauch und Dampf und zwei Pfannen, eine zum Sieden, die andere zum Anschiessen der Salzkrystalle. Mit besonderer Sorgfalt wird das Einsammeln und Aufbewahren des Salzes betrieben, ein Theil davon in ungebrannte Thontöpfe eingestampft, hermetisch verschlossen und mit dem Topf gebrannt, wodurch es natürlich vortrefflich trocken erhalten bleibt.

Gehen wir von dem Mineralreich auf das Thierreich über, so finden wir dieses bezüglich der Landthiere nur schwach vertreten. Hasen, Hirsche und Antilopen, das Wildschwein und der Fuchs, eine Affen-, Wolf- und Bärenart wird genannt. Die Viehzucht ist sehr untergeordnet, da ja der Fleischgenuss grossentheils aus religiösen Rücksichten verboten, Ochsen, Büffel und Kühe nur als Zugthiere gehalten werden.[3]) Schafe werden gar nicht, Schweine nur zur Ausfuhr, Hühner aber wegen der Eier gezogen. — Daher ist auch die Verarbeitung des Leders zu Schuhen nicht gebräuchlich, weil man sich der Stroh- und hochstöckeligen Holzsandalen bedient.

Unter den Vögeln ist der Kranich ein geehrter, sogenannter heiliger Vogel, stellt in der Symbolik das Zeichen des Glückes

vor. Die Jagd dieser Thiere ist nur den Shoguns und fürstlichen Personen vorbehalten, welche mit Falken und Pfeilen darauf ausgehen. Es ist eine alte Sitte, dass der Shogun jährlich dem Mikado einen eigenhändig geschossenen Kranich zum Geschenke macht. Weit von der Hauptstadt gelegene Landschaften halten sich nicht allzu strenge an dieses Jagdgesetz. In Japan sind die Kraniche (Ziré) ein gesuchtes Wildpret, obgleich für unseren Gaumen zu thranig und zu zäh. Das Stück wird mit zwölf bis zwanzig Gulden bezahlt. — Enten, welche in Japan häufig vorkommen, werden sehr sinnreich mit hochgespannten Leinen, welche mit Vogelleim bestrichen und schnell von den Pfählen abschnappen, gefangen. Ein fasanähnlicher Vogel, der Bergvogel, Jamadori und Kisi, ersterer seltener als der Kisi, lebt tief im Gebirge. Die Henne zieht sich nach der Balzzeit tief in's Gehölz zurück, wo sie ihr Nest macht und wohl an fünfzehn Eier legt. Zur Abendzeit balzen die Hähne oft so, dass ein japanischer Dichter sagt: „Im Frühlingsgefilde Nahrung suchend, verräth der Kisi aus Liebe zu seinem Weibchen seinen Aufenthalt den Menschen." Im Sommer nährt sich dieser Vogel von Sämereien, im Winter von Beeren und Baumknospen; erstere liebt er von der japanischen *Eurya* zu nehmen, wodurch seine Magenhaut ganz blau wird. Gold und Silberfasane sind nicht einheimisch und werden nur zum Vergnügen gehalten.

Die zahlreichen Zugvögel thun im Februar der Saat viel Schaden, weshalb man Vogelscheuchen aufstellt. Es sind viereckige Brettchen, an denen hölzerne Schlägel befestigt sind, die man an gespannten Seilen aufhängt. Sie werden von Menschen oder vom Winde bewegt.

Um desto reicher ist, nicht „was da kreucht und fleucht", sondern „was da segelt und schwimmt", vertreten; Wale, Fische aller Art, Krabben, Krebse und Muschelthiere. Die Perlenfischerei blüht fast an allen Küsten, bedeutend ist sie bei der Stadt Oho-mura, und es heisst die Perle in der japanischen Mundart: Kai-no-tama, Muschel-Edelstein, auch Sode-Kai, Aermelmuschel, von der Verlängerung am Schloss. Die Japaner unterscheiden zwei Sorten echter Perlen — ganz weisse, Gin-tama oder Silber-Edelsteine, und Kin-tama, Gold-Edelsteine, welche in's Rosa spielen und eine davon mit vierundzwanzig Gulden be-

zahlt wird. Der vorzüglichste Fundort ist die an der Stadt gelegene Bai, wo sie in einer Tiefe von zwei bis zwanzig Faden (es heisst: je tiefer, je grösser die Perlen) angewachsen an Felsen und Gestein vorkommen und von Tauchern gefischt werden, die sich frei oder an einem Seil von dem Bord in die See stürzen und mit grosser Fertigkeit die Muscheln herausholen. Erst im Jahre 1834 lernten die Japaner die Taucherglocke, die ihnen von der niederländischen Regierung geschickt wurde, kennen und begrüssten sie mit Jubel. Ausser den genannten kommen noch andere Perlmuscheln vor, nämlich die *Haliotis tubifera* — Awabi —, die *Venus Famaguri,* und eine Art *Pinna*, deren Perlen aber kleiner sind und in's Grünliche spielen. Ueberraschend ist wohl der Umstand, dass sie roh und gesotten verspeist werden. Siebold's Gefährten[1]) wurde von dem Aufseher einer Perlenfischerei des Fürsten von Oho-mura eine Schüssel frischer Muscheln vorgesetzt, welche ihnen trefflich mundeten. Leider biss einer der Herren auf eine darin von den Fischern vergessene Perle. Auch als Medicin dient die Perle. Mit pulverisirten Perlen heilen die japanischen Aerzte Augenkrankheiten, Ohrenweh und Krämpfe.

Charakteristisch ist der Tintenfisch, der uns die bekannte dunkelbraune Farbe liefert. Die Art, ihn zu fangen, ist sehr sinnreich. Die Fischer legen nämlich, an langen Strohseilen gereiht, grosse Schneckenhäuser in die See; die Sepien, welche diese Häuser für einen sicheren Zufluchtsort ansehen, kriechen hinein und befinden sich so in Gefangenschaft. Dass der Nautilus ein ähnliches Weichthier ist, wissen die Japaner schon lange und nennen ihn daher Tako-fune, Sepienboot.

Doch ist es hauptsächlich der Walfisch und der Fang dieses Seeriesen, die Verwerthung aller seiner Körpertheile, wovon wir nähere Erwähnung machen müssen. Der ergiebigste Fang ist bei Firato vom December bis Anfang April; für diese Zeit verpachtet ihn der Fürst von Firato, und es belief sich in einem Jahr der Pachtzins auf 180.000 Gulden.

Die japanischen Walfischjäger unterscheiden drei Arten, auf die sie sämmtlich Jagd machen: Sato Kuzira, Nagasu Kuzira, Noso Kuzira; sie sind Spielarten des Rorqual vom Cap der guten Hoffnung; eine andere Gattung ist der Sebi Kuzira,

der ein älteres Individuum des Südsee-Walfisches sein mag. Dieser Sebi ist in Japan sehr häufig und seines gut schmeckenden Fleisches wegen sehr gesucht, das frisch und eingesalzen — letzteres ist vorzuziehen — verspeist wird. Ein grosser Sebi wird mit 7000 bis 8000 Gulden bezahlt, und werden jährlich zwischen 250 bis 300 Stück gefangen. Die japanischen Walfischjäger gehen in Gesellschaft mit fünfundzwanzig kleinen und acht grossen Fahrzeugen aus; die letzteren dienen zum Transport der grossen, oft 300 Meter langen Netze, aus Reisstroh oder dem Gewebe der Besenpalme verfertigt.[5]) Der getödtete Walfisch wird in diesen Netzen an das Land geschleppt, ausgeweidet, dann an Ort und Stelle verkauft und alles nicht Essbare als Thran verwerthet. Der Walfisch wird in raffinirter Weise benützt, das Fleisch, wie oben erwähnt, gegessen; der Speck, ein japanischer Leckerbissen, schmeckt wie gesalzene Oliven. Selbst die Eingeweide, Finnen und Barten werden verspeist, letztere fein geraspelt als Salat. Gepulverte Barten und der Thran werden sogar in der Medicin, letzterer gegen Flechten, angewendet und der gesalzene Speck als magen- und milzstärkendes Mittel gerühmt. Auch giesst man Thran in die Reisfelder, wenn der Wurm — Inago — in's Getreide kommt. Aus den Sehnen verfertigt man Saiten für Fachbögen zum Fachten der Baumwolle.

Haben wir nun dem Lande und den Producten eine nähere Aufmerksamkeit geschenkt, so wollen wir nun auf seine Geschichte übergehen.

Die Japaner betrachten sich als Autochthonen und weisen jede Andeutung gemeinschaftlichen Ursprunges mit den Chinesen zurück, trotzdem das Reich der Mitte stets einen unverkennbaren Einfluss auf den kleinen Nachbarstaat ausübte. Wie überall, ist auch hier der Anfang der Geschichte in ein mystisches Dunkel gehüllt, Zahlen und Dimensionen in fabelhafter Grösse. Es ist interessant zu hören, in welcher Weise die japanischen Chroniken die Schöpfungsgeschichte erzählen. „Vor der Schöpfung der Welt — so heisst es in ihrer Genesis — war ein Gemenge der Elemente, eine Masse, bestehend aus Wasser, Luft und Erde, gleich einem trüben Gewässer, nach allen Seiten wogend, gleich dem Dotter im Ei mit dem Weissen vermischt. In diesem unbegrenzten Raum des hohen Himmelsfeldes

bildete sich ein Gott, dessen Name das mitten im Himmel thronende oberste Wesen bezeichnet; ihm folgte der hoch erhabene Schöpfungsgott und der geistig erhabene Schöpfungsgott (also eine Trinität, wie wir derselben allerwärts begegnen). Diese drei Schöpfungsgötter — Hasirano-Kami — bestanden jeder für sich, unenthüllt in ihrer geistigen Natur. Nun schied sich das Chaos; es bildete sich ein Niederschlag der trüben und schweren Theile als Erde, während die leichten und klaren Anfangs nicht fühlbar aber sichtbar, dem Rauche oder der Wolke gleich, sich allmälig als Himmel formten, der sich bis zur Unsichtbarkeit aufheiterte."

„Die Erde selbst war noch eine junge Masse, weich, gleich dem Schlamm, und schwebte im Luftraum wie des Mondes Bild, das in Gewässern dahinzieht. Da erhob sich aus der Masse unter dem Himmel ein Stoff, ähnlich der Knospe des Schilfes (Ashi), der edle Erdengott des schönen Schilfkeimes trat in's Leben, der Baumeister des Himmelsgewölbes begann und vollendete seine Schöpfung. Ohne Gemeinschaft miteinander lebten diese Götter allein und in sich verborgen." Mit den drei ersten zusammen erscheinen sie häufig unter dem Namen Amatsu-Kami als die fünf Götter des Himmels. Nun rücken die sieben Götter-Dynastien an, worin wir leicht die Schöpfungsepochen erkennen, allein statt der von den Paläontologen dargelegten einzelnen Bildungen der Welt entsteht in Japan stets der entsprechende Gott, was psychologisch ganz richtig, denn wo viele Götter, ist auch Theilung der Arbeit. Die Entstehung Japans, oder wie die Japaner es nennen, Nippon — von Nitsu, Sonne, und Hon-Fon, Anfang — erinnert stark an das Aufquirlen des Amrita aus dem Milchmeere in der indischen Mythe. Isa-na-gi, der ebenfalls einer der sieben Götter-Dynastien entstammte, rührte mit seiner Edelsteingeschmückten Lanze das Meer, und es bildete sich eine Haupt- und mehrere Nebeninseln, die von selbst zusammenströmten (Ono-Koro-sima).[6]) Sie führten Anfangs besondere Beinamen, so das glückliche herbst- und hafenreiche Oo-jamato, das Eiland Tsuk-si mit seinen fünf Gesichten, eine Säule des Himmels, das Eiland Iki. Später schuf er acht Millionen Götter, die, durch das Inselland verbreitet, dessen Entwicklung begannen und die Vegetation hervorbrachten. Seine

Gattin Isa-na-mi schuf den Feuergott und die Göttin des Wassers, und während jetzt die Pflanzen auf der Erde hoch emporsprossten, legte sie tief unten im Wasser den Keim der Moose. Isa-na-gi aber hauchte ein Götterpaar aus, welches als Fürsten der Winde zwischen Himmel und Erde schwebte. Unter den Kindern dieses Götterpaares war der grosse erleuchtende Geist, die älteste Tochter, die Sonne, am tugendhaftesten; ihr Bruder ist der göttliche Mond — Tsuko-jo-minomikoto. Allein noch eine andere Schöpfung wird diesem Paare zugeschrieben, und zwar bei Gelegenheit ihrer Begegnung im grossen Weltenraume, wobei die Göttin Isa-na-mi in Bewunderung ausrief: „Welche Freude, einem so schönen jungen Manne zu begegnen!" worauf der männliche Geist in angeborener Ueberhebung erwiderte: „Ich bin der Mann, und es ziemt sich, dass ich zuerst spreche. Wie kann eine Frau auch Alles sagen? Dies wäre unerklärlich." Nun beschlossen sie, die Runde um eine Säule zu machen, wobei es allerdings befremdlich ist, wo diese ihre Stütze hatte. Sie begegneten sich neuerdings. Nun nahm Isa-na-gi das Wort und sagte: „Welche Freude, einem so schönen Mädchen zu begegnen!" Diese Worte waren der Anfang der japanischen Poesie.

Sehen wir nun weiter, wie es sich mit der Regierung des von Isa-na-gi, den die neueren Geologen natürlich in die Reihe der Neptunisten zählen würden, geschaffenen Landes weiter verhält. Auch da erzählt uns die Sage von sieben himmlischen Geistern, die das Land beherrschten. Vier von ihnen hatten sich Gemalinnen gewählt und sie zu Mitregentinnen erhoben, ihre Nachfolger waren Halbgötter, und es soll einer von ihnen die fabelhafte Anzahl von 250.000 Jahren regiert haben.

In eine ebenso zweifelhafte Epoche wird das Nomadenthum mehrere Jahrhunderte vor Christo verlegt, und dann tritt schon Chinas Civilisation an Japan heran. — Die Japaner füllen selbst die Lücke, welche sich in der immerhin sehr zweifelhaften Folge ihrer Dynastie vorfindet, mit einigen Herrschern des grossen Nachbarstaates aus und erwähnen dabei des bekannten Fohi, nach ihnen Fuki, welchen die Chinesen zum Gründer ihrer Monarchie erhoben. Aber auch hier findet sich eine seltsame Mischung von Thier- und Menschenform; Fohi

denken sie sich mit einem Schlangenleibe, und einen andern Herrscher, Namens Sin-Noo, gar mit einem Ochsenkopfe versehen, wo die Bedeutung allerdings nicht ferne liegt, da er die Menschen im Ackerbau und manchen Künsten unterrichtet, auch die Kraft und Eigenschaft mancher Pflanzen entdeckt und diese in einem Tractat der Welt, aber vorzüglich seinen Unterthanen mitgetheilt hat, was jedenfalls darauf hindeutet, dass er in einer spätern Zeit gelebt und gewirkt habe. Sein Bild wird von den Chinesen hoch gehalten, die Philosophen und Naturkundigen haben es in einem der besten Gemächer aufgehängt; im Munde steckt ihm eine Pflanze, an der er zugleich riecht. Auch ihm wird die lange Regierungszeit von 140 Jahren zugeschrieben. Dass auch in diesen lückenhaften, mythischen Geschichtsdaten die Tradition einer grossen Ueberschwemmung nicht fehlen darf, ist selbstverständlich. Ein späterer Herrscher, der sich durch besondere Grausamkeit auszeichnete, liess durch 2000 Mann einen See graben und mit chinesischem Bier füllen (wohl der Ahnherr des jetzigen Saké). Ob dieses nun eine grössere Aehnlichkeit mit dem Münchener Bock oder dem Dreher'schen Lagerbier gezeigt, bleibt den Gelehrten noch zur Erörterung übrig.

Saké wird aus Reis gebraut, ist zwar ein berauschendes Getränk, doch von dem ebenfalls aus diesem nützlichen Getreide bereiteten Arak ganz verschieden und bildet mit dem heissen Wein und Thee die Haupt-Trias der japanischen Getränke. Was den Biersee betrifft, so dürfte man darin Aehnlichkeit mit dem See Möris in Egypten finden, wie sich denn überhaupt gewisse Ereignisse in verschiedenen Ländern wiederholen. Eine ebenso lächerliche als geheimnissvolle Gestalt in der Herrscherfolge ist ein Prinz, eine Art Dalai Lama, dessen Füsse den Boden nie berühren durften, weshalb er stets auf den Schultern der Menschen getragen wurde und nicht in die Luft durfte, weil die Sonne nicht würdig war, ihn zu bescheinen. Die nachmaligen Herrscher oder Dairi — beiläufig gesagt entwickelt die japanische Sprache einen grossen Reichthum in Herrschertiteln — mussten zum Besten der Ruhe des Landes jeden Tag eine zeitlang unbeweglich auf dem Throne sitzen, und die geringste Bewegung hätte schweres Unglück über den Theil des Landes gebracht, wohin ihr Antlitz gerichtet war. Später aber begnügte

man sich, diesem Aberglauben mit dem Hinsetzen der Krone auf den Thronsessel genügend Rechnung zu tragen.

Noch möchte ich von zwei Erscheinungen sprechen, die in sehr frappanter Weise an eine bei den meisten Völkern übliche Tradition, die andere an eine speciell griechische Fabel erinnert. Prinz Jarimarsa nämlich entspricht dem griechischen Hercules, dem nordischen Siegfried oder gar dem christlichen St. Georg; er tödtete den aus mehreren Thiergestalten zusammengesetzten Drachen Nuge, der sich im Palast des Herrschers — oder Mikado — aufhielt.

Ein japanischer Perseus aber tritt uns in dem Helden Jamato entgegen, dessen Erscheinen 70 Jahre v. Chr. angegeben wird, und der einen achtköpfigen Drachen tödtete, welchem früher alljährlich eine fürstliche Jungfrau geopfert wurde. Höchst ergötzlich ist die bildliche Darstellung dieser Scene auf dem Titelbilde des grossen Werkes Nippon von Ph. v. Siebold, wo das betreffende Opfer, ruhig sitzend, ein auf den Knieen aufgeschlagenes Buch studirt, während Jamato sein tödtliches Geschoss auf den Feind richtet.

In der japanischen Sammlung in München sehen wir mehrere Abbildungen von Göttern, Halbgöttern und Helden; der berühmte Tomoje stürzt vom Pferde in seinen Säbel, Majeda Tosi Ije jagt dahin mit den Häuptern der Erschlagenen. Wir sehen Joritomo, den ersten Shogun im Jahre 1186, der in einem hohlen Baume entdeckt wird, und von Göttern eine grosse Anzahl: Jebizu[7]), den Gott der See, also den japanischen Neptun; die sieben Götter des Reichthums; die Göttin der Naturschätze, Bensai-ten; den japanischen Mars, Marisi-ten, dessen Abbildung auch auf dem Titelbilde des grossen Werkes Nippon von Siebold zu sehen ist, und den mit einem kolossalen Bauch versehenen Gott der Kinder, Hotei, der im Gegentheil mehr ein Verwandter des Kindlifressers in Bern zu sein scheint und sie verschlingt, statt sie zu schützen. Ein anderer breitet ein grosses Tuch über viele Kinder, und noch finden wir mehrere „vergötterte Helden".

In der eigentlichen Geschichte des Reiches bis zu dem Zeitpunkte, wo es den Europäern zugänglich wurde, wie wir später hören werden, sind uns Einzelheiten durch die im Lande selbst vorkommenden Traditionen bekannt. Da spricht denn die

Chronik haupsächlich von einem Helden Zin-mu-ten-wò, der allen seinen Zeitgenossen an Geistes- und Körperkräften überlegen war. In seinem fünfundvierzigsten Jahre rieth ihm sein alter Diener, sein Reich auszubreiten, und so unternahm er denn seinen Eroberungszug mit seinen Brüdern und Söhnen nach Osten zu, wobei ihm ein Geleitsmann, der auf dem Schilde einer Schildkröte segelte, als Führer diente. Siegreich drang er vorwärts, doch verlor er einen Bruder in der Schlacht, die anderen beiden opferten sich bei einem heftigen Seesturme dem Wassergotte. Kaum gelandet, wurde Zin-mu und sein Heer von einem Bären erschreckt, der sich aber zurückzog, ohne ihnen geschadet zu haben. Da trat ein Mann heran, der Zin-mu ein Schwert übergab, welches ihm während eines Traumes von einem Gotte zu diesem Zwecke überreicht wurde. Allein mit den Götterzeichen war es noch nicht am Ende; eine Göttin versprach ihm einen Raben als Führer zu senden, der denn auch allsobald mit acht Köpfen ausgestattet erschien. (Wir müssen hier unwillkürlich an Odin denken.) Von glücklichem Erfolge begleitet, erlangte Zin-mu die Herrschaft über Jamato, baute einen Palast, das Dairi, nannte ihn Tempel im Eichenfelde und gründete seinen Hof als Mikado. Einunddreissig Jahre nach seiner Thronbesteigung unternahm er einen festlichen Zug durch das ganze Land und nannte das Reich Aki-tsu-sima, herbstreiches Hafen-Eiland. Einige Schriftsteller halten es für gleichbedeutend mit Aki-tsu-musi-sima, Herbstlibellen-Insel, da die Insel diesem Insecte gleicht. Zin-mu bestimmte seinen Sohn zum Thronerben und starb 127 Jahre alt.

Allein auch er ragte noch in eine halb mythische Welt hinein und sprach viel von seinen himmlischen und irdischen Voreltern. Er führte den Kami- oder Shinto-Dienst ein, und viele Sitten und Gebräuche, die noch jetzt in Ehren gehalten werden, stammen aus der Zeit dieses Helden und werden noch heutzutage bei den weniger gesitteten nördlichen Völkern, den Ainos, gefunden. Von diesen ist in München eine Abbildung interessant, abweichend von den Gesichtsformen der Japaner, mit buschigen, ganz zusammenlaufenden Augenbrauen, wie denn überhaupt die Bilder, wie wir sie auch in der Wiener Ausstellung gesehen, wenn sie jene uncultivirten Völker der verschiedenen Inseln dar-

stellen, diese immer mit struppigem Haar und Bart, ja manche nicht unähnlich dem armen russischen Waldmenschen bei Renz, dem Zuschauer anschaulich zu machen suchen.

Dennoch unterliegt es keinem Zweifel, dass die Haupt-Elemente der Civilisation von Indien und China kamen, in Japan aber von der südlich gelegenen Insel Kiusiu, ehemals Tsukus genannt, ausgingen; auch fehlte es nicht an Gelehrten oder Gesandtschaften, die nach Japan kamen, so 27 v. Ch. ein Königssohn aus Korai, der Spiegel, Edelsteine und Waffen mitbrachte, und ein Nachkomme desselben 59 n. Ch. überreichte dem Mikado sogenannte „Geisterschätze", von denen japanische Gelehrte behaupten, sie seien nichts Anderes als die Bücher des Confutsé gewesen. Da die Mikados den Einwanderern kein Hinderniss in den Weg legten, ihnen im Gegentheile sicheren Schutz gewährten, siedelten sich solche, die von China und Korea kamen, an und führten manches Nützliche, so um 463 n. Ch. den Seidenbau, ein. 552 fasste der Buddhaismus festen Fuss und wurde von einem Hohenpriester des Buddha mit überschwänglicher Reclame befürwortet, als die beste von allen Religionen erklärt. „Sie verschafft uns Glückseligkeit und Vergeltung ohne Mass und Grenze und macht zu einem unübertrefflichen Boddhi. Sie ist, um ein Gleichniss zu gebrauchen, ein Schatz, wonach das menschliche Herz trachtet, der Alles in sich fasst und Alles, was uns zum Heil ist, leistet. Betet oder machet Gelübde, je nach der Stimmung des Gemüthes, es wird euch an Nichts mangeln."[8]) Dass die neue Lehre mit den orthodoxen Priestern des alten Kami-Dienstes in keine kleinen Conflicte kam, darf uns nicht in Erstaunen setzen, und als nun noch eine Seuche ausbrach, zweifelte Niemand an der Rache der alten Götter, und der Buddha-Tempel wurde zerstört. Trotzdem dauerte es nicht 40 Jahre, bis der neue Glaube sich so befestigt hatte, dass 46 Tempel, 816 Mönche und 569 Nonnen dieser Befestigung sicheren Halt gaben. Schrift, Literatur, Künste und Wissenschaften kamen in Aufschwung, die Dichter recrutirten sich in den höchsten Ständen, wie wir später sehen werden, Landbau und Landwirthschaft wurden rationell betrieben. Die Buddha-Priester suchten die Anhänger des alten Shinto-Glaubens so weit zu beschwichtigen, dass sie ihre früheren Götter unter kleinen

Modificationen beibehielten, ihnen glauben machten, sie hätten sie sogar ursprünglich in Indien vorgefunden, später freilich im Bewusstsein ihrer Macht mit Anmassungen aller Art auftraten und den Palast des Mikado in Brand steckten, weil er ihnen nicht Alles gewähren wollte. Die Volksfeste und Feierzüge des noch immer geduldeten Kami-Dienstes wurden von den Anhängern Buddha's an Pomp übertroffen, um das Volk zu blenden. Die Religions-Streitigkeiten dauerten mehrere Jahrhunderte, endlich unterlag das Buddhathum in seinem politischen Einflusse, wurde als Volksreligion anerkannt. Denn bei den höheren Volksclassen erhielt es sich nicht in Ansehen, hatte aber bei den unteren zahllose Anhänger.

Ueber die verschiedenen Staatsformen will ich hinübergehen, die sich während all' diesen Umwälzungen breit machten; dem Mikado gegenüber stellte sich die Militär-Staatsgewalt der Shogun (Sojun) oft zum Heil oft zum Unheil, auch nicht ohne blutige Kämpfe entgegen. Inmitten dieser heftigen Streitigkeiten und Parteizwiste wurde Japan von den Portugiesen entdeckt. Und nun kam eine andere gefährliche Mithilfe in Gestalt der Feuerwaffe in das Land. Eine neue Phase war der Uebertritt mancher Japaner zum Christenthum und ihr Märtyrertod, wesentlich aber der Schutz, der später den Christen von Seite des Shogun Nobunaga zu Theil wurde; vielleicht wollte er dadurch mehr den Buddha-Priestern entgegentreten, deren Handlungen nicht ganz im Einklange mit ihren Worten waren, und so fragte er auch zweifelnd einst die christlichen Missionäre, „ob sie Alles, was sie predigen, selbst glauben". Nun erlaubte er ihnen, nachdem sie dies bejaht, ein Seminar und eine Kirche zu errichten, und sprach dabei die denkwürdigen Worte: „Grossen Herren habe ich es verweigert, sich einen Palast dem meinen gegenüber zu bauen, aber gern sehe ich an dieser Stelle ein dem wahren Gotte geweihtes Haus."

Soweit mögen diese Andeutungen genügen, und es lassen sich genaue Daten erst im XVI. Jahrhundert, von wo an Japan überhaupt erst den Europäern zugänglich und bekannt wurde, gewinnen, als die Missionäre, namentlich Franciscus Xaverius, der auch in Japan im XVI. Jahrhundert starb, und die Versuche der Portugiesen und Holländer, näher in das Land ein-

zudringen, bessere Aufklärungen über dasselbe lieferten. Es lässt sich die Wahrhaftigkeit derselben vielleicht hie und da in Zweifel ziehen, doch möchte ich im Allgemeinen des Reisenden und Abenteurers, des Portugiesen Pinto, erwähnen, der zur Zeit der Jesuiten-Missionäre, 1543, in Japan war, und wie seine späteren Nachfolger, die Holländer und Russen, viel gegen die Feindseligkeiten und das Misstrauen der Japaner (letztere Eigenschaft ist ihnen auch jetzt noch eigen) zu kämpfen hatte. Er spricht von den Erzeugnissen des Landes, in erster Reihe vom Reis, dann Feld- und Hülsenfrüchten, Oelfrüchten, Baumwolle und Hanf, auch wurden zwei Arten Maulbeerbäume zur Seidenzucht und Papier-Fabrication in grosser Ausdehnung angebaut. Ebenso gedeiht der Firnissbaum, der Kampferbaum und die Theestaude. Kämpfer, ein anderer Reisender, beschreibt uns die Art des Reisens, die Herbergen, manche Sitten und Gebräuche. „In den Herbergen — erzählt Kämpfer — findet man Thee und Saké (ein berauschendes Getränk, das aus Reis bereitet wird), eine Art portugiesischen Kuchen, Mansje genannt, Fische, Schnecken, Muscheln, Weizenteig und junge Kräuter. Diese Herbergen entbehren nicht der Ausschmückung, worunter eine papierene, mit goldgesticktem Tuch besäumte Rolltafel vorhanden, auf der sich mit groben Strichen das Bild eines Heiligen, der Spruch eines Poeten oder Weltweisen befindet. Das Hausgärtchen schliesst sich an das Hinterhaus an; man findet da wohl einen alten Pflaumen-, Kirsch- oder Aprikosenbaum, eine nette Zierde, aber ohne Früchte." — Wir werden später sehen, welch' grosse Rolle die blühenden Obstbäume in der poetischen und darstellenden Kunst der Japaner spielen. Nebstdem fand Kämpfer noch als Ausschmückung der Herbergen Gefässe mit Goldfischen, Zwergbäume oder Blumen in Töpfen.

Bei Erwähnung der Stadt Osaka bespricht unser Reisender die Angabe der Nachtwachen: „Die erste Stunde nach Sonnen-Untergang wird mit der Trommel, die zweite durch eine Gumgum oder Metallschüssel mit breitem Rande, die dritte mit einer Glocke, die nicht geläutet, sondern mit dem Holz gerüttelt wird, die vierte wieder mit der Trommel angegeben."

Um einen flüchtigen Blick auch auf die Regierungsform und einige Verhältnisse des Landes und der Stände zu werfen,

will ich bemerken, dass im XVI. Jahrhundert das Herrscherthum erblich und der Kaiser, Taikun, eingesetzt wurde. Das Kastenwesen galt auch hier, doch kommt bei den vier Classen der Japaner der Bauer gleich nach dem Krieger, also vor dem Kaufmann und Handwerker. Von den japanischen Parias, den Etas, werden wir in dem weiteren Verlaufe hören.

Die Einkünfte der Fürsten werden nicht in Geld, sondern in Reis berechnet, und belaufen sich diese auf sehr beträchtliche Summen. So hat der regierende Fürst von Buzen 150.000 Ko Reis oder 1,800.000 Gulden Einkünfte, der Fürst von Saga über vier Millionen Gulden. Trotzdem kamen diese Grossgrundbesitzer nicht selten in Verlegenheit, sie hatten viele Menschen zu ernähren, es wurde ihnen ihr Einkommen allerwärts geschmälert, und ihre Leidenschaft, fremde Schiffe und Munition anzukaufen, stürzte sie in Schulden.

Wir finden diesen Massstab der Berechnung nach Ko Reis auch in den Agriculturgesetzen überhaupt angenommen. Der Pachtzins ist gewöhnlich 40 Percent des Ertrages. Meist aber theilen Besitzer und Pächter denselben in gleiche Theile. Vom Reisland gibt es drei Classen, und es soll ein Tan oder 1800 Quadrat-Fuss des besten Landes jährlich fünf Sack Reis geben, jeder Sack zu vier To, ein To zu drei Riyos oder 16 Schillingen, so dass also ein Sack Reis dem Werthe von 64 Schillingen oder 32 Gulden Silber entspräche. Mittelland gibt nur drei oder vier Sack jährlich. Der Pachtzins wird entweder in Geld oder in Reis erlegt, je nach dem gegenwärtigen Stande der Preise. Er muss im eilften Monat des Jahres abgeliefert werden, wenn die Ernte eingeheimst und die Marktpreise festgestellt sind. Der Pachtzins für andere Frucht, Baumwolle, Bohnen oder Rüben wird im zwölften Monate erlegt. Zuweilen verlangt der Besitzer Vorschüsse, ist er aber in der Rückerstattung derselben lässig, dann ergreifen die Pächter ein in Europa übliches Mittel und machen Strike, ziehen ihre Regenmäntel aus Gras an — es war ein solcher in der japanischen Gallerie ausgestellt —, nehmen Sicheln und Bambusstöcke in die Hand und versammeln sich vor seinem Hause. Allerdings müssen sie es oft mit dem Leben büssen, allein der Besitzer des Landes ist und bleibt trotzdem der Schande verfallen. Die Bauern Japans haben drei Obrig-

keiten; die höchste entspricht unserem Bürgermeister oder englischen Mayor und heisst Nanushi; der zweite Machthaber, Kumigashira, ist Chef der Gesellschaften, und der letzte, Hiya-Kushadai, ist der Vertreter der Pächter. Sie zahlen alle Taxen, werden aber wie Beamte honorirt, und zwar mit fünf Percent der jährlichen Landtaxe. Eine Familie bebaut gewöhnlich ein Cho oder 9000 Quadrat-Ellen, manche reichere Besitzer kommen auf fünf oder sechs Cho, also 45.000 bis 54.000 Quadrat-Ellen. Die Arbeiter erhalten sehr geringen Lohn, kaum drei Gulden jährlich, werden aber bekleidet und beköstigt; als Nahrung erhalten sie Alle Hirse-, Weizen- oder Gerstensuppe. Reis ist für sie ein meist unbekannter Luxusartikel. Arbeiter jedoch in Maulbeer-Pflanzungen werden am besten entlohnt. Der Preis des Reislandes per Tan, also 1800 Quadrat-Fuss, ist sehr niedrig und beträgt nicht mehr als 40 Riyos, also beiläufig sieben Gulden Silber; Holzland ist billiger, doch die Wälder der *Paulownia* werden mit 50 bis 60 Riyos per Tan bezahlt.

In sonderbarer Beziehung zu dem Reiswerth bezüglich der Besoldung ist die Stellung der einstigen Hatamoto gewesen, einer Kaste, die jetzt nicht mehr existirt, und die fast dem Verhältnisse der Lehensleute zu ihrem Lehensherrn im Mittelalter gleichkommt. Sie waren ursprünglich Diener des Herrschers oder Taikun, 80.000 an der Zahl, und es heisst ihr Name auch „unter dem Banner", weil sie sich zur Vertheidigung um ihren Herrn schaaren mussten. Als ein gewisser Iyeyasu zu Ende des XVI. Jahrhunderts Shogun wurde, adelte er sie und gab ihnen Ländereien von 100 bis 10.000 Ko Reis jährlich. Dafür mussten sie zur Kriegszeit Truppen, und zwar für jedes 1000 Ko fünf Mann stellen. Wer weniger Einkünfte hatte, kaufte sich mit Geld los. Vor zehn Jahren aber wurde ein stehendes Heer gegründet, und es musste jeder Hatamoto Jahr aus Jahr ein den Tribut der Soldaten oder des Geldes in Krieg und Frieden stellen. Als im Jahre 1868 der Shogun zum einfachen Daimio herabsank, fiel sein Einkommen von acht Millionen Ko, mit Ausnahme von 700.000, an die Regierung. Jetzt ist der Titel Hatamoto erloschen, sie selbst, früher die stolzeste, hochmüthigste Kaste in Japan, zerstreut, an den Rand des Elends gebracht. Manche haben Kaufmannsgeschäfte begonnen, manche wandern als Ronins[9]) durch

das Land, Einige sind dem vertriebenen Taikun gefolgt. — Die Zahlung der Beamten geschieht auch in Reis; sie thun darum das Möglichste, um die Preise hoch zu halten, deshalb ist kein Freihandel möglich. Streitigkeiten darüber haben den Namen „Reis-Aufstände" erhalten. [10])

Sie werden in diesem kurzen Abrisse der Geschichte eine Lücke zwischen dem XVII. Jahrhundert und der Jetztzeit gefunden haben. Sie lässt sich durch die verschiedenen Missionen und Verkehrs-Versuche ausfüllen, welche von Seite der Portugiesen, Holländer und Russen mit mehr oder weniger Schwierigkeiten unternommen und vollzogen wurden. Siebold's Werk bringt darüber nur Bruchstücke; Wilhelm Heine hat sie systematisch zusammengefasst und in seinem Werke über Japan interessante Daten gegeben. In den letzten Decennien stellten sich die Verfolgungen der Christen als grausam und hartnäckig heraus; erst in neuester Zeit ist ihre Stellung im Lande eine günstigere geworden, und es bliebe noch zu untersuchen, ob das ganze Gewicht der strengen Massregeln den Japanen allein zuzuschreiben ist.

Die vor Ihnen bisher entfalteten Bilder, wie überhaupt die Schilderungen der nächsten Vorträge sind vielleicht bald als überwundener Standpunkt, wenigstens bei einem Theil der Bevölkerung, zu betrachten. Die japanische Gesandtschaft, an deren Spitze der berühmte Iwakura — Japans Bismarck — steht, welche drei Jahre lang Europa bereiste und Sitten, Gebräuche und Einrichtungen studirte, hat bereits ein Schulgesetz ausgearbeitet, wo die englische und wahrscheinlich auch deutsche Sprache als obligat erscheint, in deren Programme confessionslose Schulen begriffen sind, und die Religionsfreiheit, die nun in Japan gestattet ist, einen grossen Umschwung nach sich ziehen wird. [11])

II.

Zu meinem heutigen Vortrage muss ich Ihre Geduld und Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nehmen, indem das Hauptthema: die Cultformen der Japanen, ein so reiches Material bietet, dass eine Auswahl nicht ohne Schwierigkeit war. Vorerst erlaube ich mir aber noch einen kurzen Ueberblick der japanischen Zeitrechnung zu geben, und mit den Sitten und Gebräuchen den Vortrag zu schliessen.

Bei einem Volke, welches sich in geographischen und anderen Kenntnissen schon so früh entwickelte, wird es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir ebenfalls im verhältnissmässig grauen Alterthume einer tüchtigen Ausbildung astronomischer und chronologischer Kenntnisse begegnen, die schon den Altvordern Zin-mu's, des berühmten Eroberers, bekannt waren. Ich bin weit entfernt, Sie eines Breiten mit den oft complicirten, oft wenig interessanten Einzelheiten der japanischen Zeitrechnung bekannt zu machen, allein soweit diese charakteristische Merkmale aufweist, darf sie aus dem Rahmen, der Land und Leute umschliesst, nicht ausgeschieden werden. Es ist kein Zweifel, dass schon im II. Jahrhunderte n. Ch. der Krieg mit Korea einen bedeutenden Einfluss auf Japan auch auf diesem Gebiete ausübte. Im Jahr 675 entstand die erste Sternwarte, im Jahr 690 erschien der erste Kalender. Hatte man früher nach dem Sexagesimal-Cyclus, nach Regierungsjahren der Mikados, später nach Nengo, willkürlichen Zeitabschnitten, gerechnet, so bestimmte man endlich die Zeit nach Mondjahren und Sonnenjahren, letztere in zwölf, nach dem Thierkreise benannte Abschnitte eingetheilt, wie wir später bei den Tagstunden sehen werden. Die Japaner beginnen das bürgerliche Jahr mit dem Tigermonat, Tora-no-tsuki, in dessen

Verlauf die Sonne in das Zeichen der Fische tritt, den Monat mit dem Tage des Neumondes, den Tag mit der Mitternachtstunde; die Monate haben bald 29 bald 30 Tage.

Den eben genannten Sexagesimal-Cyclus theilen sie in einen zwölf- und zehntheiligen, und ist der letztere auf die fünf Elemente zu beziehen, die wieder in je zwei Begriffe zerfallen. Beiläufig gesagt ist fünf die bedeutungsvolle Zahl der Japaner, nebst den fünf Elementen haben sie fünf Jahresfeste, fünf Uebel, fünf Hauptfarben, fünf Gebote und fünf Haupttöne. — Was nun bei der zehntheiligen Bestimmung der Elemente von den Chinesen männlich und weiblich, thätig und leidend genannt wird, heisst bei den Japanen der ältere und jüngere Bruder, Je und To. Sie nehmen nun erst das Element, und in zweiter Instanz dieses in der dem Menschen näher stehenden Veränderung an. —

1. Kino-je — Holz als Baum.
2. Kino-to — Holz gefällt als Materie.
3. Fino-je — Feuer, z. B. als Blitz.
4. Fino-to — Feuer von Holz als Flamme.
5. Tsutsi-no-je — die Erde als solche.
6. Tsutsi-no-to — Erde zu Geschirr verarbeitet.
7. Kamino-je — Erz.
8. Kamino-to — verarbeitetes Erz.
9. Mid-suno-je — Wasser, Regen, Flüsse, Quellen.
10. Mid-suno-to — stehendes Wasser, Pfütze, Morast.

Der zweite Cyclus von zwölf führt dieselben Namen wie die Stunden des Tages und kann ein wahrer Thierkreis genannt werden, da er nur aus dem Thierreiche die Namen schöpft. So entfallen auf die zwölf Tagesstunden, wo immer je eine zwei der unseren beträgt, folgende Bezeichnungen:

Mitternacht	bis	2	Uhr Morgens	Stunde	der	Maus,
2	—	4	— —	—	des	Ochsen,
4	—	6	— —	—	—	Tigers,
6	—	8	— —	—	—	Hasen,
8	—	10	— —	—	—	Drachen,
10	—	12	— Mittags	—	der	Schlange,
12	—	2	— Nachmittags	—	des	Pferdes,
2	—	4	— —	—	—	Widders,
4	—	6	— —	—	—	Affen,

6 bis 8 Uhr Nachmittags Stunde des Hahnes,
8 — 10 — — — — Schweines,
10 — 12 — — — — Fuchses.

Wir finden hier einige Thiere, welche auch in den Thierfabeln hervorragend genannt werden, namentlich ist es der Fuchs, der in mancherlei guten und bösen Eigenschaften auf dem Schauplatze erscheint, und dessen wir noch öfter erwähnen werden. Ja es heisst, dass in Japan alle Füchse des Landes sich an einem bestimmten Tage an einer bestimmten Stelle vereinigen, in der Nähe aber ein Feuer erscheint, woraus man auf ein fruchtbares Jahr schliesst. Wir haben in der ersten Vorlesung das Verschmelzen des Reis-Gottes Inari mit dem Fuchs gesehen, welche Mythe auch hier zu Grunde liegen mag. Den Drachen aber kann man bei den Chinesen und Japanern schon beinahe als Hausthier betrachten, denn er hat sich im Tempel und im Hause, auf Ornamenten und Seidenstoffen förmlich eingenistet, und die Ausstellungsgegenstände der beiden Länder brachten sein Abbild in den verschiedenartigsten Formen und aus dem verschiedenartigsten Material. Ochs und Widder aber sind bekannte Gestalten unseres Thierkreises.

Die Bezeichnung der Monate geschieht theils nach Zahlen von eins bis zwölf, theils in einer naheliegenden, uns wohlbekannten Art, die sich aus den abwechselnden Naturerscheinungen des Jahreskreises entwickelt, und wenn wir noch immer in unseren Kalendern vom Ernte-, Wein- und Jagdmonat sprechen, der wilde Indianer Nordamerikas einen Erdbeermonat, Schneeschuhmonat u. s. w. nennt, werden wir nicht sehr erstaunt sein, wenn wir in Japan neben der Bezeichnung der Naturerscheinung auch noch Anspielungen auf Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten finden. Man bedient sich dieser Benennungen indess nur vorzugsweise in Gedichten und am Hofe des Mikado. Der erste Monat, der durch Neujahr- und Freundschaftsbesuche bezeichnet wird, heisst auch der liebreiche. Der Name des zweiten bedeutet: Anzug doppeln, weil noch die Nachtfröste zu fürchten sind. Im dritten heisst es: zunehmende Lebensregung der Natur, und im vierten blühen die Hasenblumen, darum heisst er auch Hasenmonat, und der fünfte: „Monat der Frühpflanzen." Der sechste ist der wasserleere Monat; und nachdem sich diese alle

auf Naturerscheinungen bezogen, kommt wieder die Bezeichnung eines besonderen Gebrauches für den siebenten. Man beschenkt sich während desselben mit geschriebenen Zetteln, und davon heisst er: der Briefmonat. Nun geht es aber mit den Naturerscheinungen in retrograder Bewegung, es kommt der Monat des Blätterfallens, der lang scheinende Mond, der Monat ohne Kami oder Götter, nämlich ohne Donner, mit dem kurzen Erscheinen der Sonne, und endlich der eilfte: der Reifmonat. Der zwölfte führt aber den seltsamsten Namen und heisst „das Gelaufe der Meister", die in den letzten Tagen des Jahres wenig zu Hause bleiben, in der That aber ist es die schalkhafte Verdrehung eines Wortes, welches auch „des Jahres Ende" bedeutet

Die Eintheilung der Stunden geschieht durch Kerben, Koku, und wurde bei den alten Wasseruhren mit 100, später mit 96 auf die japanische Stunde gerechnet.

Ungemein complicirt sind diese in grauer Zeit üblichen Wasseruhren, denen wir im alten Rom, in Indien, in Egypten, wenn auch hie und da in etwas abweichender Form, begegnen. Wie in allen chinesischen und japanischen Kunst- und Industriewerken eine Art Symbolik mitspielt, so auch hier. Die in Japan benützte Wasseruhr, welche eigentlich von dem chinesischen Kaiser Hoang-ti erfunden wurde, kam in der Mitte des VII. Jahrhunderts nach Japan, wo der nachmalige Mikado Tentsi, als er noch Erbprinz war, eine solche mit seinem buddhistischen Lehrer verfertigte und im sogenannten neuen Pavillon aufstellte; sie hiess Toki-no-kizami, Zeitkerben, und ihre Einführung findet sich in den Annalen, Wa-nen-kei, gewissenhaft verzeichnet. Ihnen ihre Einrichtung auseinanderzusetzen, wäre ein schwieriges, unerspriessliches Unternehmen, und ich will nur die in China üblichen seltsamen Benennungen ihrer Bestandtheile erwähnen, die auch auf Japan übergegangen sind. Ihre vier Behälter heissen: der Teich des Nachthimmels, der Teich des Taghimmels, die Gleichungsvase und die 10.000theilige Vase. Dann befindet sich darin der See oder das Wassermeer, die Abzugsröhren, die den seltsamen Namen Koou oder „aussaufende Krähen" haben, das Wasser durch das Lotosherz, eine der Fruchthülle des *Nelumbium* gleichende siebartige Vorrichtung — die Japaner nennen es Wespennest, Fatsi-tu, oder Wespennestfrucht, Fa-

suno-mi — durchsickern lassen, welches dann den schwimmenden Pfeil hebt, von denen sich 48 in der Uhr befinden, welche die Stunden anzeigen. Auf den Pfeilen, welche man mit unseren Zeigern vergleichen könnte, finden sich die Zeitabschnitte bis auf die kleinsten — die Fen — eingekerbt, von welchen letzteren 2,160.000 auf ein Jahr gehen. In gleicher Weise bediente man sich in China und Japan in ältesten Zeiten der Sonnenuhren, wo selbstverständlich die Symbolik nicht fehlen durfte, denn die Scheibe stellt die Erde, der Schattenstift die oberste Herrschaft des Himmels über die Erde dar. Es heisst sogar in der chinesischen Sammlung der „Tausend Worte", von denen ich Näheres bei der Literatur erwähnen werde: „Scepter und Diadem, der lange und der runde Edelstein sind nicht so kostbar, als ein Bischen Schatten auf der Sonnenuhr, mit diesem wetteifere." Man benützte sogar eine portative Sonnenuhr, die sich in den japanischen Reisehandbüchern befand, und wo anstatt des Stiftes ein Papierstreifen befestigt war, der sich aufrichten liess, beiläufig wie wir sie auf den merkwürdigen Fledermäusen im Pavillon des Kindes gesehen, die, in die Luft geschleudert, von selbst wieder zurückkommen. In Shakespeare's „Wie es Euch gefällt" wird auch von einer portativen Sonnenuhr in Form eines mit Spalten und Löchern versehenen Metallreifens gesprochen, deren Zeichnung ich besitze. Bei Nacht diente der Sternenhimmel als Uhr, und da fehlte es denn auch nicht an astrologischen Combinationen.[12])

Eine ganz merkwürdige Erscheinung ist die einst ebenfalls in Japan üblich gewesene Feueruhr. Man streute das Pulver von *Illicium religiosum* auf eine Reihe Furchen, zwischen denen Asche lag; die fortrückende Gluth wurde in einem verschlossenen, mit wenig Rauchlöchern versehenen Kasten geregelt und diente den Wächtern als Zeichen zum Anschlagen der Stunden.

Im XVI. Jahrhundert kamen die Schlaguhren nach Japan, und zwar durch den Missionär Mathias Ricci, welche Begebenheit durch einen japanischen Chronisten folgenderweise erzählt wird: „Der Priester aus Westen, Li Mateu, besitzt eine von selbst tönende Glocke, worin Walze und Feder angebracht sind, und welche beim jedesmaligen Zusammentreffen mit einer Stunde, dieser entsprechend, schlägt. Sie weicht das ganze Jahr um keine Kerbe ab, was zwiefach ingeniös ist!" Die von den

Japanern nachgemachten Schlaguhren sind sehr complicirt, und befinden sich davon Exemplare im Museum im Haag. Durch die Holländer wurden in Japan Thurmuhren, Taschenuhren und Schwarzwälder Uhren eingeführt, letztere hiessen Hacken-Uhren. Alle buddhistischen Tempel haben Glocken, die nicht geläutet, sondern geschlagen werden, und die Abbildung eines solchen Glockenthurmes, Tsuri-gane-to, gibt Siebold in seinem Nippon.

Interessant ist ein Blick auf die verschiedenartigen Kalender Japans, wo wir oft auf frappante Aehnlichkeiten mit den bei uns üblichen stossen.

Sie sind ein nothweniger Begleiter des Hofmannes wie der feinen Dame, des Bauern wie des Samurai.[13]) Das Kalendermachen selbst ist in Japan das Privilegium der Mönche, und wenn auch der Hof-Astronom des Mikado die Zusammenstellung besorgt, so haben doch nur allein die Mönche das Recht, dieselben drucken zu lassen. Der gewöhnliche Kalender — das Muster bei der Beschreibung ist der vom Jahre 1828 — bringt die Namen der Monate, die Zahl der Tage, den Anfang der 24 Witterungsansätze, woraus sich ebensoviele Feiertage, Rei-nitsi, ergeben, und also darin die Japaner uns noch weit überlegen sind, die religiösen Feste, Sonnenfinsternisse, Glücks- und Unglückstage, und die drei heissesten Tage. Die Bezeichnungen der zwölf Monate sind durchgehends aus den Naturerscheinungen, wie sie darauf entfallen, genommen, und es sind nebstbei noch Feste oder sonstige landwirthschaftliche Verrichtungen bemerkt. Die Feste spielen überhaupt in Japan eine grosse Rolle im Volkswesen und theilen sich in monatliche Festtage, jährliche Volksfeste, Jahrestage der Kami, Familienfeste, Glücks- und Unglückstage, Buss- und Bitttage. Unter den Volksfesten ist das Pfirsichblüthen- oder Puppenfest für Mädchen, das Calmus- oder Flaggenfest für Knaben bemerkenswerth. Ich werde dessen noch bei dem Capitel des Kinderspielzeuges gedenken. Unter den Festen ist ferner im Kalender verzeichnet: die Pflaumenzeit oder Reife, die in die Regenzeit fällt und auch Pflaumenregen heisst, das Fest Wi-noko, Schweinkinder, der Name von Kuchen, die im Ebermonat zur Abwehr von Krankheiten hingesetzt werden. Das siebentägige Fest Figen, welches

man zweimal im Jahre feiert, heisst „an's andere Ufer gelangen" und gilt den Verstorbenen, denen man durch Gebet und Abgaben die ewige Ruhe gewinnen will, wie unsere Allerseelenfeier und die seltsame, unter dem Namen des Quatembersonntages in Baiern übliche Todtenfeier, wo alle Kirchenbesucher in Schwarz erscheinen. Die Astrologie mit Auslegung der Planeten-Einflüsse spielt auch eine Rolle in diesem Kalender.[14])

Unter dem Titel Megura gojomi (Blindenkalender) werden wir einen Cousin germain des bekannten steierischen Bauern-Kalenders finden, der in seiner antiken Symbolik sogar Anlass zu einem Feuilleton gegeben. Es sind natürlich unter den Blinden in Japan nur geistig Blinde, d. h. Solche, die der Schrift unkundig sind, gemeint. Abbildungen von Gegenständen wechseln mit Allegorien ab, z. B. ein Viereck, welches die Erde bedeutet, vor einer offenen Seite das bekannte japanische Tempelthor, Tori-e, es ist die Pforte, durch die der Jahressegen einzieht.

Das Bild des Teufels spielt auf das Fest Tsu-fen, Seb-bun, an, welches nach dem grossen Feste fällt und lebhaft an eine altrömische Sitte mahnt; der Hausvater durchschreitet um Mitternacht das Haus, wirft geröstete Bohnen aus und ruft: „Hinaus böser Geist, Schätze herein!" Ein alter Mann und ein altes Weib müssen in der Maske eines Teufels auftreten, dessen Figur im Pavillon des kleinen Kindes zu sehen war; sowie eine derlei häusliche Scene sich im Nippon befindet, wo am Eingange des Zimmers zwei Fische mit grünen Sträussen im Maul und ein Kranz aufgereihter Rettige sicher nicht bedeutungslos hängen.[15])

Ein Festtag, dem Erdgeist geweiht, der zweimal im Jahre wiederkehrt, wird mit dem Bilde einer fliegenden Schwalbe bezeichnet. Im Frühling fleht das Volk um Gedeihen des Feldbaues, im Herbst dankt es für gewonnenen Segen, und selbst die Frauen verlassen Nadel und Spindel, um im Freien ihren Dankgefühlen Ausdruck zu geben. So feiert auch die Schwalbe zur selben Zeit ihre Ankunft und ihren Abzug, darum heisst es in einem japanischen Gedichte: „Auch die Schwalbe kennt den Festtag des Erdgeistes, nimmt Abschied von ihrem Neste und zieht hinweg." Im dritten Monat bedeutet ein Säekorb: „Es

ist gut säen", im fünften eine Blüthe den Eintritt der Pflaumen- oder der Regenzeit. Unter den Sinnbildern des achten Monats sind zwei Gerten getrockneter Feigen und zwei Schnüre Kupfermünzen bemerkenswerth, und beziehen sich die letzteren auf die in diesem Monat bestimmten Tage, an denen man die Besoldungen an die Beamten auszahlt.

Da die vegetabilische Welt mit dem Leben, dem Cult und den Festen der Japaner innig verwebt ist, so ist sie auch in das Kalenderwesen eingedrungen, und wir finden bei ihnen einen Blumenkalender, wenn auch nicht so reichhaltig, wie wir einen solchen aus unseren botanischen Büchern kennen. Es vergeht zwar bei der Verschiedenheit des Klimas kein Monat, ohne dass sich nicht eine oder die andere Blüthe erschliesst, welche dann Sinnbilder der Jahreszeiten abgeben, aber die Zahl dieser Gewächse beschränkt sich nur auf einige Dutzende. Nach diesem Kalender werden die Gemälde und künstlichen Kränze und Sträusse geregelt und die Blüthenzeit der Ziergewächse so in Acht genommen, dass man ja keinen Anachronismus begeht. Wenn im ersten Monat die Pflaume, im zweiten die bekannte schöne *Cydonia japonica,* im dritten mehrere Kirschen-(Sakura-)Arten zum Blühen kommen, so entwickelt sich im vierten die Blume der Kiri oder *Paulownia,* im fünften die Irisarten und im sechsten die Königin der Wasserblumen, die mit dem indischen Cult und durch Buddha auch mit dem japanischen so eng verbundene Lotosblume. Der siebente bringt nichts Bemerkenswerthes, der achte aber mehrere *Polygonum*-Arten, die in der japanischen Färbekunst eine grosse Rolle spielen; im neunten und zehnten erscheint das *Chrysanthemum* und die Narzisse, im eilften die Papierdaphne, im zwölften die wohlriechende Daphne. Der Blumen-Almanach, dem diese Liste entnommen und der im Jahre 1810 zu Yeddo gedruckt ist, führt den Titel „Za seki sasi banano sju", d. i. Sammlung von Bouquet-Blumen für die Theetafel, ein für Blumenliebhaber und Sträussebinder willkommenes Geschenk, das sie mit der Blüthezeit von 350 verschiedenen Zierpflanzen bekannt macht. Ein anderer Blumenkalender mit zwölf Bildern in Holzschnitten, 15 Jahre später wahrscheinlich in Osaka herausgekommen („Kanato tori tana gejomi"), heisst: Ein Neujahrs-Geschenk für Freunde der Natur und Poesie.

Blumenliebhaberei und Poesie sind auf Japan unzertrennliche Gefährten, und wenn Pflaumen und Kirschen im Blüthenschnee prangen, und die vielblumige Fudsi (eine Schlingpflanze) die Lauben bedeckt, dann ruht unter dem Schatten seiner Lieblingsflora der japanische Dichter, hängt mit leichtem Pinselzug die Gefühle seiner Begeisterung auf bunte, vergoldete Zettelchen und schmückt damit den Baum oder Zweig, den er besang.

Anknüpfend an diese halb astrologischen, halb astronomischen Skizzen will ich Ihnen eine Schilderung des japanischen Cult geben und daran einige eigenthümlich interessante Gebräuche anschliessen.

Bezüglich der von den Japanen ausgeübten Cultformen können wir, abgesehen von den vielen Secten, von denen namentlich die Buddha-Religion wimmelt, drei verzeichnen: den alten Kami-no nutsi, Weg, Lehre der Kami oder Götter, die später den Namen Shin-tao erhielt; den Buddha-Glauben, der sich durch später eingeschlichene Missbräuche von seiner ursprünglichen Reinheit entfernte, und den man mit dem Namen Buttoo bezeichnete; und endlich die auf der Moralphilosophie Confutsé's gegründete Sjutoo, eine Art Vernunftreligion, welcher die gelehrte und höhere Volksclasse huldigt.[16])

Wir wissen ferner, dass die Missionäre aus der Gesellschaft Jesu, voran der heilige Franciscus Xaverius, viele Christenbekehrungen bewerkstelligten, und ein Theil der übergetretenen Japaner mit bewunderungswerthem Muthe den Märtyrertod durch Kreuzigung, die in Japan übliche Todesart, litten und in den Legenden und Abbildungen unter dem Namen der japanischen Märtyrer bekannt sind.

Ich will hier einen Augenblick bei dieser Todesart verweilen. Vatermörder und Jene, die ihre Verwandten, Lehrer und Diensthєrren tödten, Falschmünzer und Solche, die das Gebiet des Taikun überschreiten, welches Majestäts-Verbrechen jetzt keine Geltung mehr hat, sterben den Kreuzestod. Der zweiten, in Japan allein eigenthümlichen Selbsthinrichtung, des Hara-kiri, welches eine weit ehrenvollere Todesart ist, werde ich später bei den Sitten und Gebräuchen erwähnen. Hier aber soll noch eine Bemerkung über das in allen Ländern und selbstverständ-

lich auch in Japan verachtete Amt des Henkers Platz finden. Ich habe früher schon erwähnt, dass auch in Japan das Kastenwesen herrscht. Dem in Indien verabscheuten Paria ist hier der Eta an die Seite zu stellen. Die Eta stehen unter einem Anführer, der seine Abstammung in das XII. Jahrhundert, bis auf den einst berühmten Minamoto no Yoritomo zurückführt. Durch Missgeschick herabgekommen, sah sich einer aus diesem Stamme genöthigt, das Feld als Bauer zu bebauen. Der damals herrschende Kaiser aus dem Stamme der Hojos erfuhr davon und wollte ihn zu einem Samurai, einem Krieger, erheben. Dieser aber zog ein bescheidenes Los vor und sagte, wenn er schon einer Oberherrschaft theilhaftig werden sollte, dann müssen seine Untergebenen einfache Leute sein — und so wurde er Chef der Etas. Die Beschäftigung dieser verachteten Kaste entspricht der unserer Scharfrichter und Wasenmeister. Bei der Kreuzigung des Verbrechers muss er diesem den üblichen Lanzenstich geben, ihn begraben, kranke Gefangene aus dem Gerichtssaale tragen, nebstdem überzieht er Trommeln und macht Schuhe; zu den ersteren dient gleich das Fell der getödteten Thiere, die zweiten sind, wie wir wissen, hohe Stöckelsohlen aus Holz, oder Stroh- und Bastsandalen, deren sich in der Ausstellung genügend befanden. Die Frauen und Mädchen der Etas betreiben das Geschäft fahrender Sängerinnen und heissen Tori-oi, sie spielen auf dem Samisen, einer Art Laute, wie deren mehrere in der Ausstellung zu sehen waren, singen Balladen, dürfen aber nur in ihrem Stamme heiraten, weil sie eine verachtete Raçe sind.

Der alte Shinto-Glaube schliesst die Anbetung der Sonnengöttin in sich. Die Götter heissen Kami oder Shin, bei den Buddhisten aber Hotoke. Die Shinto haben eine unbestimmte Vorstellung der Seele, der zukünftigen Existenz, der Belohnungen und Strafen. Wir haben schon früher, bei Gelegenheit des Herrscherthums in mythischer Zeit, von den japanischen Gottheiten gesprochen. Diese haben sich wieder in Halbgötter getheilt, und die besonderen Schutzgötter, denen die Japaner Tempel erbauen, entsprechen unseren Heiligen und Schutzpatronen. Auch bei ihnen werden weise und berühmte Männer nach dem Tode canonisirt, und ist überhaupt der später eingeführte reine Buddha-

Dienst, der im Laufe der Zeiten in ziemliche Entartung überging, in mancher Form unserem Gottesdienste überraschend ähnlich. Die Bösen, so sagt ihre Lehre, kommen in die Hölle, die Guten in das Reich der Seligen. Der Fluss Sandzù ist der Styx der Buddhisten, ein altes Weib versieht den Dienst des Charon, und man legt der Leiche als Fahrlohn ein Stück Geld in den Sarg.[17]) Reinheit ist die geforderte Eigenschaft; Fleischessen, Leichenberührung, lasterhafte Gespräche sind Verunreinigung. Auch Milch ist dem strengen Buddhisten ein verpöntes Getränk, weil er es „weisses Blut" nennt und der Genuss des Fleisches und Blutes ihm ein Gräuel ist.

Die Einzelheiten des Buddha-Cult, wie er in Indien festgestellt ist, sich auf Japan erstreckte und auch da wieder in mehrere Secten zerfiel, sind so umfangreich, dass ich mich hier mit wenigen Andeutungen begnügen muss und nur die Hauptpunkte der beiden Religionsformen berühren will.

Die Götter, welche der Shinto- oder Sonnen-Cult in sich schliesst, heissen Kami, Beigötter, bewachende, schützende Götter, vermitteln den Sterblichen mit der Sonnengottheit und werden in Naturereignissen aussergewöhnlicher Art erkennbar.[18])
Sogar einige Thiere können das Vermittlungsamt besorgen, darunter wieder der Fuchs, und es kommt in Japan der schlaue Reineke zu besonderen Ehren. Zu den Formen des Cult gehört das Feiern der vielerlei Feste, und es wäre sehr interessant, diese näher zu besprechen, doch ist die gegebene Zeit dazu nicht ausreichend und vielleicht diese Betrachtung einer späteren noch vorbehalten.

Die Priester heissen Kami-nusi, Götterwirthe, sind verheiratet und tragen gleich wie die Priesterinnen lange weisse Gewänder mit weiten Aermeln und schwarze Mützen von gelacktem Papier. Auch hier gibt es Rangunterschiede wie bei uns und Bergpriester, Jamabosi, oder Bettelmönche.

Wir haben in der Ausstellung das Muster eines kleinen Tempels gesehen. Die grösseren, Jasiro, könnte man Kamihof oder Kamihallen, die kleinen, Miya, Kamisitze oder Capellen nennen. Sie enthalten den bedeutsamen Spiegel, das Bild der Reinheit bei den Shinto, oder die Sonnenscheibe, deren Abzeichen in gleicher Weise die rothe Kugel auf der Flagge ist; bei

den Buddhisten bedeutet der Spiegel das Zurückstrahlen der guten menschlichen Thaten. Ein eigenthümliches Emblem der Gottheit ist das Goheï, ein aus färbigen Papierstreifen geformtes Geräth, welches auch fünf Farben trägt, in Hausaltären aufgestellt und gelegentlich auf einem Pferde bei Festlichkeiten herumgeführt wird, weshalb das Pferd auch Shin-me, Götterpferd, heisst. Das Mikosi, eine Sänfte mit heiligem Geräthe, wird zuweilen an dem in der Nähe der Kamihallen fliessenden Wasser gewaschen, wobei auch Ceremonien stattfinden. Noch muss ich der seltsamen Pforte erwähnen, die vor allen Kamihallen steht, und die wir auch in der Ausstellung bemerkten. Sie heisst Tori-e, und es wird ihre Form auf den chinesischen Buchstaben Thian, das heisst Himmel, zurückgeführt. Reisende fanden sie sogar bei den entferntesten Rennthier-Völkern des hohen Nordens. Die Kamihöfe stehen meist sehr malerisch in grünenden blühenden Hainen gelegen; man hält dort Nachtigallen, schön befiederte Enten, Johanniswürmchen durchschwirren die Luft; man ergötzt sich gelegentlich mit Sang und Tanz, macht Verse, betrachtet heilige Bäume, den Bambusstab aus der Angelruthe eines Kami, oder den Sakurabaum, auf den ein Mädchen ihr thränenbenetztes Gewand hing, ehe sie sich aus Verzweiflung in die Fluthen stürzte.

Als Haupt-Wallfahrtsorte sind 22 Kamihallen bekannt, deren der bedeutendste die von Ise ist, mit einem Einkommen von 504.000 Gulden. Zwei Meilen von Yeddo liegt das Dorf Méguro, und nahe dabei steht ein Shinto-Tempel mit zwei Bäumen der *Cryptomeria,* die sich auch unter dem Schutze des Gottes befinden. Dort soll man hingehen und anbeten zur Stunde des Ochsen, also von zwei bis vier Uhr Morgens. Eifersüchtige Frauen suchen die Hilfe der Gottheit; sie kleiden sich in Weiss, stecken drei Lichter auf einen Dreifuss, den sie sich auf den Kopf setzen, hängen einen Spiegel um den Hals und nageln an die Bäume kleine Strohfiguren, welche den Treulosen vorstellen sollen. Sie bitten um nichts Geringeres, als um den Tod des Geliebten und hoffen, der Gott werde dies nicht versäumen, um seinen Baum zu retten.

Da wir früher von der Reinheit gesprochen haben, sowie von dem, was als religiös unrein betrachtet wird, wie

z. B. ein Todesfall in der Familie, wo dieser Zustand je nach dem näheren Verwandtschaftsgrade drei Tage, aber auch zwölf Monate dauern kann, wollen wir zusehen, wie man sich nach Ablauf dieser Frist durch eine Wallfahrt in den Zustand der Reinheit versetzen kann. Das Gewand des Pilgers ist einfach, er bedeckt das Haupt mit einem Strohhute, nimmt den Stab in die Hand, steckt in den Gürtel einen hölzernen Löffel zum Wasserschöpfen, und von Verwandten und Freunden mit Reisebedürfnissen versehen, tritt er den Weg zur Kamihalle an. Wasser und zierliche Handtücher werden ihm geboten, er zieht eine Glocke, klatscht dreimal in die Hände, um die Gottheit von seiner Ankunft in Kenntniss zu setzen, wirft sich auf die Matte und spricht sein Gebet.[19])

Schätzenswerth beim Shinto-Glauben ist die Sitte des Morgen- und Tischgebetes, welche selbst die nördlichen Aino beobachten.

Im Gegensatze zu dieser Einfachheit steht der Cult der Buddhisten. Sie können sich durch Fasten und Bussethun, durch Exvotos und Almosen in den Tempeln Fortschritt und Gedeihen erwerben. Besonders sind es die Exvotos, die eine bedeutende Rolle im Buddha-Cult spielen. Da ist z. B. der japanische Aesculap, Yakushi Niurai, dem man kleine, blau übermalte Täfelchen mit einem rothen Fisch darbringt, weil einst ein Priester, von heftigem Augenleiden befallen, von dem Gotte Hilfe erhielt, der ihm auf einem Fische erschien. Dieser ist überhaupt das Zeichen der Kraft, und wir hatten ein Beispiel dieser beliebten Abbildung einmal in der Gestalt des grossen vergoldeten Fisches vom Palaste von Owara, und in dem als Flagge aufgezogenen nahe der kleinen Mija.

Bei dem Kloster Abto, an der Bucht gleichen Namens, pflegen Seeleute und Reisende, welche den Schutz des Gottes Kwanwon anrufen, demselben zwölf Scheidemünzen, Seni, entsprechend den zwölf Monaten des Jahres, auf ein Brettchen zu binden und mit einem Gebet in die See zu werfen, welche die im Dienste der Mönche stehenden Fischer auffangen und den Mönchen übergeben.[20]) In einem anderen berühmten Kamihofe, den Siebold sehr genau beschreibt, machte man die Reisenden auf ein Seestück aufmerksam, welches in Nagasaki gemalt und

von einem Trossmeister, Namens Kisuke, 1804 ex voto hierher gestiftet wurde. Ebenso bemerkten sie mit Papier überzogene Schachteldeckel, Centrumschüsse, welche die glücklichen Schützen, mit ihrer Unterschrift versehen, auch dem Gotte geweiht hatten. Ein sehr höflicher Priester, der die Fremden begleitete und ihnen Alles zeigte, führte sie auch nach den Priester-Wohnungen.

Auf dem Wege dahin befand sich eine sehr schöne Laube von der Schlingpflanze *Wisteria Sinensis* (Fudsi). In der Nähe der Kamihalle verlangt nämlich auch der Pilger nach einem Götterausspruche und hängt Zettelchen mit seinen Wünschen an die sich eben entwickelnden Blüthentrauben der Fudsi. Die längsten und schönsten geben Hoffnung auf baldige Erfüllung. Verliebte nehmen gern ihre Zuflucht zu diesem Blumen-Orakel. Bei dem Berge Konbira im Fürstenthum Sanuki sollen die Tempel und Kamihallen wunderbar schön sein, und ist der Berg bis an die Spitze durch die üppigste Vegetation ausgezeichnet. Auch dem dort verehrten Gotte Konbira Gongen empfehlen die Seeleute ihr Leben und bringen ihm Opfer, welche in einigen Pfennigen und einem Fässchen Saké bestehen und ebenfalls in die See geworfen werden. Fischer oder Landleute, welche die Gegenstände finden, stellen sie dem Kloster zu und erhalten dafür einen Ablasszettel. Sie gehen bei dieser Gelegenheit sehr gewissenhaft zu Werke, denn auf Unterschlagung der Kirchengeschenke liegt eine Gottesstrafe.[21])

Sind die Votanten zu bedürftig, dann opfern sie ihr Haar, und in dem Tempel von Horinouchi, neun Meilen von Yeddo, sieht man einen dicken, aus menschlichem Haar gedrehten Strick, schmutzig, staubig und höchst ekelhaft. Ich zweifle nicht, dass meine verehrten Zuhörer während der Schilderung dieser Cultformen im Stillen die naheliegenden Vergleiche gemacht haben. Hier aber kann ich als Augenzeuge versichern, dass die italienischen Kirchen nebst anderen zahllosen Votivgegenständen offenes und geflochtenes Haar, in Kästen verschlossen oder offen hängend, zur Genüge aufweisen, und wir diesen wenig lieblichen Anblick nicht erst in Japan, sondern in nächster Nähe zu finden wissen. Eine andere Art Busse ist ein z. B. hundertmaliges Auf- und Abgehen an einem bestimmten Platze, wobei Gebete gemurmelt

werden. Um ja in der richtigen Zählung nicht zu fehlen, steckt der Betende nach jedem Gange ein Stückchen Stroh in den Boden. Auch verkauft man in Japan vor den Tempeln kleine Vögel, welchen die Votanten die Freiheit schenken, zur Erinnerung an den überaus milden Stifter Buddha, der offenbar der erste Patron des Thierschutzvereines gewesen. Denn es heisst von ihm, er habe einem halbverschmachteten Krokodil das Leben gerettet, indem er es vom trockenen Grund in einen entfernten Fluss getragen, da es aber nebstbei noch der Nahrung bedurfte, habe er sich von ihm den Arm abbeissen lassen; doch das Krokodil, von schwarzem Undanke erfüllt, verschlang ihn mit Haut und Haar.[22])

Dieselbe Sitte mit dem Loslassen der Vögel findet sich auch im Shinto-Glauben, und zwar beim Feste des Kriegsgottes Hatsiman, das eigentlich den Manen der verstorbenen Krieger gilt.

Ein sehr merkwürdiger Tempel ist der von Sensoji, von drei Edelleuten gebaut, welche in Ungnade fielen und Fischer wurden. An den Thoren steht der Windgott mit grimmem Gesichte und einem Windsacke und der Donnergott mit Trommel und Trommelschlägel. Innen sind Sammelbüchsen und Votivtafeln vorhanden, und hinter dem Tempel fehlt es nicht an Theehäusern und Unterhaltungsbuden, die man Okujama nennt. Auch gibt es Wahrsager, welche aus kleinen Stäben, die sie in Bündel gefasst tragen, dem Publicum Gutes und Böses prophezeien. Eine besondere Schwindelei treiben Frauen, die sich Ichiko nennen und Todte citiren, die dann durch ihren Mund die an sie gestellten Fragen beantworten, also unseren Spiritisten gleichkommen.

Das Wunderlichste, das wir auf dem Gebiete des Aberglaubens finden, ist folgendes Verfahren der Betenden, wenn sie ein äusseres Zeichen zu erlangen suchen, ob ihr Gebet erhört sei. Die Götterbilder des Nio sind von einem feinen, eisernen Gitterwerk umgeben. Die Gläubigen, welche ihre frommen Seufzer zu dieser Gottheit erheben, kauen kleine Stückchen Papier und spucken sie auf die Figur. Bleiben diese haften, dann können sie auf Erhörung hoffen; fallen sie zu Boden, dann ist ihre Bitte umsonst.

Sehenswerth ist der Tempel von Zojiji bei Yeddo, die Grabstätte der Shoguns. Mitten in einem Nadelwalde steht eine

kleine Stadt mit netten Häusern und 34 Tempeln, wo Priester und Akolyten den Religionsdienst versehen. Ehe man in Zojiji den grossen Tempel betritt, muss man die Schuhe ausziehen.

Mit Rauchfässern und schönen Glocken ausgeschmückt, wird dieser Tempel auch noch zweimal im Jahre mit 500 Bildnissen von Göttern geziert. Der Erbauer dieses Tempels war im Jahre 1610 Prinz Iyeyasù, und es haben die Ländereien, welche demselben als Besitzthum zugewiesen sind, einen jährlichen Werth von 5000 Ko Reis. Der Stifter selbst ist aber nicht hier, sondern 80 Meilen nördlich von Yeddo, in Nikko, begraben, und soll diese reizende Stadt zu dem Sprichworte Anlass gegeben haben:

Wer nie gesehen hat Nikkó,
Darf niemals sagen: Kekkó (reizend)

beiläufig nach dem altbekannten Satze: „*Vedere Napoli e poi morire.*"

Zojiji ist alljährlich der Schauplatz grosser Festlichkeiten, und zwar an dem Gründungstage des Tempels, am Geburts- und Sterbetage Buddha's. Der zweite Begräbnissplatz der Shoguns ist Uyeno, doch wurde dort im letzten Kriege Vieles zerstört und niedergebrannt, da die Armee des Shogun als letztes Vertheidigungsmittel auf dem Dache eines Theehauses zwei Kanonen aufführen liess. Erhalten blieb der Tempel des tausendhändigen Kwanwon, der die Form einer dachlosen Bühne hat. Eine Statue dieses Gottes findet sich auch in München. Eine 22 Fuss hohe Statue Buddha's und eine 20 Fuss hohe Steinlaterne, 12 Fuss im Umkreise an der Spitze, in der Form wie wir sie kleiner in der Ausstellung gesehen, und von denen nur noch zwei im ganzen Reiche existiren, stehen in diesem Tempel. Entgegen den zierlichen Holz- oder Strohdächern der Kamihallen, sind die buddhistischen Tempel mit Ziegeldächern versehen. Weihrauchfässer und Rosenkränze — letztere variiren je nach den Secten — sind von der Buddha-Religion unzertrennlich. Ich kann nicht oft genug betonen, wie sehenswerth die ethnographische Sammlung in München ist, worin die derselben einverleibte Siebold'sche aus Japan eine vollständige genannt werden kann.

Ich habe eben eines Theehauses erwähnt, welches in der Nähe des Tempels steht, und es ist eine seltsame Er-

scheinung, dass sich diese Häuser in der Nachbarschaft jedes Tempels finden, da sie wohl bezüglich der Erfrischungen, die sie bieten, allerdings am rechten Platze stehen, im Allgemeinen aber der Begriff eines Theehauses in Japan nicht eben auch die Vorstellung der strengsten Moral in sich schliesst. Wir werden noch später bei Erwähnung der Poesien von Japan auch auf dieses interessante culturgeschichtliche Capitel zu sprechen kommen.

Da wir bei den Japanen schon mancherlei Beispiele von Aberglauben gefunden, wird es uns nicht wundern, wenn wir hören, dass sie an Glücks- und Unglückstage glauben. Die niedliche kleine Brücke, welche zu dem kleinen Tempel führte, wo sie die Nachahmungen ihrer Reichskleinodien verwahrten, wurde beim Besuche der Kaiserin von Oesterreich zuerst von ihr überschritten, und da dieses eben an einem Glückstage, dem 5. Mai geschah, gewährte es ihnen eine besondere Freude. Die unteren Classen und die Bergpfaffen glauben auch an glückliche und unglückliche Reisetage. Die letzteren sind auf einer Tafel verzeichnet, die, schon seit langer Zeit vorhanden, sich in allen japanischen Haus- und Reisebüchern findet und den Wahrsager Abino Sei-mei zum Verfasser hat. Ihm verdankt man auch ein Antidot dagegen, und zwar einen Vers, der, gleich einer Beschwörungsformel, die böse Wirkung des Unglückstages paralysiren soll. Es ist daher nicht zu wundern, dass die Japaner sich auch unter den Schutz eines Reisegottes stellen; ist doch bei uns der heil. Felix zum Hüter der Strassen und Reisenden ernannt. Der Weggötze in Japan aber, Namens Dsi-so, ist beim Ausgange der Stadt Nagasacki neunmal hintereinander ausgehauen und steht auch beim Dorfe Urakami in halber Mannesgrösse, mit Buschwerk und Blumen geziert, daneben zwei ausgehöhlte steinerne kurze Säulen zum Niedersetzen der Lampen.[23]) Ein anderer steht auf einer Brücke in der Landschaft Fizen, er lässt regnen und die fünf Arten Getreide wachsen.

Auch dem Patron der Hunde ist ein Tempel geweiht, wie es denn im Allgemeinen in Japan Patrone für Vieles gibt, die sich, wie schon erwähnt wurde, mit unseren Schutzheiligen identificiren lassen. Da ist ein Patron für den Wohlstand (Fukuno-Kami), den Krieg (Gun-jui), die Hochzeit (Tski-no-okura),

für die Pest (Yabukijo Kami); vom Donner-, Reise- und Weggötzen haben wir schon gehört (Rai-jin Riu-jin, und Sai-no Kami), aber auch das Wasser und das Schiff (Sui-jiu, Funa dama) haben ihren Beschützer, ja sogar einzelne Quellen, und so ist z. B. den Eingeborenen verboten, bei der Quelle von Uresino zu fischen, weil die Fische dem Schutzpatrone der Quelle geweiht sind.

Ueber der Küche schwebt ein Kojin-dokojin, damit wohl der Reis nicht verbrennt, oder der Fisch nicht zerkocht wird. So fehlt es den Japanen auch nicht an einem Vetter des heil. Leonhard, dem Bato Kwanwon. Zu Woda in der Landschaft Fizen steht nämlich ein grosser Kampferbaum, der Stamm ist durch eine angebaute hölzerne Capelle verdeckt, und darin ein vielarmiger Götze ausgehauen, eben dieser Bato Kwanwon, der noch dazu auf der durch den Buddha-Cult aus Indien herübergekommenen Lotosblume, dem gewöhnlichen Thron der indischen Götter, sitzt. Aus dem aufrechtstehenden Haar der Figur ragt ein Pferdekopf hervor. Die Charakteristik dieses Gottes wird in die folgenden merkwürdigen Worte gekleidet: „Der gute Einfluss und die Nützlichkeit dieses Verehrungswürdigen sind sehr tief, indem er der Bedeutung seines Namens nach bloss auf der Pferde Wasser und Gras denkt, und was er übrigens weiss, dem Nichts gleich ist." Die leichtgläubigen Landleute erkaufen sich an Ort und Stelle kleine Zettel, auf denen der Schutz des Gottes für ihre Pferde zugesichert wird.

Bei all' diesen Tempeln, Bildern und Votivtafeln bleibt aber die japanische Cultform nicht stehen, und es werden sogar Thiere und Gegenstände mit einbezogen und ihnen eine Art göttlicher Verehrung gezollt. So fand Kämpfer in der Stadt Mijah einen Tempel, in dem drei von den Halbgöttern gebrauchte Wundersäbel aufbewahrt wurden, und acht ähnliche sahen die Reisenden in der Stadt Fakin. Ein sehr bedeutsames Schwert, Tsurugi, eine Art Balmung, wird in der Sage genannt, und es soll der Gott Isa-na-gi, derselbe, dem man die Erschaffung Japans zuschreibt, den Trommelschläger Kak-tsutsi damit in Stücken gehauen haben. Ein Tsurugi gehört zu den Kroninsignien des Mikado, und es knüpft sich die Sage daran, dies Schwert habe sich im Schwanz des achtköpfigen Drachen, den, wie wir wissen, der Held Jamato erschlug, befunden, und wurde

diesem später von einer Priesterin übergeben. Auch ist der Tsurugi das Abzeichen bramaischer, buddhistischer und lamaischer Gottheiten. Bogen und Pfeile legt die Mythe der Sonnengöttin bei, um den Mond zu bekämpfen, wenn er ihr zu nahe kommt. In alter Zeit sprach man auch von klingenden Sehnen, womit man im Lager die Stunden angab. Wenn der Mikado sich des Morgens das Wasser zum Waschen schöpft, lassen drei seiner Diener ihre Sehnen erklingen, um böse Geister abzuwehren. Auch an die Pfeile knüpft sich ein Aberglaube, und wie wir in unseren Sagen von Freikugeln hören, so glaubt man in Japan an Freipfeile. Sie gehören den Geistern oder Kami an, deren unsichtbare Hand sie leitet, und sind ungefiedert. Ihr Name, „Zin-dsu-no Kabura-ja", heisst: „von Geistern geleitete tönende Pfeile" und gibt über ihr Wesen Aufschluss. Von der mit Edelstein gezierten Lanze Isa-na-gi's haben wir gehört, und selbst an den Helm, der sehr complicirt ist, wie wir später sehen werden, knüpft sich eine abergläubige Idee; es heisst nämlich, dass das kleine Luftloch an der Spitze, wo der Athem hinausgeht, auch die Geistereingebung, Shin-ling, befördere.[24]) Der Fächer, vom bildsamen Holz des Lebensbaumes verfertigt, mit immergrünen Ranken, hat seine Bedeutung und ist ein Prunkstück in fürstlicher Hand. Am wunderlichsten ist indess die Mythe von der grossen Trommel, die wohl Niemand von den Besuchern der japanischen Gallerie, wo sie am Ende aufgestellt war, übersehen hat. Sie war eines der fünf göttlichen Instrumente des Shinto-Dienstes mit Namen Kak-dei-ko; in ihrer Eigenschaft als Gottheit hatte sie sich einst beleidigt und grollend in eine Höhle zurückgezogen und konnte nur mit dem lieblichsten Tonspiel herausgelockt werden. Dieser Kraftanstrengung der anderen Instrumente wird die Entstehung der Tonkunst zugeschrieben. In dem kleinen reizenden Tempel, rechts in den japanischen Anlagen, war an der Rückwand das Bild des Gottes der Musik mit hoch erhobenem Tactirstock und hässlicher Larve, den Julius Rodenberg in seinem Berichte fälschlich eine japanische Tänzerin nannte. Vorn standen stets einige kleine, schön verzierte Trommeln.

Dass der Drache bei den Chinesen und Japanen eine gewisse Bedeutung hat, lässt sich aus dem Vorhergehenden leicht

erklären. Indess auch die gewöhnliche Thierwelt spielt in ihren Aberglauben, in ihre Fabeln und Märchen hinein. Der Reiher und die Schildkröte sind heilige Thiere, und sogar der rücklings kriechende Krebs ein Zeichen des Glückes. Reiher und Schildkröte finden wir oft in ihren Metallarbeiten und Seidenstoffen, in letzteren auch sehr häufig den Hahn. Dieser dient ihnen als Symbol des Friedens, und man stellt in den japanischen Häusern häufig ein trommelartiges Gestell mit Epheu umrankt auf und krönt es mit einem Hahn und seiner kleinen Familie. Es bedeutet in sinniger Weise, dass der Krieg, den die Trommel repräsentirt, durch die Friedenszeichen überwunden wurde. In einem der Glasschränke der Ausstellung stand ein solches sehr zierlich gearbeitetes lackirtes Gestell, die Epheublätter in Holz aufgelegt, unten ein vergoldetes Küchlein.[25])

Wir sehen aus diesen flüchtigen Skizzen, wie sinnig und poetisch die Natur des Japanen angelegt ist, welches noch weit mehr bei der Analyse der poetischen Schöpfungen hervortritt.

Nachdem ich Ihnen nun in flüchtigen Zügen das Cultwesen der Japaner geschildert, welches sich grösstentheils auf die Anhänger der Lehre Buddha's bezieht und vielleicht bald der Vergangenheit angehört, da der Sturmschritt, mit dem der jetzige Mikado der Cultur von Aussen entgegeneilt, auch die alten Satzungen niedertreten soll, der Shinto-Dienst wieder auftaucht, nebstbei auch Religionsfreiheit gestattet ist, ersuche ich Sie, mit mir einige Sitten und Gebräuche der Japaner zu betrachten. Unter ihnen sind die Hochzeitsgebräuche von besonderem Interesse. Wie in China, ist es auch hier eine Mittelsperson, welche die Betreffenden verständigt und vereinigt. Alsobald werden die üblichen Geschenke gesendet, welche je höher der Rang der Brautleute ist, auch um so prächtiger ausfallen. Personen von hohem Range schicken ein weisses Seidenkleid, eine goldgestickte Borte zu einem Gürtel, ein Stück weissen Seidenstoffes mit dem vorgeschriebenen Muster von gezogenen Vierecken und noch andere Seidenstoffe, vierzehn Fass Wein und sieben verschiedene Gattungen Würze oder Brühe, was wohl den mannigfachen englischen Bratensaucen, Soja etc. in anderer Weise entsprechen mag. Der Schwiegervater erhält ein Schwert, die Schwiegermutter ein Seidenkleid und ebenfalls Büchsen mit Brühe oder

Würze. Alle diese Geschenke gehen von dem Bräutigam aus, der entgegen auch Gaben von seinen künftigen Schwiegereltern erhält, die Braut aber sendet nichts. Kommt nun der Hochzeitstag heran, so holt ein Bediensteter die Braut in einer Sänfte; es werden Matten aufgebreitet und rechts und links von der Eingangsthür ein Feuer angezündet, welche Ceremonie wohl mit der Verehrung der Sonnengöttin in Einklang zu bringen ist. Vor dem Corridor, durch den der Zug geht, steht je ein Paar vor einem Mörser, der Reis enthält, den sie zerstossen; sobald die Sänfte vorbeigetragen wird, vermischt man den Reis aus den zwei Mörsern. Bei Vornehmen werden zwei Lichter angezündet, die Dochte genähert und dann verlöscht.

Der Anzug der Braut besteht aus weisser Seide, einem Unterkleide, einem Ueberkleide mit gezogenen Vierecken, und einem seidenen Schleier. Sie erhält bei dem Festmahle den Ehrensitz, ihr Bräutigam muss sich mit einem tieferen Sitze begnügen. Das Festmahl dauert sehr lange, und es war früher üblich, dass das Paar vier- bis fünfmal die Kleider wechselte, doch geschieht dies jetzt nur am Ende desselben. Die Braut zieht dann das Seidenkleid an, welches ihr der Bräutigam gesendet, er aber schmückt sich mit dem Ceremoniengewande, welches ihm die Braut nebst zwei anderen Seidenkleidern, zwei Gürteln, einem Schwerte und einem Fächer selbst überbracht hat. Das Festmahl theilt sich in zwei Theile, in ein Voressen und die eigentliche Mahlzeit, wobei Geflügel, Reis, Karpfensuppe, Wein etc. etc. servirt werden. Die Gefässe sind mit allegorischen, auf das Hochzeitsfest bezüglichen Ornamenten versehen. So werden auf die Weinflaschen goldene und silberne Schmetterlinge in bunter Menge befestigt. Der Wein wird nur vermischt getrunken. Auf dem Tische stehen zwei Bachstelzen, weil Angesichts dieser Vögel das Götterpaar Isa-na-gi und Isa-na-mi, wie es heisst, „die Liebe erfunden haben". Auf dem Theebrette ist die Abbildung der Insel Taka-Sago. Auf dieser steht nämlich ein Baum, genannt „die Fichte des gemeinschaftlichen Alters". Die Wurzel ist aus einem Stück, theilt sich aber in zwei Stämme, und es wird zuweilen bei Hochzeiten auch das Modell dieses Baumes hingestellt. Daneben befinden sich zwei Figuren, ein altes Paar, die guten Geister des Baumes. Es ist nicht schwer,

hier eine Aehnlichkeit zwischen dieser Sage und jener des griechischen Paares Philemon und Baucis herauszufinden. Obgleich manche Traditionen sagen, die Braut soll zuerst trinken, darf sie, in Folge eines von den Chinesen überkommenen Gesetzes, nicht die Vorhand nehmen, weil dies Unglück bringt. Es mag wohl auch hier die Sage zu Grunde liegen, die uns noch von Isa-na-mi im Gedächtnisse geblieben. Nach dem Ende des Mahles wird die Braut zu den Schwiegereltern geschickt, wo sie alle Verwandten beschenkt. Danach wird neuerdings eine Mahlzeit gehalten. Ist der Bräutigam eine Waise, dann müssen die Bilder der verstorbenen Eltern als Stellvertreter gelten.

In alter Zeit hatten die Ceremonien noch einige Zuthaten; so war es üblich, mehrere hundert Stück Reiskuchen in lackirten Büchsen als Geschenk zu senden. — Aus drei Gemächern wird durch Entfernung der uns bekannten Schiebthüren Eines, das Brautzimmer, hergestellt, darin nach bestimmten Gesetzen alle Gegenstände und Geschenke geordnet. So steht das Waschbecken auf erhöhtem Boden, der Stand für Handtücher höher als der Kleiderhälter. Bei den unteren Classen ist das Rasiren der Augenbrauen vor, das Schwärzen der Zähne nach der Hochzeit üblich. Der Ursprung dieser Sitte ist sehr alt, und kommt ein Beispiel davon schon im Jahre 1008 vor. Dass der Kaiser und seine Edelleute derselben Sitte huldigen, kommt nach und nach in Abnahme. Man nannte diese Mode nach dem Schlosse Owara „die Mode von Owara", und es galt bei den Anhängern der Hojo - Dynastie als Zeichen von Loyalität, es darin den Herrschern nachzuthun. Umständlich war es jedenfalls und musste jeden zweiten Tag erneuert werden. Das Recept zu dem Farbstoff nennt Wein, Wasser, Galläpfel und Eisenfeilspähne; die Mischung wird mit einem feinen Pinsel auf die Zähne gestrichen.

Wir wissen, dass die Stellung der Frau in Japan durchaus nicht so erniedrigend wie bei den anderen orientalischen Völkern ist. Vielweiberei herrscht nicht, und auch die Sitte der Nebenfrauen, welcher China huldigt, ist in Japan nicht sehr verbreitet. Die Ehen sind auf gegenseitige Achtung, wohl auch Liebe gegründet, die Frauen sind häuslich, gewandt in Arbeiten, pracktisch, reinlich.[26]) „Eine gute Frau in Japan darf nicht alle

Tage spazieren gehen, nicht Wein trinken und nicht Karten spielen," sagte mir Frau Watanabe. Sie besitzen ein grosses Talent in der richtigen Behandlung der Kinder, und so wurde mir erzählt, dass sich auf einem japanischen Auswandererschiffe eine Zahl sehr turbulenter und wilder Kinder befand, um welche sich die japanischen Frauen mit ihrem richtigen Tact annahmen und in wenigen Tagen aus den kleinen schiefäugigen Rangen ganz civilisirte Wesen schufen. Wir werden noch später bei Erwähnung des Kinderspielzeuges und der Kinderfabeln das japanische Kind neuerdings betrachten und jetzt nur zusehen, wie es mit seiner physischen Behandlung steht.

Ist ein Ehepaar berechtigt, sich der sicheren Hoffnung auf Elternfreuden hinzugeben, dann zieht der Gatte aus dem linken Aermel seines Gewandes einen acht Ellen langen Gürtel von weiss und rother Seide; die Frau steckt ihn in den rechten Aermel, zieht ihn dann hervor und gürtet sich damit. Ist das Kind geboren, dann lässt man den weissen Theil des Gürtels blau färben, macht daraus einige Kleider für das Kind und bewirthet den Färber auf das Beste. Vierundzwanzig Kinderkleider, zwölf seidene und zwölf baumwollene mit gelben Säumen, müssen nebstbei bereit gehalten werden; bei Vornehmen eine Schürze für die Wärterin und ein ungesäumtes baumwollenes Badetuch für das Kind.

Dem neugeborenen Kinde wird am 30. Tage nach seiner Geburt das Haupt geschoren, es wird gereinigt und festlich geschmückt, von seiner Pflegemutter in den Tempel des Familien-Gottes Udsi Kami gebracht, und eine Kamipriesterin bestimmt mit dem Goheï, durch das Los, seinen Namen, während eine Art Taufe durch Besprengung mit Wasser stattfindet und der heilige Chor, Kagura, Lieder anstimmt. Man besucht nach dieser Einweihung noch andere Kamihallen und bringt endlich das Kind zu den nächsten Verwandten, die es, wenn es ein Knabe ist, mit zwei Fächern und einen Hanfbündel; ist es ein Mädchen, mit einer Schale Schminke, einem Hanfbündel, Reliquien, Talismanen und anderen Kostbarkeiten beschenken. Die Fächer statt des Säbels bedeuten männliche Tapferkeit, die Schminke deutet auf Bescherung weiblicher Reize, und das Hanfbündel möge sich zu einem langen Lebensfaden ausspinnen.

Am 75. oder 120. Tage wird dem Kinde das Kleinkinderkleidchen ausgezogen und in Folge dessen ein Feiertag gehalten; eine Art Pathe oder Pathin speist das Kind zum Schein mit Fisch, Reis und Wein und erhält dagegen ein Geschenk von demselben. Der fünfzehnte Tag des eilften Monates aber ist gewählt, um dem Kinde das Haar wachsen zu lassen, da es bis dahin immer rasirt wurde. Ein zweiter Pathe ist auch da gegenwärtig, und es muss ein Theebrett mit Kamm und Scheere, einem Bande und einem Papierstreifen vorbereitet werden, worauf nebstdem ein trockener Fisch, eine Alge und sieben Stückchen Reisstroh als Geschenke liegen. Es werden rechts, links und in der Mitte drei Luftschnitte über dem Kopfe des Kindes gemacht, die Festlichkeit mit einer Mahlzeit beschlossen. Noch zweimal wird dem Kinde das Amt eines Pathen nothwendig, so dass wir in dieser Beziehung um mehrere derlei Festlichkeiten zurück sind. Hat dasselbe sein viertes Jahr beinahe erreicht, so erhält es die weiten Hosen des Samurai, Hakama mit Namen. Der Pathe beschenkt das Kind mit dem Ceremonienkleide, worauf Störche und Schildkröten, die Embleme langen Lebens, gestickt sind; dem Storche schreiben die Japaner 1000, der Schildkröte 10.000 Lebensjahre zu. Daneben befinden sich Tannenbäume als Sinnbild eines unveränderten, tugendhaften Herzens und der Bambus als Zeichen eines geraden, ehrlichen Sinnes. Das Kind wird auf den Tisch gestellt und angekleidet, bekommt auch einen Dolch und Säbel an die Seite, doch nur von Holz. Ist der Knabe fünfzehn Jahre alt geworden, dann bekommt er einen anderen Namen, statt der langen Weiberärmel kürzere, und das Abschneiden der vorderen Haarlocke geschieht durch den Pathen, er gibt die Locke den Hütern des jungen Mannes, die sie auf dem Altare eines der Familiengötter opfern; eigentlich aber soll sie zurückbehalten und dem Eigenthümer, wenn er stirbt, in den Sarg gelegt werden. Zwei Knabenporträte in den verschiedenen Phasen dieser Kinder- und Adolescenten-Toilette sehen wir ebenfalls in München und mehrere Abbildungen in Siebold's Nippon. Eigen ist es mit den Namen; den ersten erhält das Kind sieben Tage nach der Geburt, den zweiten im fünfzehnten Jahre, wie schon früher gesagt wurde, von dem Pathen. Es entspricht dies fast unseren Tauf- und Firmnamen.

Aendert der Pathe seinen Namen, dann muss es das Pathenkind auch thun. Der zweite Name gibt das Recht, die Mütze zu tragen, die wir auch unter den Kleidungsstücken in der Ausstellung und auf Abbildungen bemerkten. Der junge Japane Yamamoto Kosankichi, dessen Taufe ich beiwohnte, gab den Namen seines Vaters, Yamamoto Sankichi, und den seiner Mutter, Wosan, an; er führte den Namen seines Pathen.

Von der Wiege und der Kindheit gehen wir zu den Gebräuchen über, welche beim Sterben beobachtet werden. Die unteren Classen Japans pflegen ihre Todten in kauernder Stellung in einer Art Fass zu begraben. Dreissig Percent von ihnen, welche sich zu der buddhistischen Secte Mon-to bekennen, werden verbrannt. Die Reichen und Vornehmen kommen in einen viereckigen Sarg, und zwar in sitzender Stellung; ist das Vermögen der Familie des Verstorbenen sehr bedeutend, dann füllt man den Sarg mit Zinnober aus.

Bei der Todtenfeier begegnen wir ebenfalls besonderen Gebräuchen, welche sogar genau gelernt werden müssen, damit ja kein Fehler, kein Versehen geschehe. Stirbt der Vater oder die Mutter, so müssen die Kinder Tag und Nacht grobe Hanfgewänder tragen. Man muss am Begräbnisstage bedacht sein, Wind und Regen zu vermeiden, einen guten Kirchhof wählen, die Anwesenden dürfen keine Staatskleider anziehen, während des Begräbnisses nicht laut sprechen und beim Rückweg in kein Thee- oder Weinhaus einkehren. In diesem letzteren Punkte sind uns diese heidnischen Japaner unbedingt voraus, da doch Niemand das Abstossende der Sitte, oder besser Unsitte verkennen wird, die sich bei dem christlichen Landvolke der meisten Völker vorfindet, nach dem Begräbnisse den sogenannten Leichenschmaus entweder im Trauerhause selbst oder in der ersten besten Schänke abzuhalten, ja in manchen Dörfern und Städten Baierns kommt es noch heutzutage vor, dass eine Gabe von Mehl, Eiern, Butter, Brot für den Messner von den Leidtragenden bei der Einsegnung in die Kirche gebracht und auf einem Seitenaltare deponirt wird, bis die Ceremonie zu Ende ist und der Betheiligte seine Bezahlung in Naturalien entgegennimmt.

In Japan muss die Liste der beim Begräbnisse anwesenden Personen auf Papierstreifen, und von links, nicht von rechts,

geschrieben werden. Dem Verstorbenen wird ein neuer Name beigelegt, den man Okurina oder den begleitenden Namen nennt. Es wird nun dieser in die Schaar der Seligen aufgenommene Wiedergeborene mit seinem jenseitigen Namen auf einer Tafel verewigt, diese im Tempel unter besonderen Ceremonien beräuchert und aufgestellt. Daran knüpft sich jene Todtenfeier für die Vorfahren, welche auch in China üblich ist, und am fünfzehnten Tage des siebenten Monats begangen wird. Man schickt sich Geschenke, holt sich die Namenstafeln, Ifays, oder Porträte der Ahnen und Eltern, stellt sie zusammen und setzt davor Schalen mit Früchten, Gemüse und Blumen, auch Esswaaren, Reis und Thee.[27]) Gegen Abend werden vor jedem Grab Laternen an langen Bambusstangen aufgerichtet. Diese Feier dauert einige Tage, und ist der letzte erschienen, dann setzt man alle den Todten angebotenen Erfrischungen und Esswaaren auf kleine Boote von Stroh, die mit Papiersegeln versehen sind, man trägt sie unter Musik und Geschrei zu einem Fluss und übergibt sie den Wellen; da jedes Boot mit einem brennenden Lichte versehen ist, bietet sich dem Zuseher ein sehr malerisches Schauspiel dar. In Indien pflegen die jungen Mädchen ein ähnliches Spiel in Scene zu setzen, und bezieht sich das Brennen oder Verlöschen der Lampen auf ihr zukünftiges eheliches Glück. In Japan stürzen Schaaren von Bettlern auf die Boote, um die Lebensmittel zu erhaschen, was keineswegs der Pietät der Zurückgebliebenen Eintrag thut.[28])

Ich habe schon früher erwähnt, dass unter den in Japan herrschenden Gebräuchen das Hara-kiri oder die Selbstexecution, welche bei Staatsverbrechern beobachtet wird, so ziemlich als einzig in seiner Art dasteht, da das Uebersenden der rothen Schnur in der Türkei die vollständige Hinrichtung dem Verbrecher selbst zur Pflicht macht, in Japan aber der Muth des Schuldigen auf die Probe gestellt, und so dem Urtheile der Stempel der Schande gewissermassen genommen wird.

Ich habe eine ausführliche Abhandlung über dieses Hara-kiri, oder mit einem feineren Ausdrucke bezeichnete Sep-puku, welche einem sehr seltenen japanischen Manuscripte entnommen ist, gelesen und werde Ihnen hiemit die wichtigsten Punkte mittheilen.

Bleibt dem Samurai oder Krieger kein anderer Ausweg und ist er muthig genug, dann tödtet er sich selbst, andererseits gilt das Hara-kiri als Hinrichtung, wenn die Art des Verbrechens den Schuldigen nicht in eine untere Classe degradirt, so dass er, wie wir gehört haben, dann dem Tode auf dem Kreuze verfällt. Da alle Observanzen dabei so weitläufig und so genau vorgezeichnet sind, muss sich jeder Samurai pflichtgemäss darüber unterrichten, da er, wenn auch vielleicht nie als Verbrecher, doch als Secundant oder Zeuge berufen werden kann, und jede Ungeschicklichkeit sorgfältig vermieden werden muss. Der Zeuge ist zugleich der Scharfrichter, und da dieser immer ein Anderer sein kann, liegt es jedem Samurai ob, sich in dieser angenehmen Beschäftigung zu üben, da er leicht dazu bestimmt sein kann, seinem Cameraden den Kopf abschlagen zu müssen. Das ganze Verfahren ist seit dem XIV. Jahrhundert bereits in Japan gebräuchlich. In alter Zeit fand es in einem Tempel statt. In neuerer Zeit geschah es zur Nachtzeit im Palaste oder Garten eines Daimio oder vornehmen kriegerischen Befehlshabers, dem der Verurtheilte zur Bewachung übergeben wurde. Die höheren Beamten durften im Palaste, die nieder Bediensteten mussten im Garten bleiben. Der Hinrichtungsplatz, sofern er im Garten vorbereitet wurde, hatte ehedem für Vornehme einen Flächenraum von 36 Quadrat-Fuss. Die Ausschmückung war genau vorgeschrieben und geschah sehr sorgfältig. Der Süd-Eingang hiess Shugi-yomon, zu deutsch: die Thür von der Ausübung der Tugend, der Nord-Eingang, Umban-mon, die Thür des warmen Wasserbeckens, welche Bedeutung die Uebersetzer nicht ganz gut zu erklären wissen. Weiss gebundene Matten, weisse Vorhänge, weiss umwickelte Bambusstäbe, auf denen Lichter stecken, also Alles in der Farbe der Trauer, wie sie auch in China angenommen ist, umgeben und bedecken den Platz. Der Schuldige tritt bei der nördlichen, die Zeugen bei der südlichen Thür, und zwar zugleich ein. Wird die Hinrichtung sehr bald nach Uebergabe des Verbrechers an den Daimio vollzogen, so ist es üblich, dass sie in einem Zimmer des Palastes stattfindet. Ueber die gewöhnliche Mattenbekleidung des Fussbodens breitet man ein doppelrothes Vliess, oft noch mehrere Decken. Die Beleuchtung darf nur schwach sein. Hinter

zwei weissen Schirmen steht das Brett mit dem Messer, die Schüssel für den Kopf, ein Kübel Wasser, ein Waschbecken und ein Rauchfass. Geschieht die Hinrichtung im Garten, dann müssen vom Haus aus Matten gelegt werden, weil die Betheiligten den Weg ohne Sandalen machen. Soll ein Beamter auf der Reise das Hara-kiri vollziehen, dann ist es vorgeschrieben, zu diesem Zwecke einen Tempel zu miethen. Ehe man zur Hinrichtung schreitet, sind Zeugen und Secundanten verpflichtet, die Oertlichkeiten zu besichtigen, und müssen sie sich dazu in ihre hanfleinenen Ceremonien-Gewänder kleiden; sie werden von dem Besitzer des Palastes bewirthet, in dem sich der Gefangene befindet, nehmen aber nichts an, bis sie ihr Geschäft beendet haben. Der Gefangene wird von ihrer Ankunft in Kenntniss gesetzt, er wechselt seine Kleider und begibt sich, von Beamten verschiedener Classen begleitet, in das bestimmte Gemach, wo ihm das Urtheil verlesen wird. Leser und Gefangener ziehen sich zurück, der Letztere muss neuerdings seine Kleider wechseln, ehe er zur Hinrichtung erscheint. Die anwesenden Beamten, Zeugen und Secundanten, achtzehn an der Zahl, der Herr des Hauses an der Spitze, setzen sich in einen Kreis. Sobald sich der Verurtheilte vorbeugt, um das ihm dargebotene Dolchmesser zu ergreifen, schlägt ihm der Secundant den Kopf ab. Ist der Verurtheilte von heftiger und unruhiger Gemüthsart, dann legt man nach alt hergebrachter Sitte statt des Dolchmessers einen Fächer auf das Theebrett. Der Kopf wird dem Censor gezeigt, der ihn agnoscirt und dem Herrn des Hauses für seine Mühe dankt. Der Leichnam wird durch grüne Schirme verborgen und Weihrauch verbrannt. Vier Samurai der niederen Classe sind bestimmt, den Leichnam zu begraben; doch muss der Censor ihre Namen wissen. Es sind allerdings auch manche Aenderungen und Modificationen bei diesen Hinrichtungen zu bemerken. Der Gefangene kann, von seinem Hüter aufgefordert, seine letzten Wünsche kundgeben, sie auch vor der Hinrichtung den Anwesenden mittheilen. Nur muss dieses sehr klar und laut geschehen, er läuft sonst Gefahr, dass Niemand darauf achtet. Im Allgemeinen wird ihm Schreibmaterial verweigert, doch liegt ein strenger Befehl vor, ihm in Allem und auf das Artigste behilflich zu sein. Baden, Essen und Trinken vor der

Execution ist nicht obligat, kann aber gestattet, Wasser muss ihm gegeben werden. Die Begleiter des Gefangenen haben auch eine vorgeschriebene Tracht, sie müssen ihn unterstützen, wenn er schwach ist; doch ist ihnen gestattet, ihn zu erdolchen, wenn er einen Fluchtversuch wagt. Die Secundanten dürfen nie das ihnen zugewiesene Amt ablehnen; ihre Kleidung wechselt je nach dem Range des Schuldigen, und ist dieser sehr vornehm, dann wickeln sie selbst den Griff ihres Dolches in weisse Seide, zum Zeichen der Trauer. Der Gefangene kann sie unter seinen Freunden selbst wählen, und diese ihm vorschlagen, sich mit seinem eigenen Schwerte richten zu lassen. Genaue Beobachtungen sind bei allen Einzelheiten der Hinrichtung vorgeschrieben, doch erlasse ich Ihnen dieselben, da es überhaupt ein aufregendes, trauriges Thema ist.

Auch von dieser Ceremonie ist eine genaue Abbildung in München zu sehen, wo sich der Betreffende eben den Schnitt beibringt. Die Scheide des Messers, welches mir der dortige Diener zeigte, muss von einfachem Holz und nicht lackirt sein. Philipp v. Siebold sah auf seiner Reise in Japan, als er das Cap Kibune umschiffte, unter mehreren Klippen den Felsen Josibe-se mit einem einfachen Säulendenkmal. Ein Schiffer, mit Namen Josibe-se, brachte dort durch unvorsichtiges Steuern den berühmten Daiki Fidejosi in Lebensgefahr und musste aus Strafe das Hara-kiri ausführen.

Mitford, der Verfasser der Old Japan Tales, war Zeuge der Hinrichtung eines Rebellen, Taki Zenzaburo, Officier des Prinzen von Bizen, der Befehl gab, bei dem Aufstande im Jahre 1868 auf die Ansiedlung der Ausländer in Hiogo zu feuern. Der Mikado befahl seinen Tod, und es fand die Hinrichtung im Tempel von Sei-fu-kuji um halb eilf Uhr Nachts statt. Man hatte an alle fremden Delegationen Einladungen gesandt, und sieben waren erschienen. Es war dies das erste Beispiel, dass die Ausländer überhaupt einer derartigen Ceremonie beiwohnen durften. Da man ihnen besonders diese Genugthuung schuldig zu sein glaubte, geschah es gleichsam wie ein Act der Courtoisie. Der Schuldige machte ein offenes Bekenntniss, benahm sich höchst tapfer, ergriff das Dolchmesser, sah es fast mit liebenden Blicken an, brachte sich zwei Stiche bei, zog es aus

der Wunde, ohne dass eine Muskel seines Antlitzes zuckte, der Kopf fiel, der Körper stürzte nach vorwärts. Man hatte damals hie und da gemeint, es wäre an den Fremden gewesen, für das Leben des Taki zu bitten, doch hätte dies selbst bei den Japanen keinen guten Eindruck gemacht und vielleicht noch manchen Kampf und manches Menschenleben gekostet. Im Jahre 1869 wurde im japanischen Parlamente eine Bill eingebracht, und ein gewisser Ono Seigaro votirte für Abschaffung des Hara-kiri. Er stiess aber auf die heftigste Opposition, und diese Institution wurde mit den glorreichsten Namen bezeichnet, z. B. „der Altar des japanischen Nationalgeistes" und „die Verkörperung der Ergebenheit im Princip"; „eine Zierde des Reiches, die Säule der Constitution, eine schätzenswerthe Sitte, basirt auf ein Mitleidsgefühl gegen die Beamten-Kaste, ein Pfeiler der Religion und ein Sporn zur Tugend". In der ganzen Debatte wurde bewiesen, wie sehr die Japaner an den Ueberlieferungen und den barbarischen Gebräuchen festhalten. Der Reformator Ono Seigaro, der sich mehr unserer westlichen Culturrichtung zuneigen wollte, wurde bald darauf heimlich ermordet.

Der nächste Vortrag wird uns den Japaner auf dem Gebiete der Industrie zeigen, einem Gebiete, auf dem wir ihm gewiss die Suprematie gern einräumen, die er mit vollem Recht beanspruchen kann.

III.

Betrachten wir den Japaner in seinem Hause, seinen Gewändern, Waffen und Spielen, in den mannigfachen Phasen der Industrie, so hat uns auch darin die Ausstellung unschätzbare Einzelheiten gezeigt; das Wohnhaus und dessen Einrichtung sind uns sowohl durch kleine, genau ausgeführte Modelle, wo wir das Bauernhaus, das Haus der Wohlhabenden, und endlich das des Reichen wohl unterscheiden müssen, als auch durch eingerichtete Wohnzimmer klar gemacht worden. Wir finden da alle Geräthschaften mit Fleiss und Zierlichkeit, ja theilweise mit grosser Eleganz ausgeführt; in dem Speisezimmer Ess- und Trinkgeräthe, Reisschüsseln und Suppentassen, Weinkannen, Reiswein-, also Saké-Schalen, Confectbüchsen und die auch in China üblichen Essstäbchen. Das Studirzimmer zeigt den Bücherschrank, den Schreibtisch mit dem Reibstein und Tusch, dem zierlichen Pinselbecher, Fude-tate, den Pinseln, der kleinen gläsernen Wasserkanne und dem Pinselkissen, Fude-oko. Etagère, Kohlenfeuer und Theetassen dürfen nicht fehlen, um den Comfort complet zu machen. Wenn man den Japaner schreiben sieht, wie unter dem rasch in den Tusch getauchten Pinsel die zauberartigen Buchstaben weit schneller auf dem Papiere entstehen, als wir mit der Feder arbeiten, dann begreift man den Chinesen, wenn er sagt: „Die Zeichen fliegen wie schwarze Drachen auf das Papier." Neben dem Studirzimmer sehen wir das Frauenzimmer, mit Etagèren und Toilette-Sachen, Bilderrollen, Lackdosen zu Schmuckgegenständen, Gesellschaftsspielen und den schönen Metallspiegeln mit Lackgestell, dem Handtuche und Kleiderhälter. Auch besitzen die Frauen schön lackirte Büchsen zu Briefen und zu Räucher-

papieren und Räucherkerzchen. Die letzteren enthalten kleine Becher von Goldlack, einen Miniaturtisch, um sie aufzustellen, zierliche Päckchen mit Räucherpapier, kleinen Stückchen Räucherkerzen, Alles in Umschlägen von Seide, die mit Papier gefüttert, und Miniatur-Instrumente, kleine Schaufeln, Stäbchen, Zangen von grösster Zierlichkeit.

Das Wohnzimmer ist mit Blumengefässen, Bildern, Dam- und Schachspielen, letztere mit ganz eigenen keilförmigen Holzstückchen, auf denen je ein Buchstabe schwarz gezeichnet ist, ausgestattet. — Dass die Wände aus Schiebthüren bestehen und man so die Zimmer leicht vergrössern und verkleinern kann, haben wir sowohl an den Häusermodellen, als auch an den zum Bazar verwendeten japanischen Verkaufhäusern in Lebensgrösse gesehen. Dazu kommen noch an den aussen herumlaufenden Gallerien die je nach dem Windzuge aufgestellten Windschirme, die wir mit Veränderung eines Vocales Wandschirme nennen, und von denen sich wahre Pracht-Exemplare auf der Ausstellung befanden.

Die für vornehme Reisende eingerichteten Hôtels sind nicht minder mit grossem Prachtaufwande ausgestattet. Sie unterscheiden sich dadurch von den geringeren, wenn auch bequemen Herbergen; übrigens kommt es oft vor, dass Reisende, namentlich Einheimische, in den Tempeln Unterkunft finden, wo stets einige Gastzimmer bereit gehalten werden, wie es ja endlich auch bei unseren Landpfarrern der Fall ist. Sehen wir uns aber ein solches vornehmes Hôtel an, das zumeist als Absteige-Quartier für japanische Fürsten eingerichtet ist, so finden wir erst ein Vorzimmer, das als Empfangssaal dient, und in der Ecke ein kleines durch Schiebthüren abgeschlossenes Gemach für den Secretär des Fürsten enthält. Die anderen zwei Gemächer sind durch Stufen erhöht und in einem sogar ein Thron für den Fürsten angebracht. Dieser Thron, breit und bequem wie ein Divan, versieht auch das Amt der Schlafstelle. Das zweite Zimmer dient als Wohnzimmer. Alles Gebälk in den Zimmern ist sichtbar, Staffel und Plafond von Holzarbeit, ein glatter, einfärbiger Kalküberzug, pfirsichfarbig, ocker- oder schwefelgelb, bedeckt die Wände, anderwärts ist dieser Ueberzug von Muschelkalk. Die Schiebthüren sind ungemein

leicht, zum Theil ganz aus Holz gearbeitet, zum Theil bloss mit bemaltem oder vergoldetem Papiere überzogen. Die Holzarten sind von feinster, kostbarster Art, Cedernholz, *Cryptomeria japonica* in erster Reihe; zur Füllung der Holzthüren wird die kostbare flammige Sorte Jaku-sugi genommen, geglättet, gehobelt — und wie die Japaner ihre Werkzeuge handhaben, davon konnte man sich in der Ausstellung genügend überzeugen — und geölt, dass Fasern und Flammen durchscheinen. Ober den Thüren ist ein sogenanntes Oberlicht aus dem Holze der japanischen Eiben, Fichten oder Ulmen, dem man seine natürliche Farbe liess, angebracht; es zeigt kunstvolles, durchbrochenes Schnitzwerk, und ein Exemplar war ebenfalls in der Ausstellung zu sehen und besonders prämiirt. — Das Papier der Schiebthüren ist gemalt, oder es sind auf dem der Gitterfenster geschmackvolle, einem Spitzenmuster ähnliche Verzierungen eingepresst; das Gitterwerk ist aus dem Holze des Sonnenbaumes, *Retinospora obtusa,* verfertigt. Aus Kupferblech getriebene, kupferne und bronzirte Beschläge und Rosetten zieren Thüren und Fenster. Den Fussboden bedecken Binsenmatten, Tadami, von feinem Gewebe und zierlicher Stoffeinfassung. Die Form und Grösse derselben ist merkwürdigerweise im ganzen Reiche dieselbe, und Zimmer und Räume werden nach diesem Mass, wie bei uns per Quadratklafter oder Fuss, bestimmt. So klingt es wohl absonderlich, wenn man sagt, ein Zimmer zu 6, zu 50 Matten u. s. w.[29])

In diesen Hôtels sind die Einrichtungsstücke nicht zahlreich, da der vornehme Reisende ohnedies seine Betten, Tabak und Toilettegegenstände, Ess- und Trinkgeschirre und viele andere Gegenstände mit sich führt. Am Ehrenplatze hängt ein Gemälde (Kakemono), das auf den Frühling anspielt. Vor demselben steht ein Blumen- oder Rauchwerktäfelchen, zur Seite ein lackirtes Gestelle für des Fürsten Säbel, auf der anderen ein lackirtes Täfelchen für die Mütze oder den Hut; offene Feuerherde und einfaches Tabakgeräthe stehen rechts und links vom Ehrenplatze, nebst einigen Etagères. Waffen, Insignien und Harnischkisten sind zum Prunke im Vorzimmer aufgestellt.

Wenn wir die Bilder auf den Schirmen, solche, die entweder im Rahmen an den Wänden, oder ähnlich wie unsere

Landkarten an Stäben aufgehängt sind, genau betrachten und auch die sonst zur Ausschmückung der Zimmer bestimmten in's Auge fassen, werden wir einen auffallenden Unterschied mit den ganz perspectivlosen Darstellungen der Chinesen wahrnehmen; ja, die Japaner entwickeln meist eine sehr schätzenswerthe Perspective und, was noch mehr, sie verstehen mit wenig Strichen und oft nur zwei Nuancen einen Gegenstand vollkommen plastisch, naturgetreu, anschaulich, mit nicht zu verkennender Genialität hinzuwerfen.[30])

So sind im Münchener Museum Vogel- und Blumenskizzen, die von grossem Talente zeigen, eine Reihenfolge von Affen- und Reiherpaaren, die, in den verschiedensten Stellungen gruppirt, durch die kühnen und doch richtigen Linien in Erstaunen setzen; ebenso war in der Ausstellung in zweierlei Grau und Schwarz ein Vogel auf einem Baumstamm skizzirt, und auf einem Windschirm eine Paönie auf prachtvoll rothem Grunde, wo dieser als Hauptfarbe beibehalten, die Halb- und Ganzschatten in leichten dunklen Tinten auf das Papier gezaubert schienen. Es wird auch noch Allen ein meisterhaft gezeichnetes oder besser getuschtes Pferd in gewagter und doch sehr gelungener Verkürzung von der Ausstellung erinnerlich sein. Dem würdig zur Seite stehen drei Figuren von alten, dürftig gekleideten Männern, Einzelnbilder, Einer lahm mit der Krücke, ein Anderer mit dem Hirsch hinter sich.

Ueber diesen letzteren, der auch in China mit einem gewaltig hohen Schädel zu sehen war, und dem im Pavillon des japanischen Kindes eine andere Figur auf den Schultern sass und ihm den Schädel mit den Händen bearbeitete, wurde mir durch H. Secretär Watanabe folgende Erklärung: Es ist ein von China importirter Weiser oder Heiliger, der in der Papierrolle auf dem langen Stabe seine Weisheit spazieren trägt, eigentlich aber die Personification einer Idee ist, welche die Begriffe: Gesundheit, Reichthum und Glückseligkeit in sich schliesst, vielleicht alle durch das voluminöse Gehirn vertreten, welches der Schädel überwölbt.[31])

Bergpfade und eine Schifffahrt mit schöner Perspective, Wasserfälle, Thäler mit aufsteigendem Nebel, zwei Jamadori oder Bergvögel, wo einer von ihnen einer sich ringelnden Schlange

die Spitze zu bieten scheint; der Durchschnitt eines Hauses, und die oft wiederkehrenden Aeste und Zweige voll Baumblüthen, sowie die stimmungsvollen Schilfbilder sind der Beachtung des Künstlers wie des Laien gewiss mehr werth, als die in Europa so oft gesehene, durch unbegreifliches Renommée erworbene Anbetung von Farbenmachwerken, die wie Ausschreitungen eines kranken Gehirnes erscheinen. In Japan wurde die Abtheilung des Thees und Alles, was daran hängt, durch mehrere Bilder illustrirt, einmal durch die schon erwähnte Serie der Theecultur, und zwei voluminöse blassgrüne Theestauden mit weissen Blumen auf glattem weissen Hintergrunde. Dies letztere Bild kann man allerdings nicht in einer Reihe mit den früheren nennen; es lag fast Naivetät in der Darstellung zweier grüner regelmässiger „Gugelhupfe", mit regelmässigen weissen Blüthen besteckt. Ueber dem Thee-Apparat hing das Bild von drei musicirenden Damen, von denen die Eine das Ko-to, die beiden andern das Samisen spielten. Mochten wir in einem Bilde, wenn auch keinen richtigen Gletscher, so doch einem schneebedeckten Berg erkennen — so überraschte uns eine Schneelandschaft mit Menschengruppen, ähnlich den Ainos, die das Haar wie die russischen Bauern geschnitten tragen. Eine Erklärung nennt sie die wilden Nordostvölker aus Hokkaido, früher Yesso. Eine zweite Schneelandschaft machte alle Erklärung zu Schanden, die Häuser in dieser Form errinnerten lebhaft an jene des Salzkammergutes, nur ein hoher Pagodenthurm in Mitte derselben versetzte uns wieder an den äussersten Osten. Zwei andere Bilder versinnlichten uns Momente aus dem japanischen Cult; eine vornehme Gesellschaft andächtiger Beter lag auf den Knieen vor einer Mija, halbverdeckt von einer herabschwebenden Wolke, auf der Gruppen von Göttern, Kami, sich befanden, die wohl durch ihr Erscheinen den Flehenden die Gewährung ihrer Bitten anzeigten. Auf einem anderen Landschaftsbilde, das halb von Nebel verdeckt war, segelte auf einem herrlichen Pfau, gleichwie auf dem Vogel Rock, ein heiliger Mann durch die Lüfte; er trug ein blassgrünes Gewand und die bekannte seltsame schwarze Mütze des Mikado.

Als ich meinen freundlichen Erklärer H. Hierayama um die Bedeutung des Bildes fragte, sagte er, nicht ohne einem etwas

höhnischen Zug um den Mund: „Oh! c'est un Saint." Wahrscheinlich dient der Pfau als Flugmaschine, und man kann so mit Shakespeare sagen, „dass er mit Extrapost zum Himmel fährt!"[32])

Krabben, Fische, Blumen und die vielgesehene *Salisburnia* fanden sich noch hie und da auf den Schirmen und einzelnen Bildern vertheilt. Von ganz vorzüglicher Zartheit und Feinheit sind mehrere Bilder in der Münchener Sammlung, die auf Krepp, andere, die auf Nesseltuch gemalt sind. Der hübsche Heuschreckenzug war auf weisser Seide ausgeführt. Kaum in das Bereich der Bilder, im künstlerischen Sinne, sind jene flachen Darstellungen einzelner Figuren zu zählen, wie sie, allerdings eingerahmt, in den Sammlungen zu sehen und auch auf einer Seite der Raketen, welche zum Federballspiel dienen, angebracht sind. Man könnte sie Puppen en relief nennen. Kleider und sonstige Verzierungen sind aus verschiedenem Stoffe, mehr oder weniger erhaben geformt, die Gesichter und Hände aus Papier und fein bemalt, ja an einer Rakete waren die letzteren aus weisser Seide, als stellte dies einen Handschuh vor. Auffallend ist bei dem sonstigen Verständnisse der Japaner für die Bildwerke der Umstand, dass die Gesichter stets gleich sind und in ihrer Gedehntheit eher Carricaturen als menschlichen Zügen gleichen.

Musikinstrumente sind gleichfalls zur Auschmückung des Zimmers gehörig, denn, wenn wir auch wissen, dass die Theehäuser nicht ohne öffentliche Sängerinnen bestehen, und die Theater auch ihr sogenanntes Orchester haben, so ist doch das Ko-to und das Samisen bei den jungen Bräuten der besseren Stände eine eben solche Beigabe der Ausstattung, wie bei uns ein Bösendorfer-Flügel. Und damit auch hier die mystische Bedeutung nicht fehle, so erfahren wir aus den Annalen Wa-nenkei, dass im Jahre 1316 Räuber die berühmte Leier Kensjobiwa aus dem Dairi entwendet haben. Ob diese nun in Verbindung mit dem Gotte der Musik stand, den wir in dem kleinen Tempel der Ausstellung kennen lernten, wird uns nicht weiter erklärt.[33])

Ich will mich aber bei dieser kurzen Skizze nicht mit fremden Federn schmücken, sondern das zusammenfassen, was mein verehrter Freund Dr. Ambros in seiner musikalischen Umschau im Feuilleton der „Wiener Zeitung" von den Musik-

Instrumenten Japans berichtet. Das geigen- oder lautenartige Instrument mit quadratischem Schallkasten, Samisen genannt, hat drei oder mehr Saiten aus Seide und wird mit dem Plectrum, einem kleinen meisselförmigen Werkzeuge von Elfenbein, gespielt; eine Abart, welche sich mehr unserer Violine hinneigt und Kokin heisst, wird mit dem Bogen gestrichen. Das nette Instrument befand sich auch in Miniaturausgaben, wie sie bei dem Puppenfeste unter die ausgestellten Gegenstände gehören, in dem Verkaufs-Glaskasten der Gallerie. Das grössere liegende Instrument, Ko-to, ist von den Chinesen überkommen, die es Kin oder Sche nennen und damit eine seltsame Symbolik verbinden. Wollten wir Jemandem, der es in der Ausstellung nicht gesehen, einen verwandten europäischen Namen nennen, so wäre es die Zither, allerdings mit gewölbtem Schallkasten. Auf diesem sind nett gearbeitete Zeichen in Perlmutter angebracht, welche den Platz andeuten, wo die Saiten gehalten werden müssen, während man einen Finger der rechten Hand mit einem beinernen Futteral bewaffnet und damit die Saiten streicht. Doch nun hören wir die symbolische Auslegung. „Die gewölbte obere Decke des Schallkastens bedeutet den Himmel, der platte Boden, auf dem sie ruht, die Erde. Die Länge des Instrumentes von 36 Zoll bedeutet die 360 Jahrestage, die Breite von sechs Zoll die sechs Dimensionen des Raumes „Ho", nämlich Himmel, Erde und die vier Weltgegenden. Dass das Instrument an einem Ende breiter als an dem anderen ist, bedeutet Ehre und Erniedrigung." Noch wunderbarer ist aber die Symbolik der aus Seide gedrehten Saiten, deren ursprünglich nur fünf waren. Hören wir nun den Berichterstatter Dr. Ambros selbst:

„Die Saite Kung (F), der Stammton, bedeutet „den Kaiser, voll Würde und Erhabenheit, den Planeten Saturn, den Magen, das Element Erde, die Farbe gelb, den Geschmack süss"; die Saite Tsching (G) bedeutet „den Minister, scharf und streng, den Planeten Mars, das Herz, das Feuer, roth, bitter, Süd, Sommer"; die Saite Tschang (A) bedeutet „das Volk, sanft, mild und unterthänig gehorchend, den Planet Venus, die Lunge, Metall, weiss, scharf, West, Herbst"; die Saite Yu (C) bedeutet „die Staatsangelegenheiten, schnell und energisch, den Planeten Merkur, die Nieren, Wasser, schwarz, salzig, Nord, Winter";

die Saite Kio (D) bedeutet „die Gesammtheit des Staates, glänzend und prächtig, den Planeten Jupiter, die Leber, Holz, grün, sauer, Ost, Frühling". Zu den fünf Saiten fügte Kaiser Wen-uri noch zwei andere hinzu, aus einem Grunde, den der Leser, welcher sicher denkt, es sei geschehen, um die Scala von sieben Tönen zu ergänzen, schwerlich errathen wird, nämlich: „Um das Wohlwollen des Fürsten und des Dieners zu verbinden." Diese Diener sind nämlich die in der alten Scala fehlenden Töne H und E, welche auch Vermittler und Führer heissen, weil sie den Fortschritt zur nächsten höheren Stufe durch einen Halbton vermitteln."

Von China herübergekommen ist das Tscheng, gleichfalls nicht ohne Symbolik. In einem schön lackirten, mit Golddessin gezierten Schallkasten, der die Form eines halben Kürbis zeigt, steckt ein „babylonisches Thürmchen" von dünnen Bambuspfeifen, und soll dies eine Nachbildung des Vogels Fung sein. Die kleinste Art dieses Instrumentes heisst Ho, der Friede, und hat dreizehn Pfeifen, die den jährlichen dreizehn Mondumläufen entsprechen. Es wird geblasen und die Löcher der Pfeifen, wie bei unserer Flöte, mit den Fingern abwechselnd zugehalten.

Flöten von jeder Grösse, ja sogar eine Papageno-Pfeife gehören zu den weiteren Blasinstrumenten.

Von der grossen Trommel haben wir bereits gesprochen; es sind noch andere auf Gestellen in der kleinen Mija im äusseren Raume zu sehen gewesen. Charakteristisch sind die kleineren, die fast einer Sanduhr in der Form gleichen. Die schräg auf einem Gestell aufgehängt gewesene Trommel, in der Form fast wie eine geschlossene Casserole, ist uns als Orchestertrommel dargestellt worden. Noten kennen sie nicht bei ihrem Musikunterrichte, es wird Alles auswendig gespielt — sie müssen Alles im Kopfe behalten — und es erscheint zuweilen wie die Improvisation eines Rhapsoden. Ich hätte Ihnen gerne eine kleine Flöte als Muster gezeigt, doch ist der Gesandte eben von Wien abwesend und hat die Instrumente versperrt.

Wenn es mir auch nicht vergönnt war, ein vollständiges, von den genannten Instrumenten zusammengesetztes Orchester zu hören, so kann ich doch als Ohrenzeuge von der Production einzelner Musiker sprechen, die ich im Hause des kaiser-

lich japanischen Gesandten Sano Tsouné-tami bei Gelegenheit der Geburtstagfeier des Mikado, am 11. November, gehört. Ein dreistimmiger psalmodirender Gesang mit entschiedenen Kopfstimmen vorgetragen, wobei hie und da ein seltsames Athemholen bemerkbar war und ein monotones Tremoliren zuweilen in einen Nasentriller überging, wurde mit zwei, von Frau Watanabe und einem Commissions-Mitgliede mit dem Plectrum gestrichenen Samisen begleitet. Die Stimmen sangen bald zusammen, bald wechselten sie ab; die Töne des Samisen klangen schrillend dazwischen. Es schien, als erzähle der Sänger ein schweres Unglück, das er in Tönen bejammert. Dem war nicht so; denn nach eingezogener Erkundigung erfuhr ich, dass das Lied „der Frühling der Pflaumenbäume" hiess und die Wonne eines Spazierganges am Flusse beschreibt, wo die Pflaumenbäume blühen und der süsse Gesang der Vögel ertönt.

Eine andere Production von Naturmusik geschah durch Trommeln, eine die auf einem grossen porzellanenen Gartentopfe stand und mit zwei Schlägeln bearbeitet wurde, und eine kleine, sanduhrförmige, die der Betreffende in der Höhe seines Kopfes hielt und mit der Hand darauf schlug. Die dritte Stimme wurde einer kleinen Flöte zugetheilt. Hier drückte die Musik einen düsteren Vorgang aus, und zwar die Erscheinung eines in der Schlacht getödteten Kriegers, der sich aus dem Grabe erhebt und den Kampf erneuert.

Interessant wäre es, ein ganzes Orchester zu hören, und bei den so eifrig eingehaltenen Verbindungen zwischen Japan und Oesterreich ist es nicht unmöglich, dass wir, wenn auch kein selbstständiges japanisches Concert, doch wenigstens die Musik als Begleiterin einer theatralischen Vorstellung zu hören bekommen.

Ich habe mir erlaubt, einige japanische Damen-Kleidungsstücke als Illustration meiner Vorlesung mitzubringen, und will Ihnen in Kürze auch Einiges darüber mittheilen. Es ist üblich, dass man in Japan, der Kälte wegen, sechs bis sieben Kleider übereinander anzieht, die bei den Frauen meistens mit Seide gefüttert sind, dazwischen noch feine Seidenwatta gelegt wird. Den Schnitt derselben können Sie aus den mitgebrachten und einigen Abbildungen sehen, die ich ebenfalls am Ende der Vor-

lesung zeigen werde. Wenn die Erwachsenen in ihrem shawlartigen Gürtel[34]), der das Gewand zusammenhält, Schlüssel, Geld und Papiersacktücher zu stecken pflegen, so dienen besonders bei den Kindern die Aermel als Tasche, wie diese auch für Frauen in dieser Weise eingerichtet sind. Strümpfe und Schuhe sind sehr originell; bei den ersten die grosse Zehe getrennt, um für die Sammtrollen Raum zu lassen, welche die mit hohen Holzstöckeln versehenen Sandalen an den Fuss befestigen; sie werden nur auf der Strasse getragen. Im Winter hüllen die Frauen auf der Strasse den Kopf in ein Seidentuch, in dem Löcher für die Augen ausgeschnitten werden. Bei den geringeren Ständen geht ein bandartiger Streifen um den Oberarm, über die Achsel, der rückwärts gebunden ist, ähnlich der Vorrichtung, womit man früher die Mädchen zwang, sich gerade zu halten. Die Abstufungen des Ranges lassen sich auch durch den verschiedenen Anzug erkennen. Das Haar, welches gewöhnlich schwarz und steif ist, wird zumeist am Scheitel mit einem Papierstreifchen festgebunden und eine kurze Nadel wie ein kleiner schmaler Dolch hineingesteckt. Kinder tragen als Kopfschmuck eine wollene Blume, die ich auch später zeigen werde. Dazu noch die kleine nette Bambuspfeife mit Metallkopf, der kaum die Grösse eines Fingerhutes beträgt, und die kleine erbsengrosse Tabakkugel, welche den Inhalt bildet und nur in drei Zügen ausgeraucht wird, und wir haben das Hervorragendste der Frauentracht, die bei Trauerfällen, Busstagen u. s. w. variirt, hiemit angedeutet.

Bei den Männern kommt als Zuthat ihrer ebenfalls nach Rang und Stand verschiedenen Kleidung das Ceremoniengewand, das Hanfgewand und die sonderbare schwarze Mütze, welche bei der Person des Mikado vom Kopfe aufwärts wie ein hohes schmales Brett in die Höhe steht. Da die Auszeichnungen in Japan nicht wie in anderen Ländern durch Ordensverleihungen geschehen, ist es üblich, dass der Mikado oder Daimio dem zu belohnenden Beamten oder Samurai statt dessen ein schönes Gewand mit dem Wappen des Betheiligten übersendet. Bezüglich dieses Abzeichens fehlt es noch an genügenden Daten, obgleich nicht an japanischen Wappenbüchern. Der eifrige Forscher de Rosny konnte nichts Genaues darüber erfahren, wenn auch die

Sitte in Japan sehr alt ist, der Adel mit grosser Verehrung an den vererbten Wappen hält und sie auf verschiedene Gegenstände anbringen lässt. Seltsamerweise führen selbst die Etas, jene verachtete Kaste, von der wir im letzten Vortrage gehört, ihre Wappen [35]). Ein sehr originelles Gewand sind seidene, dick wattirte und leichte Schlafröcke, von denen ich ebenfalls im Hause Watanabé mehrere Exemplare gesehen. Sie werden in Japan und auf den Liu-kiu-Inseln als Bett benützt, d. h. der Betreffende liegt darin eingehüllt wie die Nordpolfahrer in ihren Schlafsäcken, auf gepolsterten Matten, unter dem Kopfe das steife, walzenartige Kopfgestell.

Wie herrlich die Seidenwebereien, Lederstoffe und andere einfachere Zeuge beschaffen sind, hat uns auch die Weltausstellung im weitesten Umfange gezeigt. Doch bedarf es noch der Skizzirung eines interessanten und wichtigen Gegenstandes, der zu der Männerkleidung unbedingt gehört, und zwar sind es die Waffen, denen wir unsere Aufmerksamkeit vorübergehend schenken wollen.

Wenn wir den Japanen in seiner kriegerischen Ausstattung betrachten, so finden wir da manches Seltsame und Neue, gänzlich verschieden von anderen Völkern, aber, Dank sei es der Ausstellung! wurde uns auch in dieser Vieles anschaulich, wo ein kleiner Commentar gewiss nicht unwillkommen ist. Wollen wir auch da in das Alterthum zurückgreifen, so finden wir, wie bei den Pfahlbauten, eine Steinzeit, und was wir an derlei primitiven Waffen und Geräthschaften einer ebenfalls primitiven Menschenclasse zuschreiben, macht uns mit Scheffel in den Ausruf einstimmen, „uns dem gegenüber stolz als Culturmenschen zu fühlen". Es haben dagegen die Japaner für diese alten Steinwaffen eine wahre Verehrung — sie betrachten sie als Reliquien, nennen sie Ueberreste aus der Geisterzeit, im Besitze ihrer Kami (Götter), und verwahren sie sorgfältig in Capellen und Kamihallen. Die Chronik spricht sogar von einem Steinregen, wo der Boden plötzlich mit steinernen Pfeilspitzen übersäet war. Der Sage nach rühren sie von einem Geisterzuge her, der alljährlich durch die Lüfte braust. Wer denkt hier nicht an den wilden Jäger und seine tolle Jagd? Ein Küstenstrich heisst davon die Pfeil-Insel, Jasima, wo sie sich, sowie

im Norden Japans, am häufigsten vorfinden. Ein japanischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts spricht auch von Fuchshobeln und Fuchsbeilen, Geräthen des Teufels, für dessen Sinnbild der Fuchs gilt. Auch steinerne Messer aus der Geisterzeit werden aufgefunden, und heisst das eine: „Steinmesser des grünen Drachen". Es ist Ihnen wohl noch erinnerlich, dass nach der Sage die Schwanzspitze des heiligen Drachen aus einem Schwerte bestand.

Die alten, jetzt nicht mehr oder nur selten üblichen Waffen und Vertheidigungs-Maschinen, welche in Japan gebraucht wurden, zeigen eine auffallende Aehnlichkeit mit denen der Griechen und Römer, ja, es finden sich in Japan sogar genauere Daten darüber, weil die Aufzeichnungen aus dieser Zeit besser erhalten sind. Wir finden den Sturmbock, wo eine Gattung komischerweise „hölzerner Mädchenkopf", Mok-niu-ten, hiess; ferner die Katapulten und Ballisten oder Schleuder-Werkzeuge; eine grosse Armbrust mit Feuerpfeilen, um die belagerte Stadt in Brand zu stecken; bewegliche Thürme, die römische Testudo und noch manche Andere. Höchst zweckmässig ist die noch jetzt verwendete Sturmleiter aus mehreren Theilen, die sich mittelst Charnieren verbinden lässt, und man so jede Höhe erklimmen kann. Eine andere, mehr complicirte Sturmbrücke zum Ersteigen der Mauern heisst Kumo-no-Kebasie, oder „Wolkenstiege". Auch Streitwagen für eine oder drei Personen kamen bei ihnen vor; eiserne glühende Platten, ein eiserner glühender Wagen, der auf die Feinde gerollt wurde, auch siedendes Wasser und Oel dienten als Vertheidigungsmittel.

Was nun zunächst die später und noch jetzt üblichen Waffen betrifft, so wissen wir bereits, dass sich bei manchen eine gewisse mystische Bedeutung nachweisen lässt, und dass die Waffenschmiede eine besonders geachtete Gilde waren, unter den Heldenbildern in München sich auch ein berühmter Waffenlehrmeister, Namens Nai-so, befindet. Wir werden beim Betrachten der Bogen und Pfeile die zierliche Arbeit bewundern. Die Sehne ist aus Hanfsplint, und die Enden werden mit Seide umwunden. Das Holz des Bogens ist von der Weide oder dem Wachsbaume genommen, er wird auch mit Hanfsplint umwickelt und mit Fasern von Rotang in bestimmten Zwischenräumen ab-

gebunden. Der Pfeil, Ja, ist aus Bambus und gefiedert. Es gibt fünfzig verschiedene Arten, ihn zu zieren, und jede hat ihren besonderen Namen; so gibt es: Schauspielerpfeile, Gabelpfeile, auch Kolbenpfeile, die auch Geisterpfeile heissen und kleine oder keine Spitzen haben. Die lezteren nennt man Krötenaugen. Die Pflanze *Sagittaria* oder Pfeilwurz hat zu einer Art Pfeile das Muster gegeben. In den „1000 Worten" heisst es bezüglich der Flüchtigkeit der Zeit: „Die Jahre drängen einander fortwährend wie Pfeile." Der Köcher für Soldaten und Jäger ist aus dem Holze der *Paulownia imperialis*, der für Reiter und Fussvolk meist mit Fell überzogen und mit dem Wappen des Besitzers geschmückt. Bögen aus Büffelhorn und Fischbein und zierliche Pfeile dienen zum Scheibenschiessen, wie wir eine solche Vorrichtung in der Ausstellung gesehen. Auch dort schnellt ein Orakel mit einem Sinnspruche oder Zerrbilde heraus. Die Armbrust, besonders die kolossale, von der früher die Rede war, ist in Japan ganz ausser Gebrauch. Eine Art Lanze, nämlich eine kurze Säbelklinge auf einen Schaft gesteckt, ist schon im VIII. Jahrhundert üblich gewesen. Im XII. Jahrhundert pflegten sie Officiere von Rang an der rechten Seite ihres Sitzes aufzupflanzen. Uebrigens zeigen die Lanzen verschiedene Formen, und ebenso die Futterale, mit denen man sie schüzt und die entweder aus gelacktem Holze, Thierfellen, Wollentuch oder Federn bestehen. Der Schaft ist aus Eichen- oder Mispelholz, auch aus der Besenpalme geformt, und sind die Namen der einzelnen Theile ungemein mannigfaltig. Sie werden von Fussvolk und Reiterei geführt, sonst darf sie Niemand tragen, es sei denn, er bekleidet eine Stelle, oder hat 2400 Gulden — 200 Ko — Einkünfte. Als Insignien spielen sie eine grosse Rolle. Sie werden in den Vorsälen der Grossen aufgestellt und ihnen nachgetragen, den höhern Fürsten und Beamten in aufrechter, den untergeordneten in schiefer Richtung.

Was das mystische Schwert Tsurugi betrifft, so haben wir davon bereits Mehreres gehört und auch, dass es eine der Thron-Insignien des Mikado ist.

Ein besonderer Aberglaube hält die Schwerter, die der berühmte Schmidt Muramasa gefertigt, für unheilbringend; sie schneiden das Eisen wie eine Melone entzwei, und es geht die

Sage, dass sie nach des Menschen Leben dürsten und nicht ruhig in der Scheide bleiben können. Die Hauptpflicht eines Schwertes ist, die Ruhe in der Welt zu erhalten, die Boshaften zu strafen und die Guten zu beschützen. Die Schwerter Muramasa's aber üben auf ihren Besitzer eine fanatisirende Gewalt, dass er entweder einen Mord begeht oder sich selbst tödtet. Besonders vermeidet sie die Familie Tokugawa, weil sie für sie gefahrdrohend werden, während die Schwerter des Toschiro Yoshimitsu derselben Familie glückbringend gewesen; und als der früher einmal genannte Jyejasu Alles, auch die Ehre auf dem Schlachtfelde verloren, wollte er durch das Hara-kiri der Schande entgehen, doch wendete sich das Messer in seiner Hand, und an einem zweiten Versuche hinderte ihn sein Gefolge, welches ihn in Sicherheit brachte, und so betrachtete man diese Yoshimitsu-Schwerter in der Familie als glückbringende.

Es heisst, dass der Prinz Inisiki, 29 bis 71 n. Chr., die ersten Schwerter in Japan verfertigt hat. Die Soldatensäbel, das Katana und Wakisasi wurden im Jahre 1682 dem Reichs-Adel und den Soldaten gestattet, und tragen die Vornehmen immer zwei. Der Bürger und Bauer, die Beamten, Wächter und Bedienten dürfen nur einen kurzen gebogenen Säbel führen. Ausser Mönchen, Krämern und Bettlern trägt Jeder sein Seitengewehr. Selten legt der Träger dasselbe ab. Bei Tage prangt es auf einem Gestelle in seinem Gemache, des Abends und in der Nacht liegt es neben seinem Bette. Geht er aus, so nimmt er es an die Seite. Die japanischen Säbelklingen sind von ganz besonderer Güte und werden von keinen anderen übertroffen. Sie sind nicht damascirt — sondern von Cement-Stahl verfertigt, sehr hart und wenig elastisch. Nächst der Klinge wird auf das Gefäss grosse Achtsamkeit gerichtet, und ist dasselbe meist mit allegorischen, bedeutsamen Figuren versehen; so z. B. die Thiere der chinesischen Mythologie, das Kilin (Einhorn) und der Vogel Fung, deren Erscheinen auf Erden Glück und Wohlsein verkündet. Eine andere Scheide zeigt ein von einem Affen geleitetes Pferd, und bezieht sich dies auf den aus Handel und Landbau spriessenden Wohlstand. Die Scheide eines kleinen Messers trägt eine Grille auf einem Grashalme, das Bild des stillen Lebensabends. Auf Stichblättern kommt auch der Gott

des Reichthumes, der Gott der Zeit, Embleme des geselligen Lebens, Geräthe zur Bereitung des grünen Thees etc. etc. vor. Gar reizend ist das Stichblatt eines im Nippon abgebildeten Seitengewehres mit vier Venusmuscheln und den vier Sinnbildern der Jahreszeiten; der Pflaumenzweig für den Frühling, die Orchis für den Sommer, die Rebe für den Herbst, der Bambus für den Winter. Im Allgemeinen halten die Japaner grosse Stücke auf ihr Seitengewehr oder ihren Säbel, und es bleiben diese in den Familien als Erbstück. Auch die Frauen führen Waffen und üben sich in denselben, wie es ein Bild im Nippon zeigt, und es waren solche in der japanischen Gallerie ausgestellt. Die Beschäftigung eines Waffenschmiedes wird in Japan unter die höchst ehrenvollen gerechnet, ja sogar Adelige ergreifen dieses Handwerk. Der Japane hat ein hübsches Wahrwort, wenn er sagt: „Das gegürtete Schwert ist die lebendige Seele des Samurai", und es findet sich auch in den Annalen Wa-nen-Kei eine Aufzeichnung aus dem XII. Jahrhundert, dass das Reichsschwert Fo-Ken in der See von Aki gesucht wurde.

Schon im XIII. Jahrhundert kam das Schiesspulver in Anwendung, und zwar wurde es zum Steinschiessen verwendet, doch das erste Feuergewehr erhielten die Japaner erst, wie schon erwähnt wurde, im XVI. Jahrhundert durch das erste schwarze Schiff, Kuro Fune, wie die Schiffe der Europäer überhaupt genannt wurden. In den etwas wunderlich gehaltenen und theilweise phantastisch geschriebenen Reiseberichten des abenteuerlichen Portugiesen Pinto heisst es, dass Mura Sjuksja und Krista Mota, Capitäne des Nanbanschiffes[36], Feuergewehre, Teppó, mit sich führten, eines davon dem Befehlshaber der Insel Tane-gasima zum Geschenke gaben und ihn den Gebrauch desselben lehrten; diese beiden japanisirten Portugiesen waren Gefährten des Pinto, und wir können ihre Bilder in Siebold's Nippon, den Einen mit einer Luntenbüchse, den Andern mit einer Rolle Papier und Arzneikräutern abgebildet sehen. Vor zwanzig Jahren benützte man noch die alten Luntengewehre. Siebold fand unter den groben Geschützen Kanonen und Haubitzen nach europäischen Mustern. Rüstungen und Schilde wurden schon 600 Jahre v. Chr. getragen. Helm, Panzer und dazu

gehörige Bestandtheile sind aus Leder, mit Metall beschlagen und mit seidenen Schnüren zusammengeheftet. Sie haben wohl Alle diese mühsame und zierliche Arbeit an den schönen Rüstungen in der Ausstellung bewundert. Die Farbe von Leder und Schnüren richtet sich nach dem Stammhause, wozu der Ritter gehört, fast wie die Plaids der schottischen Clans ihre bestimmten Farben haben. Das Haus Mina-moto hat Schwarz, Taira Purpurn, Fudsi-wara Blassgelb, Tatsi-bana Hochgelb. Die Farbe kann nur bezüglich einer Verheiratung geändert werden[37]).

Nicht minder eigenthümlich als die Rüstung erscheint uns der Helm, ein seltsames Gemisch verschiedener Bestandtheile; in der Art, ihn recht grimmig auszustatten, kommt er fast den Thierköpfen der alten Deutschen nahe. Den Helm Kabuto mit dem Drachenkopfe, Tatsu-gasira, darauf die Sonnenscheibe, Nitsirin, der Halbmond, Fan-geto, und die zwei Hörner, Kuwa-gata, darf nur der erste Kriegsherr führen, und sollen die letzteren eine Anspielung auf den Handpflug bedeuten. Ist dies vielleicht von China herübergekommen, wo der Kaiser selbst „das Ding, das Wen'ge schätzen", alljährlich das erstemal durch die Furche führt? Als Helmaufsätze sind auch noch Ochsen- und Bockshörner und Hirschgeweihe, auch der Dreizack zu nennen, wohl recht ominöse Embleme. Auf den flügelförmigen Seitenblättern sieht man meistens das Wappen des Shogun. Vorn darf das Wetterdach, Mabi-Sasi, und rückwärts der Nackenschild nicht fehlen; an der Spitze ist ein Loch, wo der Athem ausgeht, wie wir es bei den modernen Hüten wiederfinden. Der Kegel des Helmes kann 60 verschiedene Formen haben, welche stets in einem oder dem anderen Thiere bestehen. Ganz wunderlich erscheint auch hier der Gebrauch der Larve — meist schwarz mit einer Adlernase, einem grossen Maul mit silbernen Zähnen, einem rothen, weissen oder schwarzen Schnurr- und Knebelbarte und tiefen Furchen in den Wangen. Die Larve heisst Menbo, und wenn die Nase fehlt Saru-bo, Affengesicht. Der Soldat kleidet sich in einem gewissen Tempo an, jedes Stück verlangt einen eigenen Handgriff. Schilde kommen jetzt auch wenig vor. In alter Zeit waren sie bemalt, und es prangte auf ihnen ein Drachenkopf. Sie werden aus dem asiatischen Kampferbaume gemacht und haben einen Stock, um sie aufzustellen und sich dahinter zu verbergen[38]).

Unter dem Namen der Blendungen, Makù, finden wir eine ganz besondere Einrichtung, um sich vor Pfeilen, Wurfgeschossen und Steinen zu hüten, und sind auch diese mit einem gewissen ceremoniösen Pedantismus verbunden, dem wir öfter bei den Einrichtungen der Japaner begegnen. Sie waren gewöhnlich von Hanftuch oder starkem Kattun, mit dem Wappen der Fürsten oder Feldherren geziert. Sie wurden auch später bei Feierlichkeiten vor den Palästen der Grossen aufgehängt und dienen jetzt nicht mehr als Schutzwehr, sondern als Kriegssignale und Feldzeichen. Sie flattern vor den Burgen der Shogun, stehen bei Kamihallen und Buddha-Tempeln, vor Casernen und Schauspielhäusern. Blühende Kirschenhaine sind damit umgeben, auch die Gallerien der Theehäuser von Yoshiwara. Weiss und Blau sind immer die beliebtesten Farben, doch hat man auch gelbe, purpurfarbige und grüne. Bei einer Gattung sind die Streifen der Länge, bei der anderen der Breite nach zusammengenäht. Durch die oben angebrachten Schleifen läuft ein Seil; hie und da sind Gucklöcher. Die dabei beobachteten Zahlen beziehen sich auf astrologische Vorbedeutungen; so entsprechen achtundzwanzig Schleifen den Sternbildern, neun Gucklöcher der Sonne, dem Monde und den sieben Planeten. An den Höfen der Grossen sind sie von Damast oder kostbarem Seidenzeug. Sie werden auch mit Wappen versehen, und aus deren Grösse und Stellung kann man einen ganzen genealogischen Lexikon entnehmen. Die Felder haben verschiedene Namen.

Noch haben die Japaner künstliche Hindernisse ersonnen, worunter Fallgruben, Dorngesträuche und spanische Reiter gehören. Mit den letzteren ist das Staatsgefängniss in Dezima umgeben. Ihre Fussangeln sind denen der alten Römer ähnlich und heissen Fisi-Hörner, von einer Art Wassernuss. Sie sind aus zugespitztem Bambusrohr oder aus Eisen, stehen immer auf drei Spitzen und kehren die vierte in die Höhe. Will man den Feind aus einer Mine vertreiben, so stellt man ein Windrad, ähnlich wie bei den Fegemühlen, auf, und treibt ihm damit Kalkstaub in die Augen.

Es ist wohl überflüssig, beizufügen, dass namentlich seit der letzten Umschwungs-Epoche in Japan diese kriegerische Ausrüstung, die jedoch in diesem Jahrhunderte noch gang und gäbe

war, schon langsam beseitigt wurde, und wenn man eine von den vielen schönen im Ausstellungsraume befindlichen Photographien betrachtet hat, wo eine Reihe europäisch adjustirter Soldaten, denen eine Gruppe Officiere gegenüber steht, nach unserem Massstabe gedrillt werden, dann kann man den Ausdruck Goethe's variiren und sagen:

Die Cultur, die alle Welt beleckt,
Hat auch auf Japans Krieger sich erstreckt!

Was ich in meinem heutigen Vortrage besprochen, wurzelt in einem unbestrittenen Vorzuge des Volkes von Japan, in seiner Industrie, fast möchte ich sagen Kunst, denn man weiss bei den Erzeugnissen dieser fingerfertigen Leute kaum, wo die Industrie aufhört, die Kunst beginnt.

Interessant ist in dieser Hinsicht eine französisch abgefasste Broschüre, in Yokohama gedruckt, worin die Erlässe, Pläne, Entwürfe und Ausstellungs-Commissäre angeführt sind. Der eine vom Minister Sano veröffentlichte Erlass nennt in gedrängter Kürze die Hauptpunkte, welche bei der Ausstellung in's Auge gefasst, namentlich die in Japan besonders gepflegten Industriezweige, die glänzend vertreten werden sollten. Dabei ist das Ganze in bescheidenem Tone und doch mit einem gewissen lobenswerthen Selbstgefühle abgefasst. Der Auszug, einer japanischen Zeitung entnommen, beschreibt den Entwurf des kleinen japanischen Häusercomplexes im äusseren Raume der Ausstellung. Das Tori-e, die kleinen Tempel mit Plattformen zu dramatischen Spielen, der Teich, die Brücke, die Pflanzen, die Steinlaternen, die Verkaufsbuden als Muster eines in der Nähe der Mijas abgehaltenen Jahrmarktes werden darin beschrieben, und der poetische und einfach gehaltene Schluss mag als Charakteristik des in der Broschüre eingehaltenen Tones gelten: „Das kleine, so einfach und schlicht benützte Plätzchen wird sich allerdings in dem prächtigen Ausstellungsparke wie ein entlaubter Baumstamm in einem üppigen Blumenfelde, der durch seine Vereinzelung in Erstaunen setzt, ausnehmen. Der grossen Masse, welche nur das bewundert, was schimmert und glänzt, wird unser kleiner Garten vielleicht ein Lächeln entlocken, wer aber das Einfache und Malerische zu schätzen weiss, der wird Gefallen daran finden, und selbst der Contrast, den er zu dem

ihn umgebenden Glanze bildet, vermag ihm möglicherweise einen neuen Reiz zu verleihen."

In erster Reihe belehrend wirken auf dem Gebiete der Industrie Bilder, wie zum Beispiel in der Münchener Sammlung, ähnlich wie jene in der indischen Abtheilung der Weltausstellung, die uns in Form eines grossen, kunstfertig ausgeführten Bilderbogens verschiedene Handwerke neben einander vor Augen führten. Wir sehen die Verfertiger von Sonnenschirmen, Spielen, Karten, Fächern, Körben, Larven für Schauspieler, dazwischen Weber, Maler, auch Schach- und Damenspieler. Die Industrie Japans concentrirt sich auch hie und da auf einzelne Districte, und wenn bei uns ganze Dörfer, wie das Grödner Gebiet, oder Ober-Ammergau in Baiern, Holzschnitzereien, ein Theil der Bewohner des Riesengebirges Spitzen- und Leinen-Arbeit betreiben, so finden wir in den fruchtbaren Ländern Nagato und Suwo ausgezeichnete Böttger und Steinarbeiter; Erstere verwenden das schöne Holz des Sonnenbaumes, Shi-no-ki, die Letzteren fertigen aus quarzigem Thonschiefer Reibschalen und Tuschsteine. Fizen, welches seiner Porcellanerde wegen berühmt ist, zeigt dem Reisenden eine Colonie Töpfer, die auf der Strasse ihre Geschirre trocknen und sich nebstbei auch sehr sinnreicher Stampfmühlen bedienen. Muro dagegen ist seiner Lederarbeiten wegen berühmt, und bei den Bewohnern des Fakone-Gebirges haben wir den Herd zierlicher Holz- und Lackarbeiten zu suchen. Der bei diesen Arbeitern, oder besser Künstlern, ausgebildete Schönheitssinn hat sie auch angeleitet, sich romantisch schöne Hausgärtchen anzulegen, wodurch diese Gegend, wie Reisende berichten, einen überaus lieblichen Charakter bekommt.

Wird in Japan ein Zweig der Industrie fabriksmässig betrieben, dann kann man annehmen, dass, entgegen dem Typus unserer europäischen Fabriksstädte, allgemeiner Wohlstand herrscht, und jene dürftige, abgezehrte Menschenclasse, die unser Mitleid in hohem Grade erregt, nicht besteht. Arbeiter und Arbeitgeber sind zwar in Japan noch schärfer als in Europa als solche geschieden, aber als Mitmenschen um so enger verknüpft. Trotzdem sich ganze Dörfer und Städte oft mit einem Fabrikszweige befassen, ist doch jede Familie,

unter Aufsicht des Familien-Oberhauptes, ein Glied der zahlreichen Gilde.

Wir wollen nun auf die Hauptzweige der japanischen Industrie einige Streiflichter werfen, die in der Ausstellung vollständig vertreten war, und wozu der gut verfasste Katalog überdies einen guten Anhaltspunkt gibt.

Da sind in erster Reihe die grossen schönen Metallarbeiten, von einem Material, welches Geheimniss ist, denn obgleich ein hiesiger Fabricant einen japanischen Metallarbeiter mit einer grossen Summe anstellen und gewinnen wollte, zog es dieser doch vor, seinem Lande das werthvolle Geheimniss zu erhalten und den Antrag abzulehnen. Die Formen der verschiedenen Vasen und Krüge können sofort den schönsten römischen und griechischen an die Seite gestellt werden. Nicht minder zierlich und geschmackvoll sind die kleinen Schmuckgegenstände, aus mehreren Metallgattungen, mit feinster Ausarbeitung. So sah ich bei Frau Teï-Watanabé einen Knopf, kaum grösser als ein österreïchisches Zehnkreuzer-Stück, worauf ihr Wappen, drei offene gegeneinander gestellte Fächer, mit staunenswerther Genauigkeit und feinem Kunstsinne ciselirt war. Die Porcellanarbeiten sind uns so wie die chinesischen durch Export nicht unbekannt. Die Lackarbeiten sind von Europäern noch nicht erreicht worden, und ist es namentlich eine Art Goldlack, der, gleich wie der Goldgrund unserer Evangelarien und Missales und gewisse Farben der alten Maler, verloren gegangen und nur mehr an den Antiquitäten dieser Industrie, wie auch einige zu hohen Preisen in der Ausstellung zu sehen waren, beobachtet werden kann. Doch mögen sich die Japaner dessen trösten; was sie noch heutzutage in dieser Richtung leisten, flösst Respect ein, und war es namentlich ein halb Laden-, halb Stellenschrank links am Eingange der Gallerie, der im schönsten Metallglanze strahlte, und doch nur aus Holz und Bambus construirt gewesen. Ja selbst die Spiegelfutterale und kleinen Theetischchen, Büchsen und Schüsseln zum täglichen Gebrauche werden mit Genauigkeit und Fleiss gearbeitet. Der Katalog belehrt uns über das dabei verwendete Material: Gold-, Silber- und Kupferstaub, auch Mehl von Schleifsteinen zum Grundiren, die Muschel Haliotis, Holzkohle,

Hirschhornpulver, feingeschnittener Hanf u. s. w. Wir finden nebstdem 36 verschiedene Lackarten angeführt und können nun annähernd die wunderbaren Resultate dieses Viribus unitis von Bestandtheilen begreifen.

Gar zierlich und elegant sind alle Spiele. So stand in einem der Gemächer ein viereckiges Schachbrett auf zwei Kugelfüssen mit 40 flachen Steinen, auf denen ein Schriftzug zu sehen war, also ähnlich dem echten chinesischen Schachspiele, welches letztere keineswegs mit den fälschlich als chinesische Schachfiguren bezeichneten, sondern mit runden Damensteinen, von zweierlei Farben und je einem chinesischen Buchstaben versehen, gespielt wird. Ein hübsches Pfeilspiel war die letzte Zeit in der Gallerie aufgestellt, eine Art Scheibenschiessen. Was die Spiele betrifft, so sind diese in der Münchener Sammlung vielfach vertreten, leider aber ohne weiteren Commentar. Von ganz wunderbarer Schönheit fand ich dort eine Art Domino. In einem schwarzen Holzkästchen sind zehn kleine Kästchen so nebeneinander eingepasst, dass man sie nur schwer herausfassen kann. Sie sind offen, und es liegen in jedem zwölf kleine Dominosteine aus Elfenbein von der Grösse und Dicke eines halben Whistmarken-Fisches. Statt der Augen haben sie eine zarte, vom feinsten Gold eingelegte Pflanze, zwölf immer dieselbe, auf der Rückseite des Steines ist in braun erhabenem Lack ein Schriftzeichen.

Zu meiner nicht geringen Freude entdeckte ich bei einem meiner letzten Besuche in der Ausstellung ein ähnliches Kästchen, nur von feinem braunen Holz statt Elfenbein, auf dem sich die Goldornamente — ebenfalls Pflanzen — wunderlieblich ausnahmen [39]). Hier kann man wirklich nicht mehr von Industrie sprechen, solche Arbeiten liefert nur ein Künstler. Allein nicht auf die eleganten und nöthigen Zimmer-Ausschmückungen allein beschränkt sich die Holz-Industrie Japans. Sie liefert ebenso fleissig gearbeitete Ackerbauwerkzeuge, wo das Schöpfrad für Reisfelder, die Reisputzmaschine, die Webstühle, die netten kleinen Modelle der Seidenspul- und Tabakmaschine nicht zurückstehen. Das Wasserfass aus Cedernholz mit Bambusreifen in der Ausstellung wird sicher von mancher Hausfrau mit begehrlichen Blicken betrachtet worden sein, und um wieder auf

die grösseren Arbeiten zurückzukommen, so hiesse es Eulen nach Athen tragen, wollte man auf dem Gebiete der Holz-Industrie nochmals von den Tempeln und Verkaufshäusern sprechen. Auch die Marqueterie ist schätzenswerth, eigenthümlich aber die „gefärbten Hobelspäne, um Gedichte darauf zu schreiben". Maulbeer-, *Paulownia-*, *Cryptomeria-*, Cedernholz und solches vom Kampferbaum kommen zumeist in Anwendung.

Zierlich und geschmackvoll sind die mannigfachen Geflechte aus Pflanzenfasern, hoch im Preis, aber auch auf einer hohen Stufe von Vollendung. Eine Hauptrolle spielt der Hanf, der auch den Stoff zu den bei gewissen Ceremonien üblichen Hanfgewändern liefert und mit Seide vermischt zu einem Zeuge, Namens Echigo, verwendet wird. Chinagras, Bananen- und Brennnesselfaser kommen häufig vor; auf dem feinen Nesseltuche, welches der japanische Weber fertigt, zaubert der japanische Maler duftige Gebilde von Blumen und Vögeln. Doch wird uns das zu den Tauen verwendete Material am meisten in Erstaunen setzen, denn wir finden da Palmenfasern, Lindenbast, Palmen- und Cedernrinde, Wurzelfasern des Adlerfarren und die Weinrebenrinde. Gar wunderbar sind auch Taue von Manilahanf, und es ist gewiss Niemandem das regelmässig geringelte, silberartige Tau in der chinesischen Abtheilung entgangen, wozu der Manilahanf das Material geliefert hat. In welcher Weise die verschiedenen, mehrfarbigen Stroharten zu Geflechten von Kästchen, Theebrettern, Präsentirtellern, Körben verwendet werden, sahen wir in ausgedehnter Weise in der Ausstellung.

Nicht minder mannigfaltig ist die Verwendung der Baumwolle für Handtücher, Gürtel und Sommerkleider. Der Katalog weist in der Abtheilung der Seidenfabricate nicht weniger als 1100 Nummern auf, und sollen die Seidenstoffe[40]) von besonderer Haltbarkeit sein; sie dienen als Oberzeug und Kleiderfutter, und wird dazwischen im Winter auch noch jene zierliche schöne Seidenwatte gelegt, die sich mit den ohnedies weichen Stoffen behaglich an den Körper anschmiegt. Ein Artikel heisst „Seide für europäische Kleider", wie es denn auch Lackarbeiten für das Ausland gibt, da man dem Geschmacke der Fremden, ihren Moden und Gebräuchen diese Concession schuldig zu sein glaubt.

Ueber die wunderbaren, sehr kostbaren Seidenstoffe zu Staatskleidern, mit Reihern, Hähnen und Blumen, auch Goldtextur eingearbeitet, das seltsame Gewand, welches wie der Streifen eines Messkleides ein Gedicht eingewebt zeigte, schweige ich, da Sie diese Herrlichkeiten gewiss eingehend betrachtet haben. In der Hafenstadt Muro, die ich bereits im Anfange genannt habe, und welche wegen des vielen Schiffsvolkes, welches sich dort herumtreibt, wegen der Saké-Brauereien und Gärbereien nicht zu den reinlichsten gehört, sind die Lederarbeiten, die von einer eigenen Zunft, Kawasaiku, betrieben werden, berühmt. Sie verarbeiten gewöhnlich Pferde- und Rindsleder, und man fabricirt dort auch das sogenannte Goldleder aus der Rococo-Zeit, von dem in der Ausstellung eine schöne Auswahl zu sehen war. Allerdings wird oft das in Japan zu Tapeten verwendete per Quadrat-Elle mit 20 Gulden und noch mehr bezahlt. Man verfertigt in Muro daraus Brief- oder Papiertaschen, Tabaksäcke und noch manche andere uns bekannte reizende Gegenstände.

Charakteristisch für Japan und China ist ein unentbehrliches Werkzeug: Der Pinsel mit Bambusstiel und Bart aus Kaninchenhaaren. Ist er doch nicht allein das Scepter des Malers, er ersetzt in beiden Ländern auch bekannterweise die Feder; und hiess es in der amerikanischen Abtheilung: „die Feder ist mächtiger als das Schwert", so kann man in den beiden Ostländern sagen: „der Pinsel ist mächtiger als das Schwert", wenn auch das letztere in den „1000 Worten" die seltsame Bezeichnung: „weites Gemach" als Ehrenzeichen erhält. Der Pinsel war in der Ausstellung vom grössten anscheinenden Maueranstreicher bis zum feinsten Schreibepinsel der Vornehmen vertreten; eine kleine Schreibtisch-Einrichtung von Glas illustrirte das Vorgehen bei Abfassung von Erlässen, Rechnungen, Befehlen, Todes-Urtheilen, Liebesbriefen und Dichtungen; ja ein kleiner Samurai stand sogar als Wächter daneben, dessen Miniaturrüstung aber aus Tuschstückchen bestand, und dessen Grimmigkeit höchstens dem Schriftsteller imponiren konnte, wenn er fürchten musste, mittelst dieses Materials mit beissenden Kritiken verfolgt zu werden.

Eine noch weit ausgebreitetere Macht übt aber das Papier in Japan aus, mit dem allgemeinen Namen Gami und unzähligen

Beinamen bezeichnet. Es ist eine seltsame Uebereinstimmung in diesem und den Namen der Götter, Kami; ein Ethymologe würde vielleicht geistreiche Schlüsse ziehen; aber verwebt und verschwistert ist das Papier mit den Bewohnern Nippons in merkwürdiger Weise.

Auch hier bietet der Katalog der Ausstellung, der nur in Papierfabricaten allein 337 Nummern zeigt, ein weites Feld für den Culturhistoriker. Da gibt es erst Papierstoffe zu Kleidern, welche den Eindruck von Kattun machen. Sie sind aus *Broussonetia*-Bast, derselben Pflanze, die auch das Material für das wollige, weiche Papier abgibt. Eine Art dieses Papierstoffes sieht vergoldet sehr schön und blendend aus. Dieselbe Pflanze liefert auch das bekannte Lederpapier, aus dem man hübsche kleine Taschen bereitet, und von dem wir in der Ausstellung prächtige Exemplare gesehen. Tränkt man es mit Oel von *Perilla Jegoma,* so entsteht Oelpapier, Obura-Gami, aus dem Regenmäntel und Fächer gemacht werden, wie sie im japanischen Bazar zu Tausenden verkauft wurden. Schiebthüren und Fenster sind mit Papier überzogen, auf papierenen Wand- und Windschirmen sehen wir Blumen, Vögel, Gestalten mit blendenden Farben entworfen; hüllt der Kaufmann seine Waare in Papier, so benützt er einen Streifen fest zusammgedreht als haltbare Schnur, von denen wieder eine besondere Unterabtheilung dazu bestimmt ist, Geschenke einzubinden [41]). Bilderbögen, Spiel- und Landkarten, Darstellungen kleiner Scenen auf dem merkwürdig elastischen Krepppapier und fein bemalte Fächer spielen in das häusliche Leben des Japanen hinein. Seine Zimmer beklebt er mit Papiertapeten und ziert sie mit Papierlampen, seinen Regen- und Sonnenschirm bezieht er mit Papier. Die japanische Dame bindet ihr Haar mit eigens feinen, gedrehten, mit Gold und Silber untermischten Papierschnürchen fest. Von Schreib-, Brief- und Druckpapier finden sich vielerlei Sorten mit besonderen Namen, ja sogar 35 verschiedene Gattungen officielles Depeschenpapier, und schliesslich gedenken wir noch des eigenthümlichen Taw-zakú, Blumenpapier, auf welches der Dichter seine Poesien mit gewandtem Pinsel zaubert. Kästchen, Theebüchsen, Hüte und Mosquito-Netze finden ihr Material auch in dem weit ausgedehnten Papierreiche, und ist die Toilette des Japanen vollendet, dann

schiebt er noch ein Päckchen viereckiger, vielleicht acht Zoll im Gevierte grosse Papiere in den Gürtel, welche ihm als Taschentücher dienen, und wie wir für dieses Toilettestück mehrere Abstufungen von Leinwand und Battist verwenden, so sind in den Papiergattungen, welche diesem Zwecke dienen, auch verschiedene Qualitäten zu finden. Vielleicht werden sich die geehrten Zuhörer über diese Gewohnheit der Japaner entsetzen, es ist aber noch zu erörtern, ob der einmalige Gebrauch eines solchen Nasentüchleins nicht dem mehrmaligen des unseren vorzuziehen wäre. Ja! selbst die Plastik hat sich des Papieres bemächtigt, denn die mit grossem Kostenaufwande transportirte Statue des Buddha, zu dessen Aufstellung es nicht kam, und von welcher am Schlusse der Ausstellung das grosse grüne Antlitz am Ende der Gallerie prangte, war aus kunstvoll übereinander gefügten Papierlagen gebildet und soll nebstdem auch regen- und schneefest gewesen sein[42]).

Es ist keine seltene Erscheinung, dass sich aus gewissen Industriezweigen auf ein Moment in der Cultur-Geschichte eines Volkes schliessen lässt. Wir haben auch diese Beobachtung und Erfahrung vielfach in der Weltausstellung anstellen und gewinnen können. Erinnern wir uns an die verschiedenen Arten des Spielzeuges für Kinder, an die mehr als primitiven Formen in der türkischen Abtheilung, die geringe Mühe und Sorgfalt, welche in diesem Lande im Allgemeinen auf das Kind verwendet wird, und als schroffsten Gegensatz an den übertriebenen Luxus, welchen die Franzosen in diesem Theile der Ausstellung entwickelten, so dass beim Anblicke derselben den vernünftigen Müttern fast bange wurde, denn welche Wünsche und Richtungen werden in dem kindlichen Herzen geweckt und genährt, wenn schon die leblose Puppe mit einer Ausstattung von Toilette-Gegenständen bedacht wird, welche die heranwachsende lebende Puppe bald als unentbehrliches Besitzthum für sich selbst beansprucht! — In Japan begegnen wir einer Mittelgattung; elegante Zierlichkeit ohne luxuriösen Aufbausch kennzeichnete diese netten kleinen Thiergestalten, deren Fell, aus Seiden-Abfällen gearbeitet, sich sanft und weich anfühlen liess. Unter den Puppen that sich eine hochmüthig, mit zurückgeworfenem Oberkörper stolzirende Dame hervor, welche der

Katalog „Kammerfrau vom Hofe" nannte, und ein grimmig stolz aussehender Krieger, Porträt-Puppe des Obersten der kaiserlichen Leibgarde und berühmten Dichters: Nari-hira; auch eine berühmte Dichterin vom Hofe, Komatshi, wurde in Puppengestalt vorgeführt. Tänzer und Musicanten, Figuren als Repräsentanten verschiedener Stände, waren in ausdrucksvoller Art wiedergegeben.

Eine besondere Auswahl der reizendsten Kinderspielereien stand, mit grossem Geschmacke gruppirt, in einem Seitencabinete des Pavillon des kleinen Kindes. Dem Besucher wurde durch Absperrung mittelst einer rothen Schnur die Möglichkeit benommen, mehr als einen flüchtigen Blick auf die Gegenstände zu werfen, die allerdings so begehrenswerth erschienen, dass man die strengste Bewachung seitens der Aufseher für ungenügend hielt, und nur einzelne Bevorzugte in das Heiligthum dringen durften. Ich gehörte durch meine Verbindungen mit der japanischen Commission zu diesen Bevorzugten und machte in dem verschlossenen Heiligthume manche nützliche Beobachtung. Nicht ohne Grund sind diese Gegenstände so zierlich und getreu den wirklich in Gebrauch stehenden nachgebildet; denn am dritten Tage des dritten Monats wird alljährlich ein Kinderfest gefeiert, bis das Mädchen oder der Knabe zehn Jahre alt ist, und alle diese Miniatur-Möbel, Theetische, Spiele, Karten etc. etc. werden in einer gewissen Ordnung aufgestellt und Schalen mit rothem Reis und Zuckerwerk in Form eines Opfers davor hingesetzt. Da sahen wir die seltsamsten schön gekleideten Puppen; für die Knaben, bei welchen Alles, was dem Samurai angehört, vorwiegend ist, sind es grimme Krieger, von denen der allergrimmigste einen Teufel hält, der auch als selbstständige Figur, von rother Farbe, mit Hörnern und einem Schurz aus Fellen angethan, da zu sehen war. Da standen die mit aufgelegten Figuren von Stoff und Papier gezierten Schlag-Raketen, auf deren glatter Seite gewöhnlich der Zweig eines blühenden Obstbaumes abgebildet ist, Spielkarten, Brettspiele und Bilderbögen mit dem Mikado und anderen Figuren oder Werkzeugen. Die leichten Federbälle mit vergoldeter Korkkugel hingen in zierlichen Festons zwischen Papierdrachen und Schmetterlingen, von denen einer der letzteren anstatt des Schmetterlings-Leibes

ein Wickelkind zeigte, untermischt mit runden Blumenbouquets, meist aus *Cydonia japonica,* mit langen, flatternden Seidenbändern geziert. Die kleinsten Holzkästchen, lackirte Tische mit Theezeug, kleine Etagèren mit Miniatur-Figürchen, Musicanten, kleine Trommeln, Sänften — Norimono —, Knabenmützen und Puppen mit den verschiedenen Haarschneide-Phasen der Knaben und allerliebste kleine Säbel, die man als Berloques tragen könnte, waren in bunter Abwechslung zu sehen. Sehr nett erschien die Figur eines Bauern mit der wohlbekannten Egge aus Bambus über die Schulter gelegt, sowie alle Arten kleiner Thiere. Darunter darf der aus Crepp, Goldfäden und Seidencrepinen gar künstlich verfertigte, aufgerichtete Fisch nicht fehlen, und ebensowenig die etwas unförmlich gestalteten Amulete aus feinem Tuche, welche den Kindern an den Gürtel gehängt werden; dass unter diese auch eine, zwar sehr fein gearbeitete, aber doch in den Zügen grimmig blickende Larve gehörte, mag sicher eine besondere Deutung haben. — Ein ganz allerliebst eingerichteter Kaufladen, auf das Reichlichste ausgestattet, in der Art unserer Puppenküchen, belehrt das Kind über alle auch in diesem Bereiche nöthigen Dinge, wie denn überhaupt in allem da Aufgestellten der Anschauungs-Unterricht in einer überraschenden Vollkommenheit entwickelt war! Ja wahrlich, wie ist das japanische Kind, obgleich im entferntesten Osten, auf dem kleinen Insellande geboren, doch so weit vor dem europäischen türkischen Kinde bevorzugt! Wie wird durch das Zierliche und Verständige der Spielgegenstände, weit entfernt von dem Luxus, den in dieser Richtung das übrige Europa zeigt, der Schönheitssinn entwickelt und genährt, und wenn der Dichter sagt: „Wie ist es so selig, ein Kind noch zu sein!" möchte ich nach den neuesten Erfahrungen hinzusetzen: „Ein japanisches Kind!"

Wissen wir nun, wie der Japane wohnt und sich kleidet, wie er musicirt und die Waffen handhabt, dann betrachten wir auch seine Spiele und Lustbarkeiten. Brettspiele und Kinderspiele sind uns von der Anschauung bekannt, Spielkarten finden wir in ethnographischen Museen. Wir wollen hier von zwei beweglichen Spielen der Japaner sprechen. Da ist nun zuerst das Fussballspiel, ein althergebrachtes Spiel, wie denn überhaupt

das Ballspiel schon den Römern und Griechen bekannt war, und Shakespeare öfters des obengenannten erwähnt. In Japan ist das Fussballspiel am Hofe des Mikado besonders beliebt. Die Tage, an denen es stattfindet, werden sorgfältig in der japanischen Zeitung „Dai-jo-kwan-Nishi", welche in ihrem Habitus unserer „Wiener Zeitung" gleich ist, verzeichnet, und einer dieser Tage ist ziemlich neuen Datums, nämlich der 25. Februar 1869. Wie ich schon früher erwähnte, lässt sich das Ballspiel bei allen Nationen bis auf die ältesten Zeiten zurückführen; dieses bei den Japanen übliche Fussballspiel kam auch schon im VII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung aus China, von wo es durch die Kaiserin Kokiyoka eingeführt und von dem Kaiser Mommu, der am Ende desselben Jahrhunderts regierte, mit Vorliebe gespielt wurde. Es scheint bei einigen Kaisern point d'honneur gewesen zu sein, sich darin hervorzuthun, wie in unserer Zeit die hohen Passionen für Marstall und Jagd gang und gäbe sind. Auch hier entstanden Clubs, welche dieses Spiel systematisch betrieben. Während einer der Mikados und sein Hof in grosse Armuth verfiel, ernährte sich eine sehr vornehme Familie in Yeddo, mit Namen Asukai, lediglich durch Unterrichtsstunden im Fussballspiele.

Ein anderes, ernsteres Spiel erinnert lebhaft an die Palästra der Griechen und die Gladiatoren Roms. Es sind dies die in Japan noch heutzutage üblichen Ringkämpfe, deren Ursprung sich auch in das graue Alterthum verliert, ja, man findet sogar den Namen eines in dieser Kunst berühmten Mannes aufgezeichnet, der 24 Jahre v. Chr. gelebt haben soll; und im IX. Jahrhundert n. Chr. wurde ein Ringkampf unternommen, dessen Preis kein geringerer als der japanische Thron gewesen ist, und den die beiden Söhne des Kaisers Buntuko auskämpften. Im VIII. Jahrhundert, also noch 100 Jahre früher als dieses seltsame Duell um Japans Kaiserwürde, setzte der Kaiser Shomu den Ringkampf als eine Ceremonie des Herbstfestes, oder besser Erntefestes, ein, welches man auch das Fest der fünf Körner nannte, so wie bei uns in Europa oft Wettrennen und Wettfahrten mit demselben verbunden sind. Es fand auch da ein ganz ordentliches System statt, und es gab Kämpfer, die den Osten, andere, die den Westen Japans vertraten, und

so gab es auch selbstverständlich eigene Gesetze und Statuten dafür. Der Schiedsrichter, Kiyobayashi, der eine Hauptrolle dabei spielte und durchaus keine leichte Stellung hatte, trug als Scepter einen Fächer, auf dem die Worte „Löwenprinz" standen. Die westlichen und östlichen Ringer trugen bestimmte Abzeichen, und zwar die westlichen die Rosenpappel, die östlichen die Kürbisblume im Haar. Von diesen Abzeichen hiess der Weg zur Arena der Blumenweg. Sechzehn Reisballen, im Kreise gelegt, umgaben den für den Kampf bestimmten Pavillon, er wurde von fünf Pfeilern gestützt, von denen vier verschiedene Farben hatten, der fünfte mit einem Papier-Ornamente geziert war, und diese Pfeiler in der Zahl den fünf Körnern, von denen das Fest den Namen hatte, entsprachen. In Mitford's Tales of old Japan, in München und im Nippon finden sich Abbildungen dieser Kämpfe. Die Vermuthung liegt nahe, dass diese fünf Körner wahrscheinlich den fünf verschiedenen Arten Kornfrucht entsprechen, welche in Japan gebaut und geerntet werden.

Die Bürgerkriege brachten eine Pause in diese Festlichkeiten, und als man sie später wieder aufnehmen wollte, fand sich kein Schiedsrichter. Endlich meldete sich ein Schüler des Kiyobayashi, dem man das Abzeichen seines Ehrenamtes, den Fächer, überreichte und einen zweiten mit einer Inschrift versehenen beifügte. Da wir schon früher gehört haben, dass die Japaner gern ein und derselben Person mehrere Namen geben, ja der Sterbliche im Reich der Seligen sich eine neue Wiedertaufe gefallen lassen muss, wird es uns nicht wundern, auch hier einem ähnlichen Verfahren zu begegnen. Ist der betreffende Richter mit zwei Fächern ausgestattet, dann bekommt er auch zwei Namen; den einen, Bungo-no-Kami, als Richter überhaupt, den anderen, Oi-Kazé, „fahrender Wind", wenn er den Ring betreten. Nachdem man nun die Stelle genügend ausgefüllt hatte, machte man diese Würde erblich. Als Preis war ein Bogen, eine Sehne und ein Pfeil bestimmt und den Kämpfern gestattet, einen Strick um den Leib zu tragen, wodurch das Anfassen erleichtert wurde. Im Anfange des XVI. Jahrhunderts wurden die Ringkämpfe als Zuthaten religiöser Ceremonien eingestellt, und 100 Jahre später trat das Widerspiel

ein, sie wurden öffentlich in den Strassen Yeddos gehalten und von dem Ertrage derselben eine Pagode erbaut.

Soll der Kampf beginnen, dann gibt der Schiedsrichter das Zeichen mit dem Fächer. Die Kämpfer sind stark, sehnig und korpulent; man erlaubt ihnen 48 Gänge, und der Schiedsrichter erhebt neuerdings seinen Fächer als Zeichen des Sieges. Stürmischer Applaus lohnt die Kämpfer, und überdies werden noch Geschenke für den Sieger in den Ring geworfen. Die vornehmen Daimios oder ersten Officiere bei Hof halten sich eigene Ringer und bezahlen sie jährlich mit Reis. Sie figuriren auch bei Hochzeits- und Leichenzügen und begleiten ihre Herren auf der Reise. Wenn reiche Kaufleute Ringer in Sold nehmen, dann bezahlen sie sie mit Geld. Obgleich sie der niederen Classe angehören, geniessen sie doch zuweilen derselben Vergünstigung wie bei uns die Jockeys. Auch sie unterwerfen sich einer Art des Trainirens, indem sie ihre Glieder zeitweilig schlagen. Ein Ringer muss stets gut genährt werden.

Der Gegenstand meiner vierten und letzten Vorlesung wird Japans Theater und Japans Dichtkunst sein.

IV.

Von unbestrittenem Interesse bleibt immer die Art und Weise, wie die verschiedenen Völker das Drama behandeln, in welcher mannigfaltigen Abwechslung sich der Begriff „Kunst" in diesem Bereiche an den Tag legt. Bildende, darstellende Kunst aber, wie wir sie verstehen, dürfen wir bei den Völkern des östlichen Asiens nicht suchen. Werden wir uns doch selbst bei der berühmten „Sakuntala" Kalidasa's, welche Goethe so hoch stellte, hie und da seltsam berührt finden, und noch viel mehr bei der sonderbaren Sitte in den chinesischen Dramen, jeden Darstellenden mit der Herzählung seines Namens, seiner Eltern, seines Geburtsortes, seiner Mission beginnen zu hören, wo es uns nicht anders scheint, als lese er seinen Pass oder Steckbrief ruhig ab, oder schicke sich an, das bekannte Kinderspiel anzufangen: „Ich komme von A..., gehe nach A... und handle mit A . . ." Sehr ermüdend ist es nebstdem, wenn er, nachdem er uns das Alles in einem Monologe des Breiten auseinandergesetzt, dieselbe Mittheilung einer dritten Person macht, an die sie gerichtet werden soll, und, um „das arme Wort nun todt zu hetzen", diese dritte Person wieder in einem Monolog das Ebengehörte mit musterhafter Genauigkeit zum dritten Male wiederkäut.

Sehen wir uns um, wie es in Japan mit der dramatischen Kunst beschaffen ist. Die Theater heissen Shiba-i, Grasplatz, weil man früher die Darstellungen auf einem offenem Platze hielt. Da das kleine Inselland häufig vulcanischen Eruptionen ausgesetzt ist, spielt auch ein solches verderbliches Ereigniss in das Drama hinein. Mittelst verbrannten Holzes wird der Rauch eines Vulcanes ausgedrückt und durch einen Geistertanz be-

schworen, der noch jetzt jedem Drama vorangeht. Im Jahre 1624 eröffnete ein gewisser Saruwaka Kanzaburo auf Befehl des Shogun das erste Theater in Yeddo. 1651 kam es in eine Strasse, die nach dem Stifter Saruwaka-Strasse genannt wurde.

Wenn wir von dem acht Stunden langen Passionsspiele in Ober-Ammergau hören und da kaum begreifen können, dass menschliche Nerven dies aushalten, so müssen wir die Japaner noch mehr anstaunen, denn ihre Darstellungen dauern um vier Stunden länger, von sechs Uhr Früh bis sechs Uhr Abends, oder japanisch gesprochen, von der Stunde des Hasen bis zur Stunde des Affen. Der Inhalt der Dramen ist meist historisch, und es fehlt hier nicht, wie bei den Erzählungen und Predigten, an einer guten Moral. Oft ist die Begebenheit so rührend, dass die Zuhörer bitterlich weinen und sich ihre Aermel auswinden.[43]) Bei den historischen Stücken pflegt man die handelnden Personen mit Pseudonymen zu benennen; sie sind in der Art der Königsdramen Shakespeare's verfasst und spielen in Fortsetzungen. Die Gage eines ersten Schauspielers beläuft sich auf 1000 Riyos oder 3000 Gulden Silber, Mindere bekommen nicht mehr als ihre tägliche Mahlzeit; Manche spielen bloss um die Ehre. Alle aber sind von den täglichen Einnahmen abhängig. Nicht selten werden sie von Mäcenen unterstützt. So wie in früherer Zeit bei uns keine Frau auf der Bühne erscheinen durfte, sind auch in Japan die Frauenrollen jungen Leuten zugetheilt. Ein Beweis, dass aber der Stand kein verachteter ist, liegt in der Thatsache, dass, als im Jahre 1833 zwei dieser jugendlichen sehr beliebten Schauspieler, Bandó Shuka und Segawa Roko, starben, ganz Yeddo in Trauer versunken war. Tausende begleiteten den Leichenzug, und die Pracht und der Reichthum der Leichentücher und Särge erregte allgemeine Bewunderung.

Das Drama ist nur eine Unterhaltung für die mittlere und untere Classe; denn die Etiquette verbietet den Vornehmen, das Theater zu besuchen, während sie seltsamerweise bei den früher besprochenen Ringkämpfen keinen Anstand nehmen, als Zuschauer zu erscheinen. Dagegen lassen die Vornehmen die Schauspieler in ihre Häuser kommen und Vorstellungen geben. Da ist denn die Aufführung einer classischen Oper „Nô" sehr beliebt. Wir lernen bei dieser Gelegenheit, dass, was die Japaner Oper

nennen, schon mehr als 1000 Jahre früher eingeführt wurde, ehe in Italien im Hause Bardi der Anfang unserer Oper in's Leben trat. Ein gewisser Hada Kawakatsu, der im Jahre 586 lebte, schrieb 33 Stücke oder richtete schon vorhandene zur Darstellung ein, wobei Musikbegleitung stattfand. Das oben genannte „Nô" wird auch in Acte eingetheilt, wie wir es gewohnt sind. Wir finden in einem Theile des Schauspieler-Costumes Anklänge an die alten Griechen, indem sich die japanischen Darsteller auch scheusslicher Larven bedienen, die sogar erblich sind und sorgfältig in seidenen Säckchen aufbewahrt werden. Die Perrücke, oft ganz im Widerspruche mit dem darzustellenden Charakter, wie ehemals in Frankreich, wo die griechischen und römischen Helden des Racine und Corneille diesen Haarputz durchweg in der Darstellung angenommen hatten, ist auch in Japan ein wesentlicher Bestandtheil des Costumes.

In der chinesischen Abtheilung der Weltausstellung, wo es überhaupt von grossem Interesse war, die charakteristischen kleinen Figürchen aus Thon mit dem wunderbaren Ausdrucke der Gestalten und Züge zu beobachten, befand sich eine theatralische Scene, aus eben diesen Figürchen zusammengestellt, wo auch die Hauptdarsteller Larven trugen; und diese finden wir ebenfalls an den kriegerischen Kopfbedeckungen der Japaner, theils als Schutz-, theils als Schreckmittel angewendet, wie wir Aehnliches von den alten Deutschen wissen, die sich eine Thierhaut umhingen und den Kopf eines grimmen Bären oder Ur als Helm aufsetzten, welche Sitte sich später in die Form der Wappen, auch als Ausläufer der Helmdecken, ja auf die Helme selbst übertrug.

Mitford gibt uns eine interessante Beschreibung einer zu Ehren des Herzogs von Edinbourgh vor einigen Jahren zu Yeddo stattgehabten theatralischen Darstellung, wobei Chor und Dialog in eigenthümlichem Nasaltone recitirt, die musicalische Begleitung durch eine Trommel, Maultrommel, Flöte und andere Instrumente ausgeübt wurde. Das erste Stück hiess „Hatsiman vom Bogen". Es war dies der Beiname des Kaisers Ojin, der von 270 bis 312 regierte und als Kriegsgott vergöttert wurde. Die Handlung aber spielt in den Jahren 1275 bis 1289. Dem Kaiser Uta II. wird von einem Unbekannten ein mystischer

Bogen aus Maulbeerholz und seltsame Pfeile angeboten. Es ist dies überhaupt eine oft vorkommende Erscheinung, dass diesen Waffen übernatürliche Kräfte zugeschrieben werden, wie wir bereits früher gehört. Auch im Ramayana spielen diese stets von Göttern stammenden Schutzwaffen eine grosse Rolle; bei Hercules und Theseus tritt uns dasselbe entgegen, und die historischen Schwerter, die in den Dichtungen des Mittelalters ihren Besitzern zum Siege verhalfen, tragen immer diese geheime Kraft in sich. Doch sehen wir weiter. Der grossmüthige, fremde Waffenspender entpuppt sich als Gott Hatsiman, welcher Uta belehrt, dass der Friede, der im Lande herrscht, nur ihm und seiner Mutter Ingo zu verdanken sei. Statt bengalischen Feuers entströmt einem Berge, worauf die Scene vor sich geht, „süsse Musik und Wohlgerüche". Das zweite Stück trug den Namen eines Helden, Tsunémasa, der im XII. Jahrhundert lebte und sehr geschickt im Spiele einer viersaitigen Laute, Namens Biwa, war, die wir in der japanischen Abtheilung gesehen. Die Handlung geht bei einem Altare vor, der zum Andenken des Helden, dem man auch göttliche Ehren spendete, errichtet worden war. Die Scenerie ist besonders stimmungsvoll beschrieben: der Himmel ist klar, und doch rauscht der Wind wie niederfallender Regen; es ist Sommerszeit, und dennoch liegt das Mondlicht wie Reif auf dem Sandboden. Da erscheint der Geist des Tsunémasa. Er spricht von der Vergangenheit, lässt die Töne seiner Laute erklingen, die ganz überirdisch scheinen, und beklagt sein hartes Los, dieses Erdenbesuches wegen im Feuer des Jenseits leiden zu müssen. Nach diesem Monologe löscht er die Lampen des Tempels aus und verschwindet.

Wir sehen, dass bei diesen Dramen, besser dramatischen Bildern, die Handlung dem Verfasser wenig Mühe verursachte. Bei der folgenden Darstellung trat diese schon etwas verwickelter auf; das Stück trug den Charakter eines Feenmärchens und hiess: „Das Federkleid." Ein Fischer tritt mit einem Monologe auf, der eine reizende Naturbeschreibung in sich schliesst. Er spricht erst von einem wilden Aufruhre in der Natur, von Sturm und Regen; dann klärt sich der Himmel, der Frühling erscheint, Musik erfüllt die Luft, es regnet Blumen

vom Himmel. Wenn sich im indischen Götterleben etwas Besonderes ereignet, dann regnet es auch meistens Blumen vom Himmel herab. Und wie steht es mit unseren christlichen Begriffen? Denken wir an die Rosen der heil. Rosa von Lima und andere ähnliche Beispiele, und wir werden erkennen, dass ein tief poetischer Sinn in dem Gedanken liegt, eine an Wunder grenzende Begebenheit mit dem Hymnus zu feiern, den die Natur selbst durch die Blumenwelt darbringt. — Was nun folgt, erinnert unwillkürlich an Musäus' Märchen von den Schwanen-Jungfrauen. Unser poetischer Fischer findet das Federgewand einer Fee an einem Baume hängen. Er nimmt es als Heiligthum an sich und verwahrt es wohl. Aber die Fee kehrt zurück und fordert ihr Eigenthum. Ohne ihre Schwingen kann sie sich nicht zum Himmel, in ihr Feenland, erheben. Alles um sie herum hat Bewegung, der Vogel rührt seine Fittige, der Wind rauscht durch die Aeste, die Wellen wogen auf und ab, nur sie ist festgebannt, gefesselt durch ihr Missgeschick. Endlich rührt den Fischer ihr Flehen, und obgleich er das Kleid gern als Talisman behalten, als Erbstück in seiner Familie bewahren möchte, scheint er den rührenden Bitten der Fee Gehör zu schenken, doch nicht bedingungslos; Gesang und Tanz will er von ihr haben — das vermag sie nicht ohne dem zauberreichen Gewande. Misstrauisch, wie es der Grundzug im Charakter des Japaner ist, besorgt er, sie wird wortbrüchig, denn einmal im Besitze des Federkleides, erhebt sie sich wohl in die Lüfte und hat ihr Versprechen nicht gelöst. Die Fee aber versichert das Gegentheil und erhält nach langer Zögerung das fragliche Gewand. Sie nennt sich selbst eine der fünfzehn Dienerinen des Mondes[44]) und singt und tanzt so herrlich, dass sich der entzückte Fischer im Himmel wähnt. Allein die Freude wandelt sich bald in Trauer, denn inmitten des Gesanges entschwebt sie und wird zuletzt nur noch als Wölkchen am Himmel gesehen. Es ist nur zu bedauern, dass diese reizend gedachte und ersonnene poetische Handlung in der Aufführung ganz anders erscheint. So trägt zum Beispiel die Fee eine rothe Perrücke und hässliche Maske, macht Sprünge und kreischt garstige Lieder.

Als ich diesen Herbst in München die schon oft genannte japanische Sammlung sehr gründlich durchsah, bemerkte ich

unter den vielen Theaterbildern eine weibliche Gestalt, zweimal dargestellt, mit langem japanischen Schleppkleide, darüber einen Federmantel, Blumen im Haar und in den Händen, doch ohne der Larven- und Perrücken-Zuthat. Trotzdem scheint es keinem Zweifel unterworfen, dass die Bilder Illustrationen zu dem genannten Drama sind.

Unter den musicalisch-dramatischen Darstellungen im Hause des kaiserlich japanischen Gesandten zu Wien wurde dieser Vorgang von einem Sänger in dem eigens psalmodirenden Gesange erzählt, während ein zweiter die ganze Scene in Form eines mimischen Tanzes auszudrücken versuchte und am Ende aus einer bereitstehenden Vase Blumen auf seinen Fächer legte und diese vor die Anwesenden hinstreute.

Die letzte Comödie im „Nô" hiess „Der kleine Schmied". Dieser, mit Namen Munechika, soll ein Schwert für den Kaiser schmieden, ist es aber allein nicht im Stande. Da kommt der Gott der Füchse, Inari Sama, und hilft ihm. Erstaunt fragt der Schmied: „Wie konntest du wissen, was mir zu thun befohlen war?" Inari erwidert: „Wände haben Ohren, und Steine können reden." Darauf verschwindet er. Der Schmied aber, der sich den geisterhaften Besuch nicht zu deuten weiss, stellt Götzenbilder auf, zieht eine Strohschnur durch das Gemach, an die er kleine Papierchen hängt, um böse Geister abzuwenden, und zum zweiten Male erscheint ein verkleideter Fuchs als Abgesandter des Inari, um ihm zu helfen.

Drei andere Soloscenen sah ich ebenfalls an dem Festabende bei Minister Sano; der Kampf eines Samurai mit einem flüchtig gewordenen Prinzen, der ihm jedoch entkommt, war lebendig und ausdrucksvoll gegeben. Unter den beiden komischen, halb gesungenen halb gesprochenen Monologen war der eines Bauern, welcher sein Feld ansäet und schliesslich mit einer Rabenschaar in Kampf geräth, von köstlichem Humor. Als er sich nicht mehr zu helfen weiss, ergreift er seinen auf der Erde liegenden Fächer und sucht das Weite.

Auch in Japan sind Zwischenspiele üblich, wie z. B. in England die Interludes. Es sind meist Possen, Kiyogen, wo auch ein Clown, Tarokaja, als Diener eine Rolle spielt. Eine dieser Possen, „Die Tintenkleckse", ist ganz allerliebst. Ein

junger Mann kommt mit seinem Diener in eine Stadt — ich glaube Nagasaki — und lernt dort ein reizendes Mädchen kennen. Bald entspinnt sich ein Liebesverhältniss, doch ist die junge Dame eifersüchtig und besorgt, der Jüngling könnte sie heimlich verlassen. Sie hat darin nicht so ganz Unrecht, denn in der That beabsichtigt er, immer in Begleitung des Tarokaja, seinen letzten Besuch bei ihr zu machen, sich aber ja nichts von diesem Plane merken zu lassen. — Das Mädchen versucht alle Mittel, ihn zu fesseln, sie bricht ohne weitere Veranlassung in bittere Vorwürfe aus, und um ihren Worten gehörigen Nachdruck zu geben, fängt sie zu weinen an, tunkt aber im Stillen die Finger in eine nahestehende Theetasse und setzt sich die Tropfen unter die Augenlider. Der Jüngling, im Eifer, sie zu widerlegen, bemerkt den kleinen Kunstgriff nicht, wohl aber Tarokaja, der unbemerkt ein Stückchen Tusch in die Theetasse schlüpfen lässt, und nach und nach zeigt das schöne Antlitz der Dame eine bedenkliche Tätowirung. Der junge Mann hält ihr rasch einen Metallspiegel vor und überweist sie der Heuchelei. Mit allgemeiner Heiterkeit und einer Heirat endet diese Posse.

Es ist zu bedauern, dass bis jetzt noch kein japanisches Drama übersetzt wurde, obgleich uns andere literarische Producte in englischen und französischen Uebersetzungen zugänglich gemacht worden sind, und es ist für die geehrten Zuhörer gewiss von Interesse, auch diese Seite der japanischen Culturgeschichte kennen zu lernen und aus den zerstreuten, einzelnen Beispielen sich ein gerundetes Ganzes zu bilden.

Wollen wir erst einen flüchtigen Blick auf Schrift und Sprache werfen, so wird uns zuerst allgemein bekannt sein, dass Chinesen und Japaner mit Pinsel und Tusch, nicht mit Feder und Tinte schreiben; dass sie die Zeilen von oben nach unten, von rechts nach links stellen, und weshalb? „Die Schrift," sagen sie, „stellt des Menschen Gedanken dar, und der Mensch steht aufrecht." Ueber den Ursprung, besser die Klärung der Sprache, heisst es ganz kurz, dass 284 n. Chr. der Sohn des Königs von Petsi, Atogi mit Namen, nach Japan kam, den Grund zur Kenntniss der chinesischen Schrift legte, und der chinesische Philosoph Wang-shin ebenfalls aus Petsi nach Japan

kam und die Literatur seines Landes lehrte. Erst nahm man die chinesische Schrift an, doch zwei Gelehrte, Kibi und Kôbo, vereinfachten sie und stellten die Sylbenschrift Fira-Kana oder Katakana zusammen. Sie besteht jetzt aus 48 Zeichen. Die sogenannte Cursivschrift heisst Soo-sho.[45])

Eine andere Tradition nennt als Erfinder der Sylbenschrift allein den Hohenpriester Kôbodaizi, wahrscheinlich denselben Kôbo, der ebenfalls in München, mit einem Donnerkeil in der Hand, welcher der dreizackige Zauberstab heisst, und sich auch selbstständig vorfindet, abgebildet ist.

Im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung war die Bildung schon auf einer hohen Stufe angelangt. Wir werden später sehen, dass in den Poesien Chinesisch und Japanisch in seltsamen Vermischungen vorkommt, und eben das Vorwiegende der chinesischen Schriftzeichen in gelehrten Werken das Verständniss derselben gar sehr erschwert.

Von Europäern, welche sich im Studium der japanischen Sprache hervorthaten, ist Remusat, de Rosny, W. v. Humboldt, Klaproth, Pfizmeyer und Schott, von Engländern Medhurst, Alcock, Mitford durch Uebersetzung von Werken in Prosa, Dickins durch Uebertragung des „Hyak-nin-Isju" oder „Die 100 Poeten" in gereimten Versen besonders zu nennen.

Unter den von den Sprachforschern erwähnten Werken, die zum wenigsten in andere Sprachen übersetzt sind, ist das im Jahr 1183 von Ikinaga verfasste „Fei-ke-mono-gatari" oder „Die Geschichte der Feike-Dynastie", ein Epos in 12 Bänden, der Beachtung werth.

Ich kann nicht umhin, hier einen Augenblick zu verweilen, um etwas Näheres von dieser Feike-Dynastie einzuschalten. Als Ph. v. Siebold seine interessante Reise durch Japan machte, besuchte er in der Nähe der Stadt Simonoseki einen berühmten Amida-Tempel, wo eine Nebencapelle dem heilig gesprochenen Mikado Antok aus der Feike-Dynastie gewidmet ist. Ein junger, sehr gesprächiger Priester enthüllte die Statue des siebenjährigen Antok mit zwei anderen Seitenstatuen in Hoftracht, zündete Lampen und Räucherwerk an und las den Reisenden das tragische Ende der Feike-Dynastie vor. In dem Erbfolgekriege der Gensi und Feike wurden die Letzteren geschlagen und zogen

sich mit dem jungen Mikado bis in die Gegend von Kokura zurück, wo sie sich zwar befestigten, aber nochmals den Kampf mit dem Feinde aufnehmen mussten. Die Schlacht ging abermals verloren, und der Barke, wo sich Antok mit seiner Pflegemutter befand, wurde der Weg abgeschnitten. Da sprang die heldenhafte Nyeno-ama mit dem Prinzen in die See und rief aus: „Durch das Meer will ich Dich an einen Hof bringen, wo man ewige Freuden geniesst." Ihr folgten die treuen Diener und fanden in den Wellen ihren Tod. Die Leichen wurden in dem Tempelhofe des Amida bestattet. So geschehen am 24. des dritten Monats im ersten Jahre Bundsi (1185). Sieben Porträte dieser Helden und sieben Bilder aus dem Leben Antok's zieren überdies die Tempelwände. Seltsamerweise hält das Volk eine Art Seekrabben, die an der genanten Stelle gefunden werden *(Dorippa)*, für die Metamorphosen jener Helden aus dem Stamme der Feike und nennt sie deshalb Feike-gana.

Ein japanischer Ossian oder Homer, nämlich der blinde Sänger Seobuts, verbreitete das Epos unter dem Volke; dann wissen wir von dreissig Bänden Lyrik aus dem VIII. Jahrhundert, und einer Sammlung „Man-jo-sju" aus dem XV. Jahrhundert. In den Geschichts-Tabellen Wa-nen-kei sind zwischen dem XII. und XV. Jahrhundert sieben Aufzeichnungen, welche das „Zustandekommen" einer lyrischen Gedichtensammlung erwähnen. Einzelnes aus diesem Gedichtenschatze werde ich hier besprechen und eine passende Auswahl treffen. Von Romanen ist „Das Leben des Fürsten Iwagi" in zwölf Bänden und „Die Thaten der berühmten Jungfrau Kagami" in fünf Bänden zu nennen, dann „Die sieben glücklichen und die sieben unglücklichen Dinge" in fünf Bänden, und der kurze, nicht interessante, von Pfizmeyer übersetzte Roman: „Die sechs Wandschirme in Gestalten der vergänglichen Welt", der bei dem letzten Ausverkaufe der Staatsdruckerei in vielen illustrirten Exemplaren, deutsch und japanisch, um den Spottpreis von einem halben Gulden verkauft wurde. Ein erotischer Roman führt den Titel: „Die Liebesabenteuer von Otaba Tansitsi." Ferner gibt es noch viele wissenschaftliche Werke, Adressbücher und Hofkalender [16]). Sehr merkwürdig sind aber die Geschichts-Tabellen oder Annalen, Wa-nen-kei genannt. Ich kann nicht umhin, Ihnen einige dieser seltsamen Aufzeichnungen mit-

zutheilen. So heisst es z. B. 219 v. Chr., dass der Tsin — also chinesische Kaiser — Shi-huang-ti das Kraut der Unsterblichkeit, Zjo-Fuk, in Nippon suchen liess, doch ist uns nicht bekannt, ob es auch wirklich gefunden wurde. Die Faustkämpfe, Sumavi, werden 24 v. Chr. eingeführt. 27 Jahre später heisst es, dass der Gemalin des Mikado Puppen in das Grab gelegt wurden, welcher Gebrauch sich daraus erklärt, dass man einige Jahre früher die bei Beerdigungen gebräuchlichen Menschenopfer abschaffte. 71 n. Chr. kehrt Tatsima Mori mit wohlriechenden Früchten (Pomeranzen) aus dem Land der Ewigkeit nach Japan zurück; an einer anderen Stelle wird dieser Begebenheit 14 Jahre früher erwähnt und dieses zweifelhafte Land einfach „Ausland" genannt. Im III. Jahrhundert kommen wieder aus Petsi Näherinen nach Japan, und 530 werden Sittenmeister, so eine Art Keuschheits-Commission, wie sie unter Maria Theresia bestand, aufgestellt. Wenn wir ferner lesen, dass im Jahre 577 der König von Petsi Bücher und Schriftrollen, zwei Buddha-Priester, eine Nonne und einen Bildhauer nach Japan schickte, so hören wir 20 Jahre später von einer weiteren Gabe desselben, welche aber aus dem Thierreiche genommen wurde und in einem Kameel, einem Esel und weissen Fasanen bestand. 611 machte der Mikado mit seinem Hofe einen Spaziergang, der „Kräuterjagd" genannt wird (Kusuri-Kari), wo es sich vielleicht um eine botanische Excursion handelt, und 33 Jahre später finden wir die Aufzeichnung, dass im Teiche Tsuru-kino-ike ein Lotos mit paarweisen Blumen wächst. Im Jahre 656 geschah an dem Minister Naka-to-mino Kamatari eine Wundercur durch den Priester Tomei aus Petsi, der das Gebet Jui-ma-kyo sprach, worauf der Kranke alsogleich gesund wurde.

Die Einführung der Wasseruhren, Wassermühlen und Schmieden wird gleichfalls bezeichnet, dass aber auch die Länge eines Stückes Hanfleinwand im Jahr 714 auf zwei Klafter und sechs Schuh bestimmt wird, und man vier Jahre später das weibliche Costume festsetzt, wird uns befremdlicher erscheinen. Im IX. Jahrhundert ist als Naturerscheinung das Regnen von süssem Thau erwähnt, und im Jahre 911 kommt die Sitte auf, sich Kohl — Wakana — zu schenken, worauf sich auch ein kleines Gedicht im „Hyak-nin-Isju" bezieht, wie wir später hören werden.

Wir wissen bereits, welche Mythe in Japan über den Ursprung der Poesie überhaupt herrscht, und es ist den verehrten Zuhörern wohl noch die naive Tradition von Isa-na-mi und Isa-na-gi bekannt. Man spricht von positiven Spuren der japanischen Poesie im VII. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, und es soll ein gewisser Sosano Ono-Mikoto eine Fundamentalregel für das Versmass erfunden, das heisst jedes Distichon auf 32 Sylben beschränkt haben. [47]) Die Mutter des Prinzen Ozine, Namens Zin-gou, hatte ihre siegreichen Waffen bis Korea geführt; und von dort brachte im III. Jahrhundert n. Chr. der berühmte Onine die philosophischen Abhandlungen des Confutsé und das Buch der 1000 Worte. Von letzterem befand sich auch ein Exemplar in der chinesischen Abtheilung der Weltausstellung. Die 1000 Worte bestehen aus einer Zusammenstellung abgerissener Sentenzen sehr verschiedenartigen Inhaltes — Facten, philosophische Betrachtungen und Gemeinplätze, z. B.: „Das Meer ist salzig, die Flüsse sind geschmacklos, das Geschuppte senkt sich, das Gefiederte schwebt empor"; „Die Wahrheit kann als Bote wiederkehren"; „Benimm dich äusserlich, wie du es innerlich meinst"; „Das Ende nicht vernachlässigen ist Ehrensache", „Die Musik unterscheidet Edles von Gemeinem, der Anstand Hohes von Niedrigem"; „Tsin machte Pinsel, Lün Papier, Kün war ein Baumeister, Shin ein Angler"; oder zuletzt gar die mehr als gewöhnliche Bemerkung: „Ist der Leib schmutzig, so denkt man an ein Bad"! Confutsé, oder wie er in Japan genannt wird, Koshi, gilt als Vater der japanischen Poesie. Schon im Anfange des III. Jahrhunderts machte sich Soto-ori-imé, die Frau des Kaisers Inkyo, durch eine Sammlung Oden berühmt, wozu sie ihre eifersüchtigen Empfindungen bezüglich der Treulosigkeit ihres Gatten gebracht hatten. — Wir werden überhaupt später sehen, dass es keineswegs an japanischen Sapphos gefehlt, und namentlich sind dieselben in den höheren Ständen zu finden.

Die altjapanischen Poesien tragen einen von den chinesischen verschiedenen Charakter; später aber blieben die Beziehungen zwischen beiden Ländern nicht ohne Einfluss auf die Entwicklung der japanichen Poesie, und die Gelehrten machten sich bald die Schätze des Nachbarstaates zu Eigen; auch bildeten sich Schulen und enthusiastische Verehrer der chinesischen Muster.

So entstand neben der einheimischen Dichtung ein Styl, der zumeist die chinesische Form annahm. In der neuen Art zu dichten, wo die Sprache beiläufig ganz anders als die Umgangssprache ist, in welcher letzteren man auch die Aussprache der Frauen von jener der Männer unterscheiden muss, sind die chinesischen Worte wohl principiell ganz verbannt, was jedoch nicht verhindert, dass man hie und da solche aufnimmt, welche durch ihre Fremdartigkeit das Ohr verletzen. Die Lust zu dichten hat sich nun in Japan in alle Classen eingeschlichen und wird auch von den Bewohnerinen jener Quartiere betrieben, wo die Hauptbedingung darin besteht, durch persönliche Reize zu glänzen, was jedoch nicht die Ausbildung geistiger Fähigkeiten ausschliesst.

Die japanischen Nationalpoesien, Uta, Lied, genannt, sind Distichen, die, wie gesagt, zwei Verse aus 32 Sylben bestehend bilden, von denen der erste den Leser auf die Entwicklung im zweiten vorbereitet, wie z. B.:

„Möge der Sturm die Blätter meiner Schriften entführen,
Und die Menschen bedenken, dass sie von einer wurzellosen Pflanze kommen!"

Die erste Zeile heisst Kanni-no-Ku, „hervorragende Phrase", die zweite Simo-no-Ku, „untergeordnete Phrase". — Ein zweites Beispiel ist die Klage einer Mutter bei dem Tode ihres Kindes:

„Warum hat der Hauch des Windes die Blüthen entführt,
Und die Blätter des Baumes geschont!"

Diese wenigen Beispiele genügen, um den Unterschied zwischen der trockenen Ausdrucksweise der Chinesen und der poetischen, mehr blumenreichen Sprache der Japaner zu erkennen. Auch de Rosny hält die beiden Nationen in dieser Hinsicht für sehr verschieden, und nur den ernsten und düsteren Charakter ihrer Gedichte ähnlich. Japan producirt epigrammatische Gedichte und liebt, der vielen homogenen Worte wegen, die sich in der Sprache befinden, die Wortspiele, welche allerdings unübersetzbar sind. Die lakonische Art, im Epigramm einen tiefen Gedanken auszudrücken, ist bei ihnen stark und überzeugend, und überlässt dem Leser die Ergänzung der Gedanken, wie wir es später, besonders bei der Sammlung der „100 Poeten", sehen werden.

De Rosny hat in seiner *Anthologie japonaise* Beispiele aus mehreren japanischen Gedichtsammlungen gegeben und in Prosa übersetzt; Dickins die „100 Poeten" vollständig englisch in gebundener Rede übertragen. Die älteste Sammlung ist das „Man-jo-sju" oder die „1000 Blätter"; sie ist in der Yamato- oder altjapanischen Sprache verfasst und ganz und gar in chinesischen Charakteren geschrieben. Weiter folgen die Oden aus dem „Nin Jsju", oder „100 Poeten", eine sehr populäre Sammlung in Japan. Sie sind jedem Gelehrten geläufig und selbst im Munde des Volkes gewöhnlich. Bei dieser Sammlung werde ich mich mehr an die vollständige von Dickins halten und nur einzelne Bemerkungen von de Rosny einschalten. Dann folgen Beispiele aus dem „Ha-uta", einer Sammlung erotischer und Volksgesänge. Sie sind nicht in jenem erhabenen Dialect geschrieben, den die Japaner und Chinesen von ihren Poesien unzertrennlich halten, nichtsdestoweniger gibt die grössere Natürlichkeit der Sprache ihnen eine Grazie und einen Zauber, den ein der Sprache Mächtiger nicht genug zu schätzen weiss, wenn auch die Eingeborenen darauf kein besonderes Gewicht zu legen scheinen. Zuletzt folgen jene unter dem Namen „Si" bekannten Gedichte, welche sich ganz an den Styl der chinesischen Poeten anlehnen, und wo nur wenige Japanismen mit unterlaufen. Sie sind wegen dieser Mischgattung, und da sie chinesisch geschrieben und japanisch verstanden sein sollen, sehr schwer, für den Fremden oft gar nicht zu entziffern.

Beginnen wir nun mit dem „Man-jo-sju", so ist auch hier für den Uebersetzer manche Klippe zu überwinden, weil die darin enthaltenen Gedichte sehr viele geschichtliche und politische Beziehungen enthalten, deren Schlüssel auch wieder nur in japanischen Originalwerken zu suchen ist, für manche Ausdrücke sich aber durchaus kein analoges Wort finden lässt. Da diese Poesien indess Jahrhunderte lang die Aufmerksamkeit der chinesischen und japanischen Gelehrten gefesselt und Ursache zu vielfachen Commentaren und Discussionen gegeben, ist billigerweise zu vermuthen, dass sie einen dem Europäer wohl erst später zugänglichen Werth in sich schliessen und dieser erst nach gründlichem Studium herausgefunden werden kann. Die meisten grossen Bibliotheken Europas besitzen Ausgaben des

„Man-jo-sju". In der Vorrede, welche der Herausgeber Nanryo-Kyo-sya dem Werke vorangehen lässt, und die im Ganzen den Ton unserer Schriftsteller einhält, finden sich einige recht seltsame Stellen. Zuerst meldet der Betreffende, es haben sich in dem dichten Walde der Sprache viele Poesien gefunden und sind in dieser Sammlung vereint worden. Der Autor, der sie zusammengestellt, hat sie mit Erklärungen versehen, so zahlreich, dass sie fünf Wagen mit Ochsen bespannt kaum vorwärts zu bringen vermögen. Eines Tages nun habe der Buchhändler Tohe-ki-dó den Herrn Nan-ryo gebeten, die Revision zu übernehmen, worüber er, der „demüthige Gelehrte", wie er sich nennt — im Urtext heisst es „alter Sclave"[48]) —, so entzückt gewesen, dass er den Buchhändler wie einen „tausendjährigen Freund" betrachtete — ein Verhältniss, welches heutzutage zwischen Autor und Buchhändler kaum bestehen könnte. Der „alte Sclave" nahm also seinen schlechten Pinsel, dessen er sich immer bedient, um das Fehlende zu ergänzen und das Bestehende zu verbessern. Er bittet schliesslich die „erleuchteten Männer" verschiedener Länder, seine Arbeit mit Nachsicht hinzunehmen, seine Irrthümer zu berichtigen, und „das Mass des Schönen und Guten zu erschöpfen, welches die ewige Freude seines Lebens ausmachen wird". Geschrieben in der buschigen Hütte Jo-so-han, im 14. Jahre der Kaiser-Aera Tem-pó (1843), zur Herbstzeit.

Unter den Gedichten finden wir nun einige, wo ein Gedanke bündig, aber poetisch ausgedrückt ist, z. B. ein Neujahrswunsch, in Form eines Toastes an den Kaiser gerichtet, während dieser ein grosses Mahl im Lande Jnaba am Neujahrstage gegeben:

„Möge Euer Glück unerschöpflich sein wie der fallende Schnee an dem Tage des entstehenden Frühjahrs, des neuen Jahres."

Sehr poetisch ist der Ausdruck, den eine Kaiserin ihrer Klage beim Tode des Kaisers gibt. „Mein Gebieter, Herr der Welt! Abends wandtest Du immer die Blicke nach dem rothblätterigen Ahorn am Hügel der Geister, und am frühen Morgen suchten ihn neuerdings Deine Augen. Wenn Du am Leben wärest, würdest Du abermals nach ihm spähen und ihn wieder betrachten. Auch ich richte bei der Abenddämmerung meine Blicke auf diesen Hügel und bin von Trauer erfüllt. Einsam am frühen

Morgen fliessen meine Thränen, und noch ist vom vergangenen Abend der durchnässte Aermel meines groben Gewandes nicht getrocknet." Um die Anspielung auf die rothen Ahornblätter zu verstehen, muss ich bemerken, dass unter den vielen Festen in Japan auch eines zur Herbstzeit gefeiert wird, und die Theilnehmer hinausgehen und die rothen Ahornblätter betrachten. Trotz dieser rührenden Klage besass die Kaiserin — sie lebte im VII. Jahrhundert — so viel Grausamkeit, dass sie ihren Stiefsohn, der sich ihrer Thronbesteigung widersetzte, gefangen nehmen und hinrichten liess. Dieser Prinz war ebenfalls mit dichterischem Talente begabt und verfasste kurz vor seinem Tode, als er weinend am Ufer des Sees Iwaré sass, folgende Zeilen:

„Indem ich die am alten See Iwaré sitzenden, schreienden Enten betrachte, werde ich mich in den Wolken verlieren."

Ebenfalls aus weiblicher Feder, oder besser weiblichem Pinsel geflossen ist die Klage einer Frau über den Tod eines Kaisers, die sich in ziemlich überschwänglicher Weise kundgibt. „Beim Grauen des Tages, o mein Fürst," so lässt sie sich vernehmen, „seufze ich in Traurigkeit, denn getrennt von Dir kann mein verlassener Körper — im Text „die leere Heuschrecke" — Deinem Geiste nicht folgen. Von Dir entfernt bin ich heftig bewegt. Wärest Du ein Edelstein, ich trüge Dich auf meinem Armband, wärest Du ein Kleidungsstück, ich fände keine Zeit es abzulegen. O mein Fürst, Du warst es, den ich die letzte Nacht im Traume gesehen!" Unter dem „Geist" des Fürsten ist jener Zustand in der anderen Welt verstanden, den auch alle Thiere, die Katze ausgenommen, erreichen können. Als der Buddhist Sakya-monai in das Nirwana, jenen Zustand der Selbstvernichtung, auf den Schopenhauer seine Philosophie aufgebaut, trat, durften ihn alle Thiere begleiten, nur die Katze war ausgeschlossen, weil sie und die Schlange bei Buddha's Tod, wo alle Thiere trauernd das Todtenbett umstanden, nicht erschienen waren.

Wir kommen nun zu der Sammlung der „100 Poeten" oder dem „Hyak-nin-Isju". Es dürfte dies die populärste von allen sein, und so glaube ich nicht zu fehlen, wenn ich bei derselben etwas länger als bei den anderen verweile, da sie am deutlichsten den Charakter der japanischen Dichtungen anschaulich macht. Man findet sie im Palaste des Prinzen und in

der Hütte des Bauern, in prachtvoll illustrirten und in ganz schlichten Ausgaben, im Munde von Jung und Alt, namentlich aber als Gedächtniss-Uebung für die zarte Jugend in Form von Bilderbogen, und sogar auch als instructive Spielkarten, wo nur Ein Vers zu lesen ist, der Spielende den fehlenden aus seinem Gedächtnisse ergänzen muss. Wie schon gesagt, hat Dickins die ganze Sammlung in gebundener Rede englisch übersetzt; de Rosny wählte eine Ausgabe, die als „Erzählungen einer Nacht" nur 25 Gedichte enthält und von einem Freunde des japanischen Verfassers mit einer Vorrede versehen ist. In dieser wird uns gesagt, dass dieses seit langer Zeit bekannte Buch einen Werth hat, den der Pinsel nur schwer beschreiben kann. Aus diesen Dichtungen hat Ozaki Masa-yosi eine Anzahl ausgewählt und mit Erläuterungen versehen (buchstäblich: „eine unzählbare Menge Algen aus den vier Weltgegenden gesammelt"). Die Seepflanze Mo zeigt nämlich die verschiedenartigsten Formen und wird metaphorisch für Talent, oder literarische Arbeit angewendet. „So habe ich denn — sagt der Sammler zum Schluss — diese wenigen Linien mit meinem ungeschickten Pinsel gezeichnet, hoffend, dass der Autor dieses Buches, der alle Kräfte angewendet hat, um dasselbe nützlich zu machen, sein Werk gedeihen und blühen sehe, wie die unveränderlichen Bambusrohre von 1000 Klafter Länge!"

Sehr häufig kommen Vergleiche aus der Pflanzenwelt vor; so lautet die in einem der Gedichte übliche Redensart: „Könnte es mir möglich sein, einen Augenblick ohne Dich zu leben, wäre auch die Entfernung zwischen uns nicht grösser als die Knotenlänge des Bambus!" Die meisten dieser Gedichte schildern eine Naturanschauung oder den Reflex derselben auf das Gemüth; manche sind erotisch, ja leidenschaftlich gehalten, andere dagegen drücken einen Gedanken durch ein einfaches Bild aus. Sie verdanken ihre Entstehung dem Zeitraume zwischen dem VII. und XII. Jahrhundert und zählen Prinzen und andere vornehme Persönlichkeiten, auch Damen unter ihre Verfasser.

Bei den Betrachtungen über Naturerscheinungen klingt auch oft ein trauriger Ton durch. Ein gewisser Tosinari, der die Einsamkeit der Wälder suchte, klagt, dass auch dort das Elend

und der Jammer kein Fremdling sei, „denn selbst in der Tiefe der. Wälder weint der Hirsch". Dieser Tosinari, der übrigens viele Distichen von seinen Schülern schreiben liess, sie dann ausbesserte und für seine Sammlung auswählte, war gewohnt, sich beim Dichten eines seltsamen Apparates zu bedienen. Er kleidete sich in alte weisse Gewänder, setzte neben sich eine Glutpfanne, in der das Holz der *Paulownia imperialis*, von der wir in der Ausstellung sehr schöne Platten sahen, verbrannt wurde, und woher seine Gedichte den seltsamen Namen „Die Kohlenfeuer der *Paulownia*" bekamen. Er stellte als Regel beim Dichten auf: „Man müsse die Gedanken nicht wie der Maler die Farben, oder der Marqueterie-Arbeiter die Holzstückchen untereinandermischen, sondern die Dinge in der Dichtung klar, wie sie sind, bezeichnen und ausdrücken."

Im VII. Jahrhundert schildert ein Kaiser (Ten-ji) die Unbill des Klimas. „Seine niedrige strohbedeckte Hütte lässt durch das schadhafte Dach den Himmel hereinblicken, seine Kleidung ist vom Thau durchnässt, denn der Herbst ist gekommen, die Felder, auf denen seine thätige Hand die Reisgarben sammelte, sind jetzt leer, und die Ernte ist vorüber." Auch Minamoto, der Grosssohn des Kaisers Kok-wo († 940), schildert seine Empfindungen zur Herbstzeit: „Die Hütte, rings von Hügeln eingeschlossen, ist nun ganz verlassen, die Einsamkeit erfüllt zur Winterszeit meinen Geist mit Trauer, denn nun hat der rauhe Sturm jedweden Baum, jedes Gras verbannt und jedes Menschen Angesicht von mir entfernt!"[49]) Kino Tomo-nori, der Sohn eines tapferen Kriegers zur Zeit der Kämpfe mit Korea, gibt uns dagegen ein lieblicheres Bild und schliesst nur mit einer wehmüthigen Betrachtung: „Es ist ein schöner Tag im heiteren Frühling, kein bitterer Frost bedroht uns jetzt, kein Sturmwind tobt, keine Regenwolke senkt sich herab, die Sonne scheint klar in der Höhe; und dennoch musst du, arme kleine Blüthe, verwelken und sterben." Diese bedauerte Blume ist die Sakura, der Kirschbaum, dessen Blüthen zu Ende des Frühlings verwelken.

Allein weit reichhaltiger ist das erotische Element vertreten, und es findet sich bald ein trauriger, bald ein leidenschaftlicher, und auch ein weicher, milder Ton, der durch die

wenigen Zeilen, aus denen ein Gedicht besteht, durchklingt. Klagend erhebt schon im V. Jahrhundert die Verfasserin mehrerer Oden ihre Stimme; ihr Geliebter hat sie verlassen, und sie bejammert während der kalten Regenzeit das Entschwinden des Sommers, nämlich des Gegenstandes ihrer Liebe. Ein anderer Poet, der im X. Jahrhundert lebte, sagt uns, dass er „durch sein Elend fast den Verstand verloren hat und so unglücklich sei, dass er sein Leben gern hingäbe, könnte er die Geliebte nur noch einmal sehen"! Die Gemalin des Kaisers Kogun, von Eifersucht gequält, gibt ihrem Kummer ebenfalls dichterischen Ausdruck: „Du hast mir einen feierlichen Eid geschworen, und ich träumte von Deiner Treue, nun aber, vergessen und verstossen, rufe ich den Tod um Erlösung an." Eine andere Ode, von Fujiwara verfasst, einem Dichter, von dem uns wenig bekannt ist, schildert die Qualen seiner Liebesglut in folgender Weise: „Es wäre fruchtlos, Dir meine Liebe zu schildern, deren Umfang ich selbst kaum kenne. So wie der Kranke sich unter der Qual der Moxa [50]) windet, jener Moxa, die in Ibuki wächst, so krümmt sich mein Geist in den verzehrenden, mir bis jetzt noch nicht bekannten Qualen der Liebe." Auch die Tochter dieses Dichters, Dami genannt, scheint ähnlichen Liebesschmerz empfunden zu haben, sie nennt zwar ihren Geliebten unsteter als den Wind, der über das Moorland von Arima oder Ina weht, „trotzdem vergass ich — setzt sie fort — die Liebe, die ich Dir geweiht, zu vergessen!" Die Dichterin Sagami aus dem XI. Jahrhundert hat ein ähnliches Los zu erdulden: „Verachtet bin ich und bejammere die Vernachlässigung, die Du mir angethan; die Thränen haben meinen Aermel durchnässt; ich habe das Glück meines Lebens im Kampfe gegen Deine Lieblosigkeit verloren; wahrlich, mein Geschick muss die Menschen zum Mitleid bewegen!" Ein gewisser Minamoto hatte im Tempel des Beschützers der Liebenden, Kwan-won, gebetet, dass seine Geliebte ihn erhören möge, doch ohne Erfolg! „So wie der Sturm auf dem Wege zum Tempel mit grosser Wuth hinunterbraust, so hat die Grausame meine Bewerbung erwiedert." Aber die angeflehte Gottheit hat dabei ebenfalls ganz und gar ihren Credit verloren, denn der Dichter schwört, „diesem Tempel fortan mit keinem Gebete mehr zu nahen"! Im XIII. Jahrhundert

drückt ein Liebender, Gon-tsiu-nagon, seine Ungeduld, womit er die Geliebte zur Dämmerstunde an Ma-tso's Küste erwartet, mit klagenden Worten aus und sagt zum Schlusse, seine Leidenschaft flamme so auf, „wie das Feuer, welches die Salzpfannen erhitzt". Sehr hübsch und poetisch sind in manchen dieser erotischen Gedichte die Vergleiche angebracht. Hier ist es nun zunächst wieder ein Mikado, der im IX. Jahrhundert lebte, die Krone resignirte und 949 starb, welcher diese Ode an die Prinzessin Tsuridono richtet und seine Liebe mit den stets sich mehrenden Gewässern eines Wasserfalles vergleicht, die sich endlich in grosser Ausdehnung verbreiten. Ise, eine Prinzessin, die im IX. Jahrhundert lebte, vergleicht den Zeitraum, der sie von dem Geliebten trennt, mit den Knoten des Schilfs (Ashi), und selbst diese Spanne Zeit ist ihr so lange und peinvoll, dass sie sterben möchte. Ein wenig bekannter Dichter, Sone-no-Yoshitada, macht folgenden sinnigen Vergleich: „Wie sicher gleiten auf der breiten Fläche von Yuro's Bai die Fischerboote dahin; wenn sie aber ihre Ruder verlieren, so ist ihr Pfad unsicher und gefahrvoll. So ist der Pfad der Liebe, wenn man den Halt verloren hat, ein schwankender und trügerischer." Ein Dichter, der im IX. Jahrhundert Tenji oder Kaiser wurde, erweist seiner Dame den Liebesdienst, ihr die Wakana-Pflanze, von der wir schon gehört, in Folge ihres Auftrages zu bringen. Es ist eine Art Kohl, *Brassica orientalis*, der im Chinesischen „Ostwind-Gewächs" heisst und zu Neujahr essbar wird, wo der Ostwind am stärksten weht. Der Kaiser rühmt sein Opfer damit, dass er den Schnee aufweist, der bei dem Suchen der Pflanze seinen Aermel bedeckte. Es fehlt auch nicht an der Bekräftigung eines Liebesschwures, der bei einer unter Thränen vollzogenen Trennung zweier Liebenden stattfindet, „dass ihre Neigung nur dann aufhören wird, wenn die Wellen Sye's tannengekrönte Höhe überspülen werden", ein durchaus unmögliches Factum. Die Anspielung auf den „nassen Aermel", welche ebensoviel als einen Thränenstrom bedeutet, kommt noch in mehreren Gedichten vor; ganz eigenthümlich aber ist eine Ode von einer Hofdame verfasst, welche bei einer Versammlung im Palaste schläfrig wurde und ihren Diener bat, ihr einen Polster zu bringen. Sogleich bot sich einer der Hofherren

an, ihr zu diesem Zwecke seinen Arm zu leihen, sie aber lehnte den Antrag ab, und zwar aus Anstandsrücksichten, wie es in der Ode ersichtlich ist: „Hätte ich für mein ermüdet Haupt aus Euerem Arm ein Ruhekissen gemacht, wenn auch nicht länger, als der Zauber währt, den uns der Traum einer Frühlingsnacht bietet, was hätte wohl die Welt gesagt? Wie hätte doch mein Ruf durch den böswilligen Tadel der Menschen gelitten!" Ein Tenji, den seine Feinde entthronten, der seine loyalen Diener liebt, die anderen tyrannischen Hofleute verachtet und ihrem Betragen sein Missgeschick zuschreibt, spricht sich darüber folgendermassen aus: „Von Liebe zu den Einen, von Hass zu den Anderen erfüllt, scheint mir mein Schicksal stets bedauernswerther, wenn ich der Welt und ihres Elends recht gedenke."

Unter dem Titel „Zakka" finden wir Poesien gemischten Inhalts; diese gehören einer neueren Epoche an. Es kommen auch volksthümliche Lieder darunter vor und solche, womit eine sehr unpoetische Spielerei verbunden ist, die man von oben nach unten, von unten nach oben liest, ohne den Sinn zu verwirren. Schliesslich kommt ein Gedicht vor, wo sich in seltsamer Zusammenstellung die 48 Sylben des Katakana in vier Zeilen vereint finden und einen Sinn ausdrücken.[51]) Es ist dies keine vereinzelte Erscheinung; in lateinischen Sprachlehren ist es üblich gewesen, Regeln und Ausnahmen in Hexameter zu bringen, damit der Schüler sie besser memoriren könne; desgleichen brachte man die zwölf Zeichen des Thierkreises in Verse, und die altenglische Literatur ist reich an Gedichten, die das ganze Alphabet mit gewissen Bedeutungen und Beziehungen in Vers und Reim bringen. Es ist aber selbstverständlich, dass solche Spielereien kaum den Namen „Gedicht" verdienen. Das Alphabet, welches im „Zakka" vorkommt, spricht die Vergänglichkeit der Welt in einigen Sentenzen aus, wie folgende: „Die Reize und Wohlgerüche des Lebens vergehen und die Wahrheit tritt an uns heran. Dauert in dieser Welt überhaupt Etwas?" — „In den tiefen Abgrund des Daseins versinkt der gegenwärtige Tag und ist zuletzt nichts — als das trügerische Bild des Traumes!" Bemerkenswerth sind übrigens noch zwei kleine Gedichte, besser poetische Gedanken, deren Verfasser dem Wehrstande angehören. Ein japanischer Krieger

aus dem XVI. Jahrhundert machte folgenden militärischen Vergleich: „Der Mensch ist die wahre Festung, der Mensch ist die Mauer, der Mensch ist der Graben;" „die Wohlthat ist der Freund, die Unthat ist der Feind;" und unter dem Titel: „Die drei kaiserlichen Lieutenants" werden die an denselben bemerkten Eigenschaften der Geduld, Schlauheit und Grausamkeit folgendermassen charakterisirt; es sagt der Erste, Gon-gen-sama: „Wenn der Kukuk nicht singt, werde ich seinen Gesang erwarten;" der Zweite, Hide-yosi: „Wenn der Kukuk nicht singt, werde ich ihn dazu zwingen;" der Dritte, Nobon-Nagu: „Wenn der Kukuk nicht singt, werde ich ihn tödten." Eine gewisse Berühmtheit hat in Japan der Vers eines Prinzen von Mito, Saki-no-tsiu-nagon, erlangt. Er liess nämlich die Glocken in seinem Bezirke einschmelzen, um Kanonen daraus zu giessen. Er erfreut sich nun der ruhigen Betrachtung der Blumen, weil der Wind, der durch die von den Glocken verursachte Lufterschütterung entsteht, den Fall der Blüthen nicht zur Folge hat. Auch dem Aberglauben wird Rechnung getragen, und ein Spielvers, der sich von allen Seiten liest, der „Lärm des Schiffes" heisst und die angenehme Empfindung ausdrückt, wenn uns derselbe während einer langen Nacht aus dem Schlafe weckt, wird in einer Copie in der zweiten Nacht des Monats Januar an das Kopfende des Bettes gesteckt. Wird dem Schläfer ein guter Traum beschieden, dann ist er das ganze Jahr glücklich. Aus der neuesten Zeit ist auch ein dichterischer Gedanke bemerkenswerth, der den Titel „Die wilden Gänse" führt. Er stammt von einem Dr. Matsu-ki-ko-an, der nach Europa gesendet wurde, um Propaganda für die revolutionäre Bewegung in Japan zu machen, welche den Taikun vom Throne stürzte, und bezieht sich auf die Schrift, da er sagt: „Die wilden Gänse, die sich in den Wolken verlieren, erscheinen mir wie die Schriftzüge mit flüssiger Tinte gezeichnet." Derselbe Dr. Matsu, geschickt und findig wie alle Japaner, lernte während seines Aufenthaltes in Europa im Vorübergehen die Kunst der Photographie und gab eine sehr sinnige Definition derselben, nämlich in folgender Weise: „Die Photographie ist ein Gemälde des Schöpfers, zu dem das Licht den Pinsel leiht." In der Sammlung „Ha-uta", welche ganz in der Volkssprache gehalten ist, und

trotzdem die Japaner gern diese Gesänge auswendig lernen, sie doch andererseits mit einer gewissen Verachtung von sich weisen, finden wir in dem Gedichte „Die Ankunft des Schiffes" eine Anspielung auf japanische Wappen, und es heisst: „Wenn ich auch seine Gesichtszüge durch die gesenkte Jalousie des Schiffes, in dem er ankommt, nicht erkennen kann, werden die drei Eichenblätter des Wappens auf seinem Mantel meine Aufmerksamkeit fesseln."

In dem folgenden, „Nippon-Si-Zen", ist wieder der Krieger-, Priester- und kaiserliche Stand vertreten. Uye-sugi Ken-sin, Prinz von Yetsigo, berühmt durch seine militärischen Kenntnisse, hat auch poetische Gedanken, die er in der Stille einer im Lager zugebrachten Nacht ausspricht: „Der weisse Reif bedeckt das Feld, die Herbstluft ist rein, man sieht Schaaren von wilden Gänsen vorüberziehen, wenn der Mond die dritte Nachtwache anzeigt. Der Anblick des Landes von Yoto erinnert mich an Yetsigo, mein Vaterland. Doch lassen wir diese Erinnerung! Meine Familie gedenkt der Kämpfe, die mich in entfernte Gegenden führen."

Von grosser Bescheidenheit zeigt das Gedicht eines anderen kaiserlichen Prinzen, Oho-tomo-no O-zi, welches den Titel „Die Kunst zu regieren" führt und einfache Sätze klugen Inhalts einschliesst, wie z. B.: „Durch Eingebung und Tugend erlangt man die Belehrungen des Himmels!" — „Die guten Rathschläge hängen von einem aufrichtigen Minister ab;" und schliesslich spricht er sein geringes Selbstvertrauen folgendermassen aus: „Ich bin verwirrt über meine geringe Fähigkeit, ein Kaiserreich zu regieren." Ein buddhistischer Mönch, Tsi-zó, schliesst in dem Titel „Herbstgedanken" philosophische Betrachtungen und Naturanschauungen zusammen: „Willst du den Ort kennen, wo man die rationelle Natur, nämlich Confutsé findet? Suche sie in der Menschlichkeit und in der Weisheit. Die Luft ist rein, lieblich sind die Hügel und der Lauf des Wassers. Der Wind weht stark, die Atmosphäre ist mit Wohlgerüchen erfüllt. Die Schwalbennester haben ihre Sommerfarbe verloren, und die wilden Gänse auf den stillen Teichen ihr Herbstgeschnatter begonnen. Die Freunde des Bambuswaldes, ganz und gar von der Schönheit dieser Natur erfüllt, sind für die Achtung und Verachtung der Welt gleichgiltig geworden."

Zum Schlusse möge nun ein ganz eigenthümlicher Zweig der Poesie Japans besprochen werden, wozu aber nothwendigerweise eine Erklärung vorangehen muss. Es betrifft nämlich jene Classe Frauen, welche durchaus nicht zu den tugendhaften, wohl aber zu den gebildeten und mitunter gelehrten gehören. Bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts lebten diese Damen in mehreren Strassen, Koji-machi und Kama-kura, von Yeddo vertheilt; ein Reformator, Namens Shoji Zinyemon, machte im Jahre 1612 den Vorschlag, ihnen einen Stadttheil, das Blumenviertel, Fuji-yacho, zu überlassen, welches man später Yoshiwara oder Binsenmoor nannte, weil daselbst so viele Binsen wachsen. Dieser Name ist überhaupt generell für Blumendistrict, und die Stadt Yoshiwara in Japan lieferte auch die schönsten Blumen nach Yeddo. Im Jahre 1869 gab es dort 153 Häuser und 3289 Inwohnerinen, unter denen auch ein gewisser Rangunterschied herrscht, und so nennt man die vornehmsten Oiran, die geringsten Shinzo, Jigoku Onna aber jene, die ganz für sich leben. In die Kategorie dieser Häuser gehören nebst Yoshiwara noch fast 400 Theehäuser, welche auch den Spassmachern, Tänzerinen und Sängerinen Thür und Thor öffnen.

Von einem solchen Theehause spricht Siebold in seinem Nippon, welches er in der Nähe mehrerer Tempel und dicht bei dem Städtchen Muro sah. Zu beiden Seiten des Einganges war ein geräumiges Zimmer, worin fünfzehn bis achtzehn kostbar gekleidete und frisirte Mädchen in einem Vierecke sassen, von dem eine Seite offen blieb. Die Schönheiten waren so gereiht, dass die Jüngeren und Hübscheren im Vordergrunde im hellsten Lichte sassen, und man hatte die nach der Strasse gehenden Fenster zurückgeschoben. „Auf uns," sagt Siebold, „machte die Gruppe dieser unglücklichen, in gezwungener, aber anständiger Haltung zur Schau ausgestellten Geschöpfe einen traurigen Eindruck. Das Amazonen-Carré, mit seinen Resten weiblicher Schönheit und jugendlicher Blüthen schien uns ein vom Sturme verwehtes Blumenbeet." Die Sängerinen darf man nicht mit den „Blumen von Yoshiwara" verwechseln; sie werden streng gehalten und bewacht. Für eine zwei Stunden dauernde Gesangs- oder Tanzproduction erhält das Mädchen kaum einen Gulden, doch von den Zuhörern ein Geldgeschenk,

ganz nach Belieben. Die Inhaber der Theehäuser kaufen sie als Kinder, und solche, die sich zu Sängerinen eignen, werden mit 17 bis 25 Gulden bezahlt und dienen anfänglich als Pagen, (Kamuro). Sowohl in den Theehäusern als auch in Yoshiwara wird ihnen ein besonderer Eigenname beigelegt, z. B. kleine Tanne, kleiner Schmetterling, der Juwelenschatz, die Perlenharfe, *Chrysanthemum*, Blumendorf, Kirschenwald.

In der Stadt Somonoseki sind sie in grosser Menge vorhanden und stehen merkwürdigerweise in grossem Ansehen, was einer seltsamen Tradition zugeschrieben wird. Es heisst nämlich, dass nach der unglücklichen Schlacht bei Danowura, wobei die Feike-Dynastie vernichtet wurde, die zurückgebliebenen Hofdamen und Edelfräulein aus dem Feike-Geschlecht sich auf keine andere Weise zu retten wussten, als sich den Siegern auf Discretion zu übergeben. Diese „Blumen von Somonoseki" geniessen des Vorrechtes, sich Jarò, oder „schönes Fräulein" zu nennen. Nicht weit davon steht bei dem Tempel Zjonu-zi der Grabstein einer aus den Zeiten des Feike-Krieges berühmten Schönheit, Namens Tomo-gimi, welche man als Stifterin dieses oben erwähnten „Fräulein-Ordens" verehrt.

Um aber wieder auf unsere Dichtungen zurückzukommen, so sind es die chino-japanischen Volkslieder, nur dem gelehrten Japanen verständlich, vom Volke aber nachgesungen, welche sich in diesem Stadttheile einer besonderen Gunst erfreuen.[52]) Seit Kurzem ist den Europäern der Eintritt gestattet, und bezüglich dieser Licenz hat man ein etwas ordinäres Gedicht verfasst und das „Studium der Blumen von Yoshiwara" genannt, wobei es befremdend klingt, dass diese „Blumen" immer „Professoren" genannt werden. Sie zeichnen sich stets durch prächtige und grelle Gewänder aus, bedienen sich der Pomade aus Simomoura und der Bänder aus Tsyozi.

Charakteristisch sind die vielen Nadeln aus Schildpatt, die sie wie einen Heiligenschein in das Haar stecken, welchen Kopfputz keine anständige Frau tragen würde. Ihre Nadeln und Kämme kosten oft grosse Summen. Sie gebrauchen Reispulver auf Gesicht und Nacken, Schminke für die Lippen, schwarze Farbe für die Zähne. Das Gewand ist meist aus schwarzem Sammt mit goldenen Drachen gestickt. Auch das Gemach wird uns be-

schrieben; darin befinden sich drei Bilder des Malers Ho-i-tsu, welche Vögel und Blumen vorstellen, ferner zwei Spiele, das Sougarokou, eine Art Tric-Trac mit Würfel, und das Go,[53]) ein complicirtes Damenspiel mit zweifarbigen Steinen. Theezeug, eine Harfe und Samisen dürfen nicht fehlen, ebenso eine kleine Bibliothek mit bedeutenden Werken. Als die Dame in dem „Studium der Blumen" wieder erscheint, trägt sie eine Kappe aus rothem Crepp, einen Schlafrock aus violeter Seide, worauf Löwen und Gimpel mit Goldfäden gestickt sind. Ihre Züge lächeln wie der Pflaumenbaum und sind gleich den Apfelblüthen von Thautropfen befeuchtet. Ein andermal heisst sie Pfirsichblüthe, und die poetischen Beziehungen zu mancherlei Blumen werden festgehalten. In einer anderen ähnlichen Poesie fragt das junge Mädchen den Jüngling, wer den Preis davontrage, das demüthige Mädchen oder die Blume? Der Jüngling entscheidet für die letztere. Da geräth das Mädchen in heftigen Zorn, zerknittert die Blume, rollt sie zwischen den Händen und wirft sie dem jungen Manne vor die Füsse. „Ich glaube nicht," ruft sie erregt aus, „dass die todte Blume mit einer lebenden Person zu vergleichen sei!" Und damit stellt sie sich selbst höher als die Blume.

Haben wir nun die japanische Literatur in ihren poetischen Werken betrachtet, so wollen wir uns auch umsehen, wie es mit der Prosa steht. Am bekanntesten ist wohl jener Roman, der uns durch Pfizmeyer's Uebersetzung bekannt ist. Er führt den eigenthümlichen Titel: „Sechs Wandschirme in Gestalten der vergänglichen Welt" und ist von Seite des Verfassers mit einer wunderlichen Vorrede versehen. Ich sage wunderlich, weil wir gewohnt sind, aus einer Vorrede das zu erfahren, was im Buche enthalten ist. Hier finden wir gerade das Gegentheil. Der Verfasser Riutei Tanefico fängt die Sache anders an. Hören wir ihn selbst: „Was in diesem Buche nicht ist, sind für's Erste: Dienste gegen den Feind, Wundermänner und Wunderkünste, Feengespräche, Schakale, Wölfe und Kröten, Familienstammbäume, Kleinode und verlierbare Dinge sind in ihm nicht zu finden. Die Uebereinstimmung der Namen von Vater und Sohn, älterem und jüngerem Bruder, versiegelte Koffer und Haarnadeln, Kundmachungen der Götter und Buddha's durch Träume, tödtende Schwerter gegen einander gezückt, Dinge, welche das Blut er-

starren machen, sind in ihm durchaus nicht zu finden. Ueberzeugt von der Unrichtigkeit des Sprichwortes: „Die Menschen und die Wandschirme stehen nicht gerade", haben wir auf sechs Wandschirmen in neuen Gestalten der vergänglichen Welt, welche es durchaus verschmähen, gekrümmt zu stehen — diesem wandelbaren, mit Zeichnungen versehenen Pflanzenpapier — die kurze Randschrift des guten Rathes flüchtig gesammelt und zur Kunde gebracht."

Was den Titel betrifft, so ist hier die spanische Wand, Biobu, wie wir sie in so verschwenderischer Ausstattung in der Ausstellung gesehen haben, gemeint. Entgegen dem japanischen Sprichworte: „Die Menschen und die Wandschirme können nicht gerade stehen", d. h. sich nicht aufstellen, ohne gebogen zu werden, die Menschen dagegen nicht die Geradheit ihres Charakters bewahren, will der Autor beweisen, dass sie es vermögen. Die Zahl sechs bedeutet aber die sechs Abtheilungen des Buches zu je fünf Doppelblättern, welche nach Art eines Wandschirmes zusammengelegt sind.

Die sehr schätzenswerthen Uebersetzungen in englischer Sprache, „Tales of old Japan", welche Mitford in zwei Bänden herausgegeben hat, enthalten Novellen, wo übrigens die Liebe nicht immer in erster Linie auftritt, sondern auch schärfere Leidenschaften mitspielen, Mord und Todschlag, Rache und Ehrgeiz vertreten sind, und ein merkwürdiger Zug von Energie und Ausdauer, von Seelenstärke und Todesverachtung, der in den kleinen, zarten Gestalten doppelt überrascht, zu erkennen ist. Theilweise sind diese Erzählungen auch von geschichtlicher und culturgeschichtlicher Bedeutung, zudem hat sie Mitford mit erläuternden, aus alten Manuscripten gesammelten Noten versehen, die dem Leser einen willkommenen Commentar bieten. Von diesen, sowie von den Sitten und Gebräuchen der Japaner, die Mitford ebenfalls in einzelnen Abtheilungen angeführt, habe ich an geeigneter Stelle das Bedeutendste gebracht. Ethisch interessant sind die Märchen und Kindergeschichten, welche die Mütter ihren Kindern im zarten Alter erzählen oder ihnen später zu lesen geben, von denen Mitford leider nur wenige sammeln konnte. Einige sind einem Buche über Etymologie entnommen, andere einzeln mit Illustrationen gedruckt. Wann immer Mitford sich

darüber bei den Japanen erkundigen wollte, meinten sie in ihrer angeborenen Hinneigung zum Misstrauen, er wolle sich lustig machen, da der Gegenstand so unbedeutend ist, und liessen ihn fallen. Herr Hirayama, ein sehr artiger japanischer Ausstellungs-Commissär, der mir ein Spiel verkaufte, sagte wohl auch mit lächelnder Miene: „Mais c'est pour des enfants", erklärte mir aber doch mit grosser Liebenswürdigkeit, wie es zu spielen sei. Thiere und Pflanzen haben wie allerwärts auch eine Rolle darin, und ich habe eine dieser kurzen Kindergeschichten übersetzt, um Ihnen ein Beispiel aus dem „Pavillon des kleinen Kindes aus Japan" zu geben.

Da wir schon früher gesehen haben, dass die Füchse in Japan sich mitunter eines gewissen Ansehens erfreuen, wähle ich hier ein kleines Fuchsmärchen. „Es lebte einst ein junger weisser Fuchs, mit Namen Fuku-yémon. Als er das geeignete Alter erreicht hatte, rasirte er seine Vorderlocke und dachte daran, sich mit einer jungen schönen Braut zu vermälen. Der alte Fuchs, sein Vater, beschloss zu Gunsten seines Sohnes zu abdiciren, ihm das Vermögen zu überlassen und sich in das Privatleben zurückzuziehen. Diese Sitte der Abdankung, Inkiyó, wie sie allgemein genannt wird, ist in allen Classen, vom Kaiser bis zum letzten Unterthan üblich. Die Prinzen, welche abdanken, entäussern sich wohl des Namens und des Pompes, aber keineswegs der Gewalt und spielen in ihren Provinzen oft eine grosse Rolle, oft bedeutender als Jene, welche ihre Stelle eingenommen. Nun geschah es aber, dass in einem altadeligen Fuchsgeschlechte eine so schöne junge Füchsin mit so herrlichem Pelze ausgestattet war, dass ihre juwelengleichen Reize ihr einen weit verbreiteten Ruf verschafften. Als der junge weisse Fuchs von ihr gehört hatte, beschloss er um sie zu werben, und eine Zusammenkunft wurde in Gang gesetzt. Man gefiel sich gegenseitig, die Bedingungen wurden festgesetzt, die Geschenke aus dem Hause des Bräutigams in das der Braut gesendet, der Bote sprach seine Glückwünsche in bester Weise aus, der Betreffende, welcher die Geschenke entgegennahm, erkannte dieselben als richtig an und die Träger bekamen den gebührenden Lohn in Kupfermünze ausgezahlt. Als die Feierlichkeiten beendet waren, wählte man einen Glückstag, um die Braut in ihres Gatten Haus zu bringen, und während dieser feierlichen Procession

strömte der Regen herab, während die Sonne schien. (Wie wir bei ähnlichem Elementar-Ereigniss sagen: „Der Teufel prügelt sein Weib," so sagen die Japaner: „Die Braut des Fuchses geht in ihres Mannes Haus.") Nach den üblichen Ceremonien des Weintrinkens wechselte die Braut ihre Kleidung, und die Hochzeit ging ohne Störung mit Tanzen, Singen und sonstigen Lustbarkeiten vorüber. Braut und Bräutigam lebten glücklich zusammen; eine Menge kleiner Füchse erhöhten ihr Familienglück, und waren besonders die Freude des Grossvaters, der sie so zärtlich behandelte, als wären sie Schmetterlinge oder Blumen. „Sie sind das wahre Abbild ihres Grossvaters," sagte er, so stolz als möglich, „was die Arzneien betrifft, so werden sie nicht einer Kupfermünze Werth darauf wenden, so gesund und stark sind sie!" Als sie das gehörige Alter erreicht hatten, brachte man sie zum Tempel des Inari Sami, des Schutzgottes der Füchse, und die alten Grosseltern beteten, dass sie von Hunden und sonstigen Feinden befreit sein möchten. So wurde der weisse Fuchs endlich alt und wohlhabend, und seine Kinder stets zahlreicher, die Familie und sein Geschäft gesegnet, was ihm jedes kommende Frühjahr neue Freudenquellen eröffnete."

Nicht weit von diesen Märchen stehen die eigentlichen Geistergeschichten, „Tales of superstition", wie sie Mitford nennt. Da ist der Geist des Sakura, welcher zuweilen erscheint und den Lebenden böse Stunden macht. Andere Erzählungen illustriren den Aberglauben der Japaner, dass sich Thiere in menschliche Körper verstecken und da ihr Wesen treiben. Am ärgsten darunter ist die Katze von Nabeshima, die, gleich dem böhmischen Löwen, einen Doppelschwanz besitzt, während es in Japan wie auf der Insel Man auch schwanzlose Katzen gibt. Jene Verwandte nun des böhmischen Löwen ist nichts mehr und nichts minder als ein entsetzlicher Vampyr.

Im Allgemeinen wirken diese in menschliche Gestalten verwandelten Thiere in zweierlei Art, gut oder übel, und es ist gerathen, sie gut zu behandeln. Sie sind dazu da, die Menschen zu bezaubern oder zu quälen, und der Weg, den sie dazu einschlagen, geschieht durch die Leidenschaft der Liebe. Der Fuchs tritt in doppelter Charakteristik, gut und böse, auf. In welcher Weise sich aber ein Dachs dankbar zeigte, will ich Ihnen hie-

mit auch in Kürze mittheilen. „Es ist ein allgemeines Mahnwort,“ so beginnt der Verfasser, „dass es unmenschlich ist, Wohlthaten oder Gaben zu vergessen, und man von einem undankbaren Menschen gar übel spricht. Dagegen werden sich zuweilen Thiere dankbar beweisen; demnach ist ein Mensch, der sich nicht dankbar zeigt, noch tiefer als das Thier zu stellen. Ist das nicht eine Schande?“ Wir hören nun ferner, dass in der Stadt Namékata ein Priester lebte, der, weder gelehrt noch weise, seine Tage im Gebet und in der Betrachtung zubrachte. Er hatte Niemand ihn zu pflegen und bereitete sich sein Essen selbst, doch unterstützten ihn die Nachbarn mit Nahrung und Kleidung und besserten seine Hütte aus, wenn sie dem Verfalle nahe war. Da geschah es, dass in einer bitterkalten Nacht eine klägliche Stimme vor seiner Thüre „Euer Ehrwürden, Euer Ehrwürden“! rief; und als er nachsah, stand zitternd ein alter Dachs draussen, der ehrfurchtsvoll das Knie beugte und um ein Nachtlager bat, da ihm sein Alter nicht mehr erlaubte, seine Wohnung im Walde aufzuschlagen. Der Priester gewährte ihm gern seine Bitte. Es kam dann der Dachs jede Nacht und brachte trockene Zweige und Blätter aus dem Walde mit, so dass der Priester zuletzt ganz auf freundschaftlichem Fusse mit ihm lebte. Im Frühling nahm er Abschied und kehrte erst in der rauhen Jahreszeit wieder, wo er des Priesters Gastfreundschaft, und zwar während zehn Jahren in Anspruch nahm. Da gab er nun seinen Dankesgefühlen beredten Ausdruck und sprach in folgender Weise: „Durch die Güte von Euer Ehrwürden war ich während der langen Winternächte für die Zeit von zehn Jahren vor Kälte geschüzt. Euere Gunstbezeugungen sind der Art, dass ich mich während meines Lebens und auch nach meinem Tode daran erinnern werde. Wie aber kann ich sie vergelten? Ich bitte Euch, mir Euere Wünsche mitzutheilen.“ Da der Priester aber erklärte, er habe mit der Welt abgeschlossen und keinen irdischen Wunsch mehr, drängte ihn der Dachs nicht weiter, doch fühlte er später neuerdings Unbehagen, dass er so unthätig sein solle, und der Gegenstand wurde immer wieder aufgenommen. Da sprach der Priester endlich nach langem Drängen zu ihm: „Trotzdem ich mich von allen Wünschen losgesagt, und meine guten Nachbarn für meine Kleidung und meinen

Unterhalt sorgen, auch meinem Körper ein anständiges Begräbniss nicht weigern werden, sehnt sich mein Herz doch nach dem Besitze von drei goldenen Riyos, die ich in einem Tempel opfern möchte, um mir durch Messen und Gebete die ewige Seligkeit zu erkaufen. Dennoch wünsche ich dieses Geld weder durch gewaltige noch ungesetzliche Mittel zu gewinnen." Während der Rede des Priesters lehnte der Dachs seinen Kopf nach einer Seite, und seine Züge zeigten einen so ängstlichen und betretenen Ausdruck, dass den Priester das Gesagte reute und er ihn schliesslich bat, es nicht weiter mehr zu beachten. Als nun aber der Dachs in der guten Jahreszeit Abschied nahm und zum Winter nicht wiederkehrte, ja als drei Jahre vergingen, und der Priester nichts von ihm hörte, dachte er, er sei verunglückt, und machte sich bittere Vorwürfe, das gute Thier in ein gefährliches Unternehmen gejagt zu haben. Endlich hörte der alte Mann eines Abends denselben Ruf: „Euer Ehrwürden!" und als er die Thür öffnete und der Dachs leibhaftig und wohlbehalten vor ihm stand, da begrüsste er ihn mit nicht geringem Jubel. Der Dachs erklärte ihm sein Ausbleiben dadurch, dass er das gewünschte Geld in rechtlicher Weise erwerben wollte, und daher zu der durch ihre Goldminen berühmten Insel Sado reiste, wo er den von den Bergleuten als werthlos verworfenen Sand neuerdings durchwusch und so langsam die drei Riyos zusammenbrachte. Der Priester, hoch erfreut über die Gabe des Dachses, dankte ihm von ganzer Seele, und als der Dachs bat, er möge die ganze Begebenheit als Geheimniss bewahren, sträubte er sich dagegen und sagte: „Das geht nicht wohl an; behalte ich das Geld in meiner Hütte, so wird es von Dieben gestohlen; gebe ich es Jemandem zum Aufbewahren oder opfere ich es gleich im Tempel, dann komme ich als mittelloser Priester in grossen Verdacht, und um mich davon zu reinigen, muss ich die Geschichte erzählen, wie sie ist; ich werde aber beifügen, dass Ihr nun nicht mehr in meine Nähe kommt, und so entgeht Ihr den gefährlichen Wegelagerern. Trotzdem erwarte ich Euch in der kalten Jahreszeit und hoffe, Ihr werdet in meiner Hütte Schutz suchen." Wir haben hier ein hübsches Bild von Genügsamkeit, Wohlwollen und Dankbarkeit in einer einfachen Thierfabel zusammengefasst.

Von entschieden culturhistorischer Bedeutung sind aber die Predigten, von denen Mitford einige in englischer Sprache übersetzte, die ein Priester der Secte Nitsiren gehalten. Sie bieten in einem einfachen Gewande, dem hie und da ein humoristischer Aufputz keinen Nachtheil thut, eine gesunde Moral und fordern zum Nachdenken und zur Anwendung mancher Parallele auf.

Nachdem ich Ihnen nun in kurzen Umrissen das Wichtigste aus Japans Religion, Geschichte, Sitten und Gebräuchen und seiner kaum bekannten Literatur geboten, wo noch manches reiche und interessante Material unberührt geblieben, muss ich noch hinzufügen, dass einige meiner Schilderungen bereits überwundener Standpunkt sind, oder ein solcher in nicht ferner Zeit werden. Aber um so grösser der Contrast sich nachweisen lässt, um so interessanter ist es, die Geschichte eines Volkes zu betrachten, bei dem der rasche Umschwung vielleicht ein um so dauernderer sein wird, je mehr er nur die durch Abgeschlossenheit latent gewesenen Geisteskräfte dieser Nation plötzlich über die gezogenen Grenzen hinaus auf ein neues Feld der Thätigkeit führt. Statt des alten Feudalsystems der Daimios herrscht der Mikado allein, nicht mehr in mysteriöse Unnahbarkeit gehüllt, als Verkörperung des Himmelssohnes, aber thätig und dem Volke zugängig. Statt der Sänften, Norimono, wird sich der Japane der weniger kostspieligen Waggons bedienen, statt der Postboten übernimmt der Telegraphendraht die Communication, englische Uhren zieren die Bahnhöfe, der europäische Kalender mit dem siebenten Tage als Ruhetag wurde angenommen, das römische Alphabet soll das chinesische ersetzen, die Erlernung fremder Sprachen wird in den Schulen vorgeschrieben, ja es verlautet sogar, der Mikado habe den ihm allein zukommenden Harem in Miako aufgegeben und residirt mit seiner rechtmässigen Frau in Yeddo. Dass sich die Japaner in europäischer Tracht nicht unbehaglich fühlen, sahen wir genügend an den Ausstellungs-Commissären. Am deutlichsten aber tritt ihr Trieb, sich europäische Bildung anzueignen, theils durch die Anstellung deutscher Lehrer in Japan, theils durch den Eintritt junger Japaner in europäische Lehranstalten hervor, wie z. B. der Sohn des kaiserlich japanischen Gesandten in Wien sich bereits in die Studien und die Ordnung des Theresianums eingelebt hat, und ein

junger Daimio oder Prinz, der ein Jahr in Berlin zugebracht, auch bald diesem Institute angehören wird. Wie überraschend schnell einige der Commissions-Mitglieder deutsch gelernt haben, ist genügend bekannt. Ja im Laufe dieses Sommers wurde einem deutschen Arzte, Director der Akademie zu Yeddo, von tortigen japanischen Studenten ein Fackel- oder besser Ladernenzug gebracht, und einer der Ersten unter ihnen hielt eine deutsche Anrede.[54]) Dass aber auch dem Bestreben dieses intelligenten Volkes von unserer Seite Unterstützung der besten Art geboten wurde, mag der Umstand beweisen, dass, als vor zwei Jahren die deutsche medicinische Schule zu Yeddo bei Herrn Hof-Buchhändler Braumüller hierorts das anatomische Werk Hyrtl's bestellte, Herr Braumüller zum Beginne der Ausstellung demselben Institute 150 wissenschaftliche, und dem Mikado selbstständig 40 Bände werthvoller Werke zum Geschenke machte.

In der That sind die Fortschritte in dem kleinen Insellande so überraschend und rapid, dass man versucht wäre, zuweilen die Zügel fester anzuziehen und dem Dahinstürmen Einhalt zu thun, immer aber eifrig zu wünschen, dass über manchen günstigen Neuerungen das Althergebrachte nicht ganz zu Grunde gehe, dass besonders die als einzig dastehende Industrie den sogenannten Verbesserungen nicht weichen möge, dass endlich der entschieden gutmüthige, naive und ansprechende Charakter, den die Japaner besitzen, ihnen bewahrt werde.

Alles in Allem ist die Verwandlung complet — es ist das stärkste Beispiel jener Nivellirung, die unseren „halberstarrten Erdball" erfasst, jener allgemeinen Gährung, die uns noch im Zweifel lässt, ob wir ein frisches schäumendes Getränk oder den Bodensatz, die Hefe zu gewärtigen haben.

ANHANG.

JAPANISCHE PREDIGTEN.

(Nach A. B. Mitfort: „Tales of old Japan", Vol. II. Seite 125 bis 189.)

JAPANISCHE PREDIGTEN.

„Hier werden den 8., 18. und 28. jeden Monats Predigten abgehalten." So lautete die Anzeige auf einem Placate, welches täglich auf dem Wege zum Tempel Chô-ô-ji meine Neugierde reizte. Nachdem ich mich überzeugt hatte, dass weder der Prediger noch seine Gemeinde sich meinem Kommen entgegensetzen würden, schickte ich mich an, in Begleitung eines Zeichners und Schreibers dieser religiösen Ceremonie beizuwohnen.

Als wir an Ort und Stelle waren, wies man uns in das anstossende Gemach einer kleinen Capelle, welches die Aussicht auf einen geschmackvollen, reichlich mit Steinlaternen und Zwergbäumen gezierten Garten zeigte. In der für den Prediger bestimmten Abtheilung des Zimmers stand ein hoher Tisch, mit einer weiss und scharlachrothen, reich mit Arabesken und Blumen gestickten Seidendecke behängt; auf demselben befand sich eine Glocke, ein Präsentirbrett mit Papierrollen, worauf weise Sprüche verzeichnet waren, und eine kleine Räuchermaschine von alt-chinesischem Porcellan. Vor dem Tische stand eine hängende Trommel — ein sogenanntes Gong — und hinter demselben bemerkte ich einen jener hohen, rückenbrechenden Armsessel, wie man sie in jedem Buddha-Tempel sehen kann. In einer Ecke des Raumes, woselbst sich die Gläubigen versammeln sollten, stand ein niedriges Schreibepult, bei welchem ein Laie oder Schreiber sass, besser kauerte, und Jene, die an ihn herantraten, um ihre Namen und milden Gaben registriren zu lassen, durch eine grosse, in Horn gefasste Brille gespensterartig anglotzte. Die Geldbeiträge waren nicht sehr reichlich ausgefallen, denn die Versammlung hatte einen mehr ärmlichen

Charakter. Sie bestand zumeist aus alten Weibern, Nonnen mit kahlen Scheiteln und grotesken Gesichtern, einigen kleinen Handelsleuten und einem halben Dutzend bausbäckiger Kinder, wahren Mustern von gutem Benehmen und frommen Sitten. Eine einzelne Dame schien mir indess vornehmer als die übrigen Gläubigen, denn sie war besser gekleidet und von einer Dienerin begleitet; auch trat sie mit einem bedeutsamen Rauschen der Gewänder ein, zeigte etwas Koketterie und einen sehr hübschen zarten Fuss, als sie sich auf ihren Sitz niederliess. Sie zog alsobald ihre niedliche kleine Pfeife und das Tabaksäckchen hervor und begann zu rauchen. Zündhölzchen und Spucknäpfe wurden herumgereicht, so dass die halbe Stunde vor der Predigt ganz angenehm und gemüthlich verstrich. In der Zwischenzeit wurde in der Haupthalle des Tempels eine Messe celebrirt, und das monotone Nasalsummen des Choralgesanges (Ka-gura) drang von der Ferne nur schwach zu uns herüber. Sobald dieser geendet, setzte sich der Laie vor die Trommel und begann das Gebet „Na-Mu-Miyô-Hô-Ben-Go-Kiyô" zu intoniren, in welches die Versammlung im Unisono eifrig einstimmte. Diese immerfort wiederholten Worte sind das charakteristische Gebet der Secte Nitsiren[55]), welcher der Tempel von Chô-ô-ji zugehört. Sie stammen aus dem Sanskrit und haben keine Bedeutung in japanischer Sprache, auch kennen die Betenden keineswegs ihren eigentlichen Werth.

Nun erschien der Prediger, in weisse und rothe Prachtgewänder gekleidet. Ihm folgte ein Akolyt, der das heilige Buch Hokké, worauf die Secte Nitsiren gegründet ist, auf einem mit roth und goldenem Brocate bedeckten Präsentirbrett trug. Nachdem er sich vor dem Gemälde verneigt hatte, welches sich über jenem erhöhten Theile des Zimmers befand, den man den Ehrenplatz — Toko-nama — nennt, nahm Seine Ehrwürden an dem Tische Platz und zupfte seine Gewänder zurecht; dann zog er die Muskeln seines Gesichtes mit dem Ausdrucke gänzlichen Insichversenkens zusammen, schlug auf die vor ihm stehende Glocke, verbrannte etwas Weihrauch, las hierauf eine Stelle aus dem heiligen Buche, und hob es dann ehrfurchtsvoll über seinen Kopf empor. Die Gemeinde begleitete die gelesenen Worte salbungsvoll, aber unverständlich; denn der Schrifttext,

in alt-chinesischer Sprache verfasst, ist dem gewöhnlichen Japaner ebenso unverständlich, als die lateinische Liturgie einer hochbehaubten normannischen Bäuerin. Während die versammelten Frommen Kupfermünzen in Papier wickelten und sie als Opfergaben auf den Tisch warfen, recitirte der Prediger eine andere Stelle des heiligen Buches für sich allein, und der schreibende Laie begann in höchst unehrerbietiger Weise mit einem Mitgliede der Gemeinde über einen Geldbeitrag zu zanken.

Nachdem diese einleitenden Ceremonien beendet waren, erschien ein kleiner, kahlköpfiger Junge und präsentirte dreimal nacheinander dem Prediger eine Tasse Thee; dieser begann seine Züge in ihre gewöhnliche Form zu bringen, lächelte vergnügt, schlürfte seinen Thee und blickte die Versammlung so heiter und wohlmeinend an, als es je vor ihm ein Priester, welcher Stola und Priestergewand getragen, gethan hatte. Seine Predigt, die er in leichtem, gewöhnlichem Conversationstone hielt, war eine extemporirte Abhandlung über einige Stellen des heiligen Buches. Sobald er an einen Schlusspunkt kam, oder eine Pause machte, rief die ganze Versammlung ein einstimmiges „Nammiyô", die Verstümmelung der ersten drei Worte des oben erwähnten Gebetes, dem sie jedesmal eine, mit des Predigers Intentionen in Einklang stehende Betonung zu geben suchte.

„Es gereicht mir in der That zu aufrichtiger Befriedigung," sagte Sr. Ehrwürden Nitsiren mit verbindlichem Lächeln, „so viele Damen und Herren an diesem Tage in ihrer Herzensfrömmigkeit versammelt zu sehen, um das Fest Kishi-mojin [56]) feierlich zu begehen."

„Nammiyô, Nammiyô!" rief die Versammlung im Tone der Selbsterniedrigung.

„Ich bin fest überzeugt, dass Kishi-Mojin euere Frömmigkeit gnädig aufnimmt. Sie beklagt fortwährend die Qualen der Menschen, welche im Fegefeuer leben und ist ernstlich auf Mittel bedacht, sie davon zu befreien."

„Nammiyô, Nammiyô!" war die dankbare und ehrfurchtsvolle Antwort.

„Trotzdem ist es ganz nutzlos, Kishi-mojin anzubeten und an sie zu glauben, wenn ihr nicht überhaupt gläubig seid; nur

dann nimmt sie euere Gaben gnädig auf. Der Mensch ist von seiner Geburt an stets geneigt, Anforderungen zu stellen, er sucht und betet fortwährend. Ihr sowohl, die ihr mir zuhört, als ich, der ich zu euch spreche, wir haben Alle Wünsche und Bedürfnisse. Sollte es eine Person unter euch geben, die sich einbildet, keine zu haben, so möge sie vorerst darüber nachdenken. Wünscht und bittet denn nicht Jeder, dass Himmel und Erde für immer bestehen, sein Vaterland und seine Familie gedeihen, der Boden reichliche Ernte liefern und die Menschen überhaupt gesund und glücklich sein mögen? So sind die Wünsche der Menschen verschieden und zahllos, aber dennoch den Göttern von Anfang an bekannt. Was hilft indess alles Beten, wenn ihr im Herzen nicht gläubig seid? So empfiehlt zum Beispiel das Gebet Na-Mu euere Körper dem Schutze der Gottheiten; wenn ihr es mit kindlichem und gläubigem Gemüthe sprecht, könnt ihr der Erhörung sicher sein. Diese Lehre stammt nicht allein von dem weisen Nitsiren, dem Gründer dieser Secte; es ist die heilige Lehre Buddha's selbst und kann nicht bezweifelt werden."

„Nammiyô! Nammiyô!" erklang es mit dem Ausdrucke vollständiger Ueberzeugung.

„Das menschliche Gemüth ist von Natur aus ehrlich und wahr, doch kann es durch sieben Leidenschaften [57]) verdorben werden. Buddha erschrickt über die Flammen, welche die Welt verzehren. Diese Flammen sind aber nichts Anderes als die fünf Gelüste, nämlich die Lust an schönen Bildern, herrlichen Tönen, süssen Gerüchen, schmackhaften Speisen und reichem Schmuck. Sobald der Mensch mit einem Körper ausgestattet wird, nehmen diese fünf Gelüste Besitz, sie werden eins mit ihm; und da es ein Gesetz gibt, nach welchem jeder Sterbliche den Eingebungen seines Herzens folgen muss, so verzehrt sich der Körper, die Lust des Fleisches, das Herz und seine Eingebungen in diesen zerstörenden Flammen. „Wehe über diese elende Welt!" sagte der göttliche Buddha."

„Nammiyô! Nammiyô!" rief der Chor betrübt und die Köpfe schüttelnd.

„Es gibt hier auf Erden kein elenderes Ding als den menschlichen Körper; er schwitzt Fett aus, die Augen destilliren

Thränen, die Nase ist voll Schleim, der Mund mit Speichel angefüllt; und es sind dieses nicht einmal die ekelhaftesten Ausscheidungen. Welcher Irrthum ist es nun, diesen Körper als rein und vollkommen zu betrachten! Und wie sollen wir gewaschen und gereinigt werden, wenn es nicht durch die Lehren Buddha's geschieht?"

Da rief ein kleiner zehnjähriger Sünder im Bewusstsein seiner Unreinheit: „Nammiyô! Nammiyô!"

„Das Los des Menschen ist unsicher und weicht oft von dem bestimmten Wege ab. Warum geht ihr hinaus, um die Blumen zu betrachten? Wenn ihr heimkehrt, werdet ihr die Eitelkeit dieser Lust erkennen. Warum wollt ihr vorübergehende Freuden von leichtfertigen Frauen erkaufen? Wie lange dauert der Geschmack jener Leckerbissen, die ihr bei einem glänzenden Gastmahle verzehrt? Wenn ihr fortwährend den Wunsch hegt: dies zu thun, jenes zu sehen, gute Speisen zu essen, schöne Kleider zu tragen, vergeht euer Leben mit Anfachen der Flammen, die euch verzehren. Wie ernst ist dieser Gegenstand für den Denker! In den Gedichten des Priesters Sai-giyo [58]) heisst es: „Wahrlich, ich bin den Blumen nahe gestanden, aber sie sind verstreut und verwelkt, und wir haben uns getrennt!" Wie schön ist die Heckenwinde, wie glänzend, wie prächtig! Und doch schliesst sich ihr Blumenkelch nur während eines kurzen Morgens auf, um dann auf immer zu verwelken. In dem Buche „Rin-Jo-Bo-Satsu" wird uns erzählt, dass einmal ein König in seinem Garten spazieren ging und die Schönheit der Blumen bewunderte. Nach einer Weile schlief er ein, und während seines Schlafes kamen die Frauen aus seinem Gefolge, zerrissen und zerstörten die Blumen, so dass, als er erwachte, von der ganzen Blumenpracht bloss unscheinbare Blumenfragmente den Boden bedeckten. Da sprach der König: „Die Blumen vergehen und sterben, und so ist es mit dem menschlichen Dasein; wir werden geboren, wir altern, werden krank und sterben; wir sind so flüchtig wie der Blitzstrahl, so vergänglich wie der Morgenthau." Ich weiss nicht, ob Jemand in dieser Versammlung zuweilen ernsthaft über den Tod nachdenkt; und dennoch ist es eine grosse Seltenheit, wenn der Mensch das hundertste Jahr erreicht. Darum ist es so traurig, wenn sich die Menschen während dieses kurzen und

vergänglichen Lebens in den Flammen der Lust verzehren. Wir können diesen Flammen nur durch die Beobachtung der Lehre Buddha's entgehen."

„Nammiyô! Nammiyô!" war die zustimmende und zerknirschte Antwort.

„Seitdem Buddha selbst den brennenden Flammen der Fleischeslust entkam, waren seine Gedanken nur allein auf die Rettung des Menschengeschlechtes gerichtet. — Es lebte einst ein Ketzer und Wahrsager, wohl bewandert in der Heilkunst und Astrologie. Sein Name war Roku-tsu-ponji. Da geschah es eines Tages, dass dieser Ketzer in Buddha's Gesellschaft einen Wald betrat, wo viele menschliche Schädel auf dem Erdboden lagen. Buddha hob einen davon auf und tippte mit dem Finger darauf (hier schlug der Prediger mit dem Fächer auf das Schreibepult) und sagte: „Wem mochte wohl dieser Schädel angehört haben,[59]) als sein Besitzer noch auf der Erde wandelte, und nun, da er todt ist, in welchem Theile der Welt ist er wiedergeboren?" Der Ketzer horchte auf den Ton, den der hohle Schädel durch das Berühren von sich gab, erzählte dessen Geschichte und prophezeite dessen Zukunft. Buddha ergriff einen zweiten Schädel und stellte dieselbe Frage. Da erwiderte der Ketzer: „In der That, was diesen betrifft, ob er einer Frau oder einem Manne angehörte, von wo sein Besitzer kam, oder wohin er ging, ist mehr, als ich sagen kann. Was denkt ihr davon?" „Frage mich nicht," sprach Buddha. Aber der Ketzer drang in ihn und verlangte seine Antwort; da gab Buddha nach und sagte: „In der That, es ist der Schädel einer meiner Schüler, welcher der Lust des Fleisches entsagte." Da erstaunte der Ketzer und rief aus: „Wahrlich, dergleichen ist mir noch nicht begegnet! Hier stehe ich und weiss Alles im Leben und im Tode bis auf die kleinste Ameise, die am Boden kriecht. So glaubte ich, nichts könne meinem Wissen entgehen; doch hier liegt einer euerer Schüler, dessen edler Sinn nicht seines Gleichen hat, und ich bekenne meinen Irrthum. Von heute an will ich euerer Secte angehören und habe keinen anderen Wunsch als euere Lehren zu hören." So wurde dieser gelehrte Ketzer ein Schüler Buddha's. Wenn Einer seiner Art sich schon so rasch bekehrte, um wie viel mehr müssen spätere Generationen gewöhnlicher Menschen

die Ueberzeugung fühlen, dass sie nur durch die Lehre Buddha's die Lust des Fleisches zu bekämpfen im Stande sind. Diese Lust besteht in den vielfachen Wünschen, die unsere Herzen bewegen; wenn wir uns von ihnen frei machen, werden unsere Herzen rein und frei sein, und diese Freiheit erlangen wir nur durch Buddha's Lehre. Wenn wir also seine Gesetze befolgen, werden wir uns von unseren Wünschen lossagen und in Frieden und Glückseligkeit leben."

„Nammiyô! Nammiyô!" rief die Versammlung triumphirend und siegesgewiss.

„Wir lesen in den heiligen Büchern von der Wandlung aus dem sündhaften in den gnadenreichen Zustand. Diese Gnade liegt nicht etwa Millionen Meilen von uns entfernt, auch ist es nicht nöthig, zu sterben und in einer anderen Welt wiedergeboren zu werden, um sie zu erlangen. Wer seine fleischlichen Gelüste und Neigungen bei Seite legt, kann sicher und bestimmt Buddha gleich werden, und wir erreichen diesen Zustand des Friedens und der Glückseligkeit, wenn wir das Gebet „Na-Mu-Miyô-Hô-Ben-Go-Kiyô" recitiren. Um aber diesen Zustand wirklich zu erlangen, müssen wir die Lehre des heiligen Gründers dieser Secte, Nitsiren, befolgen. Haben wir ihn endlich erreicht, dann besteht kein Unterschied mehr zwischen uns, Buddha und Nitsiren. Im Hinblick darauf haben wir von diesem frommen Stifter dieses Gebet gelernt, welches uns von der Lüge ab-, der Wahrheit aber zuwendet."

Dies waren nun die von meinem Schreiber aufgezeichneten Hauptpunkte der Predigt. Nach dem Schlusse derselben blickte der Prediger so heiter lächelnd um sich, als wären die soeben gesprochenen ernsten Wahrheiten nur ein guter Scherz gewesen, die Versammlung aber brach in lange und laute Rufe des bekannten „Nammiyô" aus. Der Laie nahm seinen Platz bei der hängenden Trommel ein, und ein allgemeines lautes Gebet, während welchem der Prediger, dem sein Akolyt mit dem heiligen Buche voranging, sich entfernte, beschloss diese Ceremonie in derselben Weise, wie sie begonnen hatte.

Obgleich in Japan die Predigten nur den Theil einer religiösen Handlung bilden und an bestimmten Monatstagen gehalten werden, ist es doch üblich, einen ganzen Cyclus, der zwei

Wochen dauert, und auf jeden Tag zwei Predigten fallen, einzurichten. Gewöhnlich sind es Wanderprediger, welche von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf ziehen und in der Haupthalle eines Tempels oder in dem Gastzimmer eines dort residirenden Priesters ihre Lehren dem Volke mittheilen.

In Japan sind viele Werke veröffentlicht worden, welche Predigten enthalten und nicht ohne Werth, aber auch mitunter sehr seltsam sind, doch lässt sich keine dieser Sammlungen mit dem Kiu-ô-Dô-wa vergleichen, dem die folgenden drei entnommen sind. Der Verfasser ist ein Priester der Shin-gaku-Secte, welche sich rühmt, das Beste aus den Lehren Buddha's, Confutsé's und dem alten Shinto-Glauben zu vereinigen. Das Princip derselben beruht auf der dem Menschen eigenen Herzensgüte und den Eingebungen seines Gewissens. Diese beiden Factoren führen uns auf den rechten Weg. Die Texte sind chinesischen Classikern entnommen, wie unsere christlichen Priester sich der Bibeltexte bedienen. Scherze, kleine Geschichten, bei denen die Pointe leider oft unübersetzbar ist, besondere Anspielungen auf einzelne Mitglieder der anwesenden Gemeinde beleben den Vortrag; es ist bei den japanischen Predigern Princip, ihre Zuhörer nicht zu langweilen.

Erste Predigt.

(Die Predigten des Kiu-ô. I. Band.)

Môshi[60]) sagt: „Wohlwollen bedeutet das menschliche Herz, Rechtlichkeit ist der menschliche Pfad. Wie beklagenswerth ist es, den rechten Pfad zu verlassen und seitwärts zu gehen, das Herz von sich zu werfen, und nicht wissen, wo es zu suchen ist."

Dieser Text ist dem ersten Capitel der Commentare Kôshi's zu der Philosophie des Môshi entnommen.

Die Eigenschaft, welche wir gewöhnlich Wohlwollen nennen, ist von manchem weisen Lehrer erklärt worden; da aber diese Erklärungen schwer zu verstehen sind, so halte ich sie nicht für geeignet, Frauen und Kindern mitgetheilt zu werden. Dieses Wohlwollen werde ich, durch Beispiele und Erzählungen illustrirt, zum Gegenstande meiner Predigt machen.

Seit langer Zeit lebte in Kiyôto ein berühmter Arzt Namens Imaojii — sein zweiter Name ist mir entfallen. Da geschah es, dass eines Tages ein Einwohner von Kuramaguchi ein Choleramittel, das er erfunden, anzeigte und den genannten Imaojii bat, ihm eine geeignete Reclame zu schreiben. Dieser ging auf das Verlangen ein, setzte aber anstatt des Wortes Cholera einen anderen Ausdruck, den er für volksthümlicher hielt. Darauf stellte ihn der Quacksalber zur Rede, Imaojii antwortete aber mit lächelnder Miene: „Da Kuramaguchi eine Ortschaft ist, durch welche man in die Hauptstadt gelangt, und die Passanten bloss arme Bauern und Holzarbeiter sind, würde ihnen das Wort Cholera unverständlich gewesen sein, deshalb wählte ich eine verständlichere Benennung, die Jedem geläufig ist. Die beste Wahrheit verliert ihren Werth, wenn man sie nicht versteht. Was ist auch an dem Namen gelegen, wenn nur das Mittel wirksam ist."

Ist das nicht vortrefflich? In gleicher Weise sind die besten Lehren unserer Philosophen für Frauen und Kinder blosses Rothwälsch, sie sind nicht im Stande, sie zu verstehen. Meine Predigten sind jedoch nicht für Gelehrte verfasst; ich spreche zu einfachen Pächtern und Kaufleuten, die, mit harter Tagesarbeit in Anspruch genommen, keine Zeit zum Studium haben. Ich hege den aufrichtigen Wunsch, ihnen die Lehren unserer weisen Männer zugänglich zu machen, und werde deshalb die Ansichten und Gedanken meines Vorbildes durch Beispiele und heitere Geschichten leicht zugänglich zu machen suchen. Indem ich auf diese Weise die Shinto-, Buddha- und andere Schulen vermische, werden wir allmälig zur richtigen Anschauung der Dinge gelangen. Ihr dürft aber nicht lachen, wenn ich hie und da eine lustige Erzählung vorbringe. Ich habe nicht die Absicht, meinen Gegenstand leichtfertig zu behandeln, ihn aber verständlich und zugänglich zu machen. — Die Eigenschaft, die wir Wohlwollen nennen, ist eine Vollkommenheit, und von dieser Eigenschaft spricht Môshi als gleichbedeutend mit dem Herzen des Menschen. Besitzt nun der Mensch ein solches vollkommenes Herz, dann übt er Kindespflicht gegen seine Eltern, Dienstpflicht gegen seine Brotherren, und behandelt er seine Ehefrau, Freunde und Mitmenschen in derselben Weise, dann wird er diese fünf Lebensverhältnisse ohne Schwierigkeit in Einklang bringen. Will man die genannte Vollkommenheit ausüben, so fallen besondere Pflichten den Kindern, den Eltern, Ehegatten und Ehefrauen zu. Und wenn alle diese einzelnen Pflichten fehlerlos beobachtet werden, dann wird das wahre Wohlwollen erreicht, und dieses ist wieder das echte Herz des Menschen. Betrachtet z. B. diesen Fächer; Jeder wird wissen, dass es ein Fächer ist, und wenn er dieses weiss, wird es ihm nicht einfallen, sich hineinzuschneuzen. Der Fächer wird entweder bei Staatsvisiten oder zum Fächeln verwendet; sonst hat er keinen Zweck. Ebenso würde Niemand dieses Schreibepult als Bücherbrett oder Kopfpolster benützen, weil es eben auch nur zu einem bestimmten Gebrauche verwendet wird. Betrachtet ihr nun euere Eltern von demselben Standpunkte und beobachtet ihr Kindespflicht ihnen gegenüber, so ist dieses der richtige Standpunkt, es ist das wahre Wohlwollen, das echte Herz des

Menschen. Wenn ihr vielleicht denkt, diese Rede gelte nicht euch, sondern anderen abwesenden Personen, so muss ich euch dennoch sagen, dass ich Jeden von euch von Natur aus für wohlwollend halte. Ich nehme nun euere Herzen nach der Reihe vor, wie der Kaufmann seine Waaren von den Brettstellen herablangt, und bezeichne die guten und schlechten Eigenschaften, die ihr besitzt; wollt ihr aber das, was ich euch sage, nicht auf euch, sondern auf Andere anwenden, dann ist allerdings meine ganze Mühe vergebens. Hört mich an! Wenn ihr euere Eltern hart behandelt und ihnen Thränen entlockt, eueren Brotherren Kummer und Sorge bereitet, euere Ehegatten zum Zorne reizt, eueren Ehefrauen Betrübniss verursacht, euere jüngeren Brüder hasst und die älteren Brüder verachtet, mit einem Wort Bekümmerniss aus vollen Händen über die Welt aussäet, was thut ihr anders, als euch in Fächer schneuzen und euere Schreibepulte statt Kopfkissen benützen? Dennoch will ich nicht gesagt haben, als ob es solche Personen unter euch gäbe; sie sind aber in grosser Anzahl — vielleicht in mancher Seitenstrasse von Indien — vorhanden. Ich bitte euch nur, das wohl zu beachten, was ich eben gesagt habe.

Nehmt an, wie schrecklich es ist, wenn ein Mensch mit einem schlechten Naturell zur Welt kommt, und wie glücklich wir uns schätzen müssen, dass uns echte Herzen zu Theil geworden, die wir nicht gegen tausend, nicht gegen zehntausend Goldstücke vertauschen möchten. Ist dies nicht Grund genug, um dankbar zu sein?

Dieses echte Herz nenne ich in meinen Anreden „das Originalherz des Menschen". Es ist wahr, dass man das Wohlwollen auch so nennt, und dennoch besteht zwischen beiden ein kleiner Unterschied. Da aber die Untersuchungen dieses Unterschiedes ziemlich langweilig ausfallen würden, genügt es, wenn ihr dieses „Originalherz" als etwas ganz Vollkommenes betrachtet, und ihr werdet keinen Irrthum begehen. Ich bin wohl nicht so glücklich, jeden von euch persönlich zu kennen, dennoch weiss ich, dass euere Herzen echt sind. Beweis dafür, dass, wenn ihr etwas Unrechtes sagt, oder etwas Unrechtes sprecht, sich euere Herzen, in geheimnissvoller Weise, dieses Unrechtes bewusst werden. Begeht ein Mensch mit einem echten

Herzen Unrecht, so weicht sein Herz vom rechten Pfade ab und wendet sich zum schlechten. Dieses Gesetz gilt für das ganze Menschengeschlecht. Wie heisst es in einem alten Liede? „Wenn der rauschende Wasserfall durch den Nachtsturm zerstiebt wird, so spiegelt sich das Mondlicht in jedem einzelnen Tropfen." Es gibt nur einen Mond, und dennoch genügt er, um jeden verspritzten Tropfen zu beleuchten. Wunderbar sind die Gesetze des Himmels! Obgleich es nur ein Wohlwollen gibt, durchdringt es alle einzelnen Elemente, aus welchen das Menschengeschlecht besteht. So kann die Vollkommenheit des menschlichen Herzens bis auf ein Minimum nachgewiesen werden. Wenn wir also den Eingebungen des echten Herzens Folge leisten, werden wir unseren Pflichten genügen und uns auch an dieser Ausübung erfreuen. Ihr seht, dass die Lehren dieser philosophischen Schule nicht schwer zu begreifen sind, und wenn ihr dieselben gut versteht, wird zwischen unseren Handlungen und denen eines Mannes, der hundert Jahre studirt hat, kein Unterschied bestehen. Deshalb kann ich euch nur empfehlen, den Eingebungen eueres echten Herzens zu folgen; nehmt es als Lehrer an und ergründet seine Vorschriften. Ueberdies ist das Herz ein bequemer Lehrer, da es keine Bezahlung verlangt; auch habt ihr nicht nöthig, in der Sommerhitze oder in der Winterkälte auszugehen, diesem Lehrer eine Staatsvisite zu machen und sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen. Welch' wunderbarer Unterricht ist aber ein solcher, aus dem ihr Treue und Kindespflicht in leichter Art lernen könnt! Trotzdem mag Mancher wohl ein Bedenken haben, dass so billige Dinge nur geringen Werth besitzen; aber hier könnt ihr wirklich etwas Werthvolles wohlfeil kaufen und euch den Aerger ersparen, eine zu grosse Summe dafür ausgelegt zu haben. Ich wiederhole es: folgt den Eingebungen euerer Herzen in jeder Richtung. In dem Chin-yo, dem zweiten Buche des Confutsé, wird es zweifellos bewiesen, dass Jeder den richtigen Pfad einschlägt, der den Eingebungen seines Herzens folgt. Also tapfer vorwärts, und euere Bedenken werden schwinden.

Rechtschaffenheit ist der wahre Pfad, und Rechtschaffenheit ist die Vermeidung alles Unvollkommenen. Wenn der Mensch das Letztere vermeidet, dann ist es gar nicht abzusehen, wie sehr er

von seinen Mitmenschen geliebt wird. Daher haben die Alten die Rechtschaffenheit als eine Pflicht, als eine Nothwendigkeit aufgestellt. Ist Einer ein Untergebener, dann soll er seinem Herrn in Allem gehorchen. Eine Frau soll ihre Schwiegereltern mit kindlicher Liebe, ihren Mann mit Ehrfurcht behandeln. Im Uebrigen ist Alles, was gut ist, rechtschaffen, Alles, was rechtschaffen ist, der richtige Pfad des Menschen.

Die Philosophen haben die Pflichten des Menschen mit einer Heerstrasse verglichen. Wenn ihr nach Yeddo oder Nagasacki, in den vorderen oder rückwärtigen Theil des Hauses, von einem Zimmer in das andere gehen wollt, gibt es überall einen geraden Weg; wenn ihr aber diesen nicht einhaltet, über Dächer klettern oder durch Gräben waten, Berge und Wüsten durchstreifen wollt, dann werdet ihr verwirrt werden und euch nicht mehr zurecht finden. Wenn ein Mensch Unrecht begeht, dann verlässt er den richtigen Weg und irrt planlos herum. Die Pflicht der Kinder, die Tugend der Frauen, die Treue der Freunde — allein weshalb Eigenschaften aufzählen, die offenbar sind? — gehören alle zu dem richtigen Pfade; Ehegatten ärgern, Andere hassen oder Hass in ihnen erwecken, sind schlechte Handlungen, sind der unrichtige Weg. Uebt man sie aus, dann heisst das in Flüssen untertauchen, über Dornen laufen, in Gruben springen und tausend und aber tausend Unheil über sich bringen. Es ist wahr, dass, wenn wir nicht sehr achtsam sind, wir nimmermehr den richtigen Pfad finden werden. Glücklicherweise kennen wir die Worte des gelehrten Nakazawa Doni; ich will euch davon erzählen.

Es geschah einst, dass dieser gelehrte Nakazawa nach Ikéda in der Provinz Sesshiu ging und bei einer reichen Familie, die den unteren Ständen angehörte, wohnte. Der Herr des Hauses, welcher sehr gern Predigten hörte, behandelte den Gast sehr freundlich und befahl seiner vierzehn- oder fünfzehnjährigen Tochter, ihn beim Mittagessen zu bedienen. Das junge Mädchen war nicht nur ausserordentlich schön, es hatte auch ein sehr angenehmes Benehmen, es band Blumen in Sträusse, machte Thee, spielte auf dem Samisen und sang dem gelehrten Manne einige Lieder vor. Der Prediger bedankte sich nun sehr höflich und sagte:

„Wahrlich, es mag nicht leicht sein, einem jungen Mädchen eine so vielseitige Bildung zu geben."

Die Eltern, durch ihre Gefühle fortgerissen, erwiderten: „Es ist so, und wenn sie heiratet, wird sie der Familie ihres Gatten gewiss keine Schande bringen. Nebst allen Vorzügen, die sie jetzt entwickelt, versteht sie auch Blumenkränze um Fackeln zu winden und hat auch noch etwas Malen gelernt." Da die Eltern während dieser Rede keinen geringen Hochmuth zeigten, sagte der Prediger: „Das ist allerdings keine gewöhnliche Erziehung. Selbstverständlich versteht sie auch die Schultern und die Lenden zu reiben und hat die Schampoo-Kunst gelernt."[61])

Da brauste der Vater im Zorn auf und rief:

„Obgleich ich arm und niedrig geboren, bin ich doch noch nicht so tief gesunken, um meiner Tochter die Schampoo-Kunst lernen zu lassen."

Da erwiderte lächelnd der gelehrte Mann:

„Ich glaube, ihr bringt euch unnützerweise in Aufregung. Die Familie einer jungen Frau mag arm oder reich sein, so kommt es ihr doch zu, ihre Pflichten in ihres Mannes Haus zu erfüllen und ihre Schwiegereltern gleich ihren eigenen zu verehren. Wenn diese krank werden, so hilft es ihnen wenig, wenn die Schwiegertochter Blumenkränze zu machen, Bilder zu malen und Thee zu bereiten versteht. Ihren Schwiegereltern aber so zu dienen, sie so zu pflegen, dass sie keiner Dienerin, keines Schampooer bedürfen, ist wohl die wahre Pflicht einer Schwiegertochter. Und ihr wollt euch erzürnen, weil ich euch frage, ob Euere Tochter die Schampoo-Kunst gelernt hat, ohne welche sie nie eine pflichtgetreue Gattin werden kann? Dennoch ist ein solches Studium sehr wichtig."

Nun entschuldigte sich der Herr des Hauses angelegentlich. Wenn auch das Spiel auf dem Ko-to oder Samisen recht empfehlenswerth ist, so steht doch die Pflege der Eltern den Kindern weit besser an. Beherzigt diese Geschichte wohl und bedenkt, wo der richtige Weg liegt. Leute, welche in der Nähe von Vergnügungsorten leben, werden leicht so unterhaltungssüchtig, dass sie ihren Töchtern nur das Spiel der Instrumente lernen lassen und sie eher zu Sängerinnen als zu pflichtgetreuen Kindern erziehen; diese entschlüpfen dann oft der Wachsamkeit ihrer Eltern und lassen

sich entführen. Doch ist dieses weniger ihr eigener, als vielmehr der Fehler ihrer Eltern, welche sie in dieser Weise erzogen haben. Damit will ich nicht sagen, dass das Ko-to und Samisen, die Dichtkunst und das Theater unnütze Dinge sind. Wenn man unsere Gedichte und Lieder genau betrachtet, so eifern sie alle zur Tugend an und verurtheilen das Laster. So kommt z. B. in dem Gedichte „Die vier Aermel" die Stelle vor: „Wenn die Menschen alle übeln Folgen voraussehen könnten, dann würden sie nicht so oft mit jungen Mädchen hinausgehen und die Blumen der Nacht bewundern." Beachtet diese Dichtung wohl! Sie bedeutet, dass, wenn ein junger Mann und ein junges Mädchen ohne Zustimmung ihrer Eltern ein Liebesverhältniss anfangen, sie sich das gar herrlich denken, statt dessen aber sehr betrogen sind. Kennten sie diese traurige, elende Welt nur besser, so würden sie anders handeln. Die angeführte Stelle ist einem Gedichte „über die Reue" entnommen. Nur zu oft geschieht dergleichen.

Wenn ein junger Mann eine Ehe schliesst, so schätzt er sich glücklich, dass er nun selbstständig sein Haus führen kann; aber ehe noch der Boden des Familienkessels berusst ist, wird er sich vorkommen wie Einer, der in einem Felde schwimmt, seine Gedanken werden sich in seinem Kopfe verwirren, und die Freuden der Haushaltung sich bald in bittere Enttäuschung verwandeln. Betrachtet einmal diese Frau! Durch ihre Sorgen niedergedrückt, ist es ihr nicht möglich, auf ihre Kleidung die geringste Sorgfalt zu wenden. Mit zerzaustem Haar, ihre Schürze wie einen Gürtel umgeschlungen, ihr Kind in den Brusttheil ihres Kleides gesteckt, trägt sie in der Hand eine Tasse mit elender Bohnensuppe, die sie irgendwo gekauft hat. Welch' Geschöpf ist dies? So weit kommt es, wenn man den Warnungen der Eltern kein williges Ohr leiht, die rechte Zeit nicht abwartet und einen Haushalt zu früh beginnen will. Wer trägt die Schuld? Blosse Leidenschaft, welche keine Ueberlegung zulässt. Es wird einem fünf- oder sechsjährigen Kinde nie einfallen, das Ko-to oder Samisen zum Vergnügen spielen zu lernen. Was für ein zehn-, millionenfach elendes Gebahren ist es, wenn Eltern ihren kleinen Mädchen ein Samisen in die Hand geben, welches gross genug ist, dass sie daran in die Höhe klettern können, und

dazu ihre Lieder in einem schrillen, quitschenden Discant singen! Ich bitte euch, wohl Acht zu haben. Sobald ihr verabsäumt, ein scharfes Auge auf euere Kinder zu richten, werden diese, nur zum Spielen des Ko-to oder Samisen erzogen, euch verlassen und heimlich entfliehen. Ihr könnt sicher sein, dass jede Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit etwas Ungeheuerliches erzeugt. Der Verfasser der „Vier Aermel" betrachtet die Warnung vor dem Laster als eine überaus wichtige. Aber was helfen Theater und Lieder, wenn die Moral, welche sie enthalten, missverstanden wird! Wenn ihr es auch ganz in der Ordnung findet, dass ein junges Mädchen bis zu ihrer Verheiratung nur Ko-to und Samisen spielen lernt, sage ich euch doch, dass dieses falsch ist, denn wenn sie aus Liedern und Gedichten nicht die ihnen innewohnende Moral lernt, läuft sie Gefahr, Neigung zu einem Manne zu fassen und mit ihm zu entfliehen. Bezüglich dieser Behauptung will ich euch eine lustige Geschichte erzählen.

Es geschah einst, dass ein Frosch, der in Kiyôto lebte, lange den Wunsch hegte, die Stadt Osaka zu sehen. An einem Frühlingstage beschloss er, sich auf den Weg zu machen, Osaka und alle seine Merkwürdigkeiten zu besuchen. Mittelst einer Reihenfolge von Sprüngen auf allen Vieren erreichte er einen Tempel gegenüber von Nishi-no-oka und kam auf dem Wege gegen Westen nach Yamasaki, von wo er die Besteigung des Berges Tenôzan unternahm.

Nun hatte aber ein Frosch von Osaka denselben Plan gefasst und sich entschlossen, Kiyôto zu besuchen, weshalb er denselben Berg hinaufhüpfte und dort dem anderen Frosch begegnete, beide Bekanntschaft machten und sich ihre Pläne mittheilten. Sie klagten gegenseitig über die grosse Anstrengung, die ihnen die Reise verursacht hatte, und da sie erst auf der Hälfte des Weges angelangt, würden ihre Füsse und Lenden die ganze Reise kaum aushalten können. Aber sie standen ja jetzt auf dem berühmten Tenôzan, von wo man beide Städte übersah. Wenn sie sich auf die Fussspitzen stellen, das Rückgrat etwas ausstrecken und sich so die Aussicht betrachten würden, sei eine Weiterreise nicht nöthig, Kraftanstrengung und steife Beine erspart. Gesagt, gethan. Sie stellten sich auf die Fussspitzen, blickten um sich, und der Frosch aus Kiyôto sprach zuerst

„In der That, wenn ich das berühmte Osaka betrachte, scheint es mir nicht im Geringsten von Kiyôto verschieden zu sein. Ich werde meine Reise dahin aufgeben und lieber nach Hause gehen."

Der Frosch von Osaka blinzte bedeutungsvoll mit den Augen und sagte mit verächtlichem Lächeln: „Und ich habe dagegen von Kiyôto viel Rühmliches gehört, dass es ganz wie ein Blumengarten aussieht, ich finde es aber nicht anders als Osaka. Wir thun wirklich besser heimzukehren."

Und dabei verbeugten sich die beiden Frösche höflich gegeneinander und hüpften missvergnügt von dannen.

Obgleich nun diese kleine Geschichte recht heiter ist, werdet ihr doch die wahre Bedeutung nicht sogleich errathen. Die Frösche bildeten sich ein, vorwärts zu blicken; als sie sich aber aufrichteten, kamen ihre Augen rückwärts zu stehen, und so betrachtete jeder seine eigene Vaterstadt, war aber doch in der Meinung, die fremde zu sehen. Sie blickten freilich mit grösster Anstrengung in das Thal, aber sie waren nicht achtsam darauf, ob der Gegenstand ihrer Betrachtung auch der richtige sei, und daraus entstand ihr Irrthum. Beachtet wohl meine Worte. Ein gewisser Dichter sagt:

„Die Frösche sind wunderbar! Obgleich sie demüthig auf vier Füssen hüpfen, sind ihre Augen doch in hochmüthiger Weise aufwärts gerichtet."

Ein herrliches Gedicht! Wenn auch die Menschen sprechen: „Ja, ja, eueren Wünschen soll Genüge geschehen, ihr habt Recht, es ist kein Zweifel", so gleichen sie doch den Fröschen, und ihre Augen sind aufwärts gerichtet. Eitle Thoren! Sie fühlen sich jeder Verrichtung gewachsen, wenn sie auch über ihre Kräfte geht. Das ist die Bedeutung des Textes, wenn es heisst: „Ihr werft euer Herz von euch und wisst nicht, wo es zu suchen ist." Wenn diese Menschen auch Alles unternehmen wollen, so sind sie doch nicht im Stande, ihre Aufgabe zu erfüllen, und stellt man ihnen das vor, dann antworten sie:

„Wir verdienen durch Arbeit unseren Unterhalt; was wir verzehren und geniessen, ist unser Werk. Wir sind dafür Niemand verpflichtet. Wenn wir uns nicht auf uns selbst verlassen könnten, würde es uns schlecht gehen!"

Viele Menschen wenden das Wort: „Ich selbst" oder „mein Eigen" gedankenlos und am unrechten Platze an. Sie befinden sich in grossem Irrthume. Wenn es keine Regierung und keine Vorgesetzten, sondern Anarchie gäbe, würden diese Leute, welche ihre Kraft und Macht so hoch anschlagen, keinen Tag bestehen können.

In längst vergangenen Tagen, zur Zeit des Krieges bei Ichi-no-tani, verliess Minamoto-no-Yoshitsuné [62]) die Stadt Mikusa in der Provinz Tamba und griff Settsu an. Mitten in den Bergen überfiel ihn die Nacht, und er verlor den rechten Weg. Da liess er aus dem Tempel Musashi seinen Lehensmann Benkei holen und befahl ihm, die grossen Fackeln anzünden zu lassen, wie es vorher zwischen ihnen besprochen worden ist. Benkei nahm den Befehl entgegen und sandte die Truppen aus, um ihren Auftrag zu vollziehen. Diese verstreuten sich in den Thälern, zündeten alle dort befindlichen Häuser an, welche bald in hellen Flammen standen, und fanden auf diese Weise ihren Weg nach Ichi-no-tani.

Betrachtet den Vorfall genau und ihr werdet die Anwendung leicht finden. Solche, die prahlend sagen: „Mein Waarenhaus, mein Wohnhaus, mein Landgut, meine Tochter, meine Frau," und stets das mein betonen, werden einmal im Unglücke, trotz ihrer Einbildung, so hilflos wie Schildkröten sein. Lasst uns dankbar für den Frieden sein! Die milde Regierung erstreckt sich bis an unsere Grenzen; die Districtsbeamten wachen Tag und Nacht. Wie kann der Mann, der unter dem Dache seines Hauses ruhig schläft, diese Sicherheit nur sich allein zuschreiben? Es ist wahr, ihr macht die Runde um das Haus, ihr seht zu, ob alle Läden geschlossen und das Hauptthor versperrt ist, und dann streckt ihr euch ruhig auf euer Lager. Aber welche Sicherheit ist euch eigentlich geboten? Ein Brett, von der Dicke eines Viertelzolles, das durch Hobeln noch dünner geworden ist; wahrlich! eine elende Sicherheit, die mit einem Athemzuge niedergeblasen werden kann. Würden diese dünnen Bretter einen Dieb von euch abhalten? Dieselben Menschen, welche unter dem Schutze einer wohlwollenden und tugendhaften Regierung leben, vergessen vollständig die Vorsehung, die über ihnen wacht, und hören nicht auf, ihr eigen Lob zu singen. Das sind wohl starre Egoisten!

„Mein Vermögen beläuft sich auf 5000 Unzen Silber. Ich kann schlafen, essen, mich unterhalten, sollte ich selbst 500 oder 700 Jahre leben. Ich besitze fünf Magazine und fünfundzwanzig Häuser, nebstdem besitze ich Wechsel, die 1500 Unzen Silber werth sind." So tanzt er einen Freudentanz [63]) und fürchtet nichts als die Armuth, die über ihn kommen kann; sein Verstand gleicht dem jenes Frosches von Osaka, dessen Augen in der Mitte seines Rückens stehen. Thörichtes Geschöpf! Wie schwach ist diese Burg befestigt; wie wenig kann man einer solchen Sicherheit vertrauen! Und wenn diese Menschen auch ruhig schlafen, können sie nicht über Nacht in jene grossen Fackeln verwandelt, oder ihre Häuser durch ein Erdbeben erschüttert werden? Alles ist Zufall in dieser unsicheren Welt.

Bezüglich dieser allzugrossen Sicherheit will ich euch eine kleine Geschichte erzählen. Erwacht also aus euerer Schläfrigkeit und hört mir aufmerksam zu.

Der mächtige Stachelfisch (Sazayé), mit starken, festen Klappen versehen, pflegt bei einer nahenden Gefahr seine beiden Schalen mit starkem Geräusche zu schliessen und hält sich inner derselben für vollständig sicher. Von Neid erfüllt, sprach eines Tages ein Tai *(Serranus Marginalis)* und ein anderer Fisch die folgenden Worte zu ihm:

„Wie ist doch euer Schloss so fest, Herr Sazayé! Wenn ihr euere Klappen fest verschliesst, kann euch Niemand von Aussen etwas anhaben. Euer Aussehen ist in der That prächtig, Herr!"

Als der Sazayé dies hörte, strich er seinen Bart und erwiderte:

„Wohl, ihr Herren! Obgleich es euch gefällt, mich glücklich zu preisen, so hilft doch das Prahlen nichts, wenn es sich um die persönliche Sicherheit handelt; dennoch muss ich bekennen, dass ich keine Sorge oder Angst fühle, wenn ich meine Schalen fest verschlossen habe."

Doch kaum hatte er diese Worte mit jenem demüthigen Tone gesprochen, welcher nur schlecht den Stolz verbirgt, da hörte man einen heftigen Lärm und starken Fall; aber der Stachelfisch schloss rasch seine Klappen und dachte nach, was dieser Lärm wohl bedeuten könne. Kam er von einem Netz

oder einer Angelschnur? Wie ärgerlich, immer auf seiner Hut sein zu müssen! Vielleicht war wohl gar der Tai oder der andere Fisch gefangen! Er fühlte zwar etwas Mitleid für sie, aber dafür hielt er sich um desto sicherer. So ging die Zeit hin, und als er meinte, Alles sei ruhig, da öffnete er leise seine Klappen, steckte den Kopf heraus und blickte um sich. Aber es war doch nicht Alles in Ordnung, Manches schien fremdartig; und siehe da! er befand sich auf dem Auslegbrette eines Fischers und auf der Schale klebte ein Marktzettel mit der Nummer 16.

Ist das nicht eine wunderliche Geschichte? Und so kann euch mit einem Schlage euer gerühmter Besitz von Waarenhäusern, Wohnhäusern, euere Geschicklichkeit, euer Talent, Rang und Macht entrissen werden. Armer Stachelfisch! Es scheint mir doch, als gäbe es in China oder Indien Leute, die ihm nicht ganz unähnlich sind. Wie schwer ist es, nur von sich allein abhängig zu sein. Ein sehr lehrreiches Gedicht sagt uns: „Man kann leichter den bewölkten Himmel mit einer Leiter erklimmen, als nur von sich allein abhängig sein." Und das ist die Bedeutung des Textes: „Wenn der Mensch sein Herz von sich wirft, weiss er nicht, wo er es zu suchen hat!" Ihr müsst demnach jede Handlung zweimal überlegen. Wenn ihr nur darauf bedacht seid, das Gebahren Anderer zu beobachten, und euch selbst keine Aufmerksamkeit schenkt, so werft ihr euer Herz von euch. Dies soll aber nicht im Wortlaute heissen, dass ihr euer Herz von euch entfernt, sondern euer Gewissen nicht gehörig untersucht. Auch bezieht sich das Gesagte nicht allein auf Reichthum und greifbare Güter. Wenn ihr euch auf den Besitz euerer Talente, der von euch geleisteten Dienste, euere Geschicklichkeit, euer Urtheil, euere Kraft, eueren Rang zu viel einbildet, und diese Güter sicher zu besitzen meint, werdet ihr euch mit dem Stachelfische in meiner Geschichte auf denselben Standpunkt stellen. In allen Dingen müsst ihr euer Gewissen prüfen, die Untersuchung euerer Herzen ist euere hauptsächlichste Pflicht.

(Der Prediger verlässt seinen Sitz.)

Zweite Predigt.

(Die Predigten von Kiu-ô. Vol. I.)

„Wenn der Mensch ein Huhn oder einen Hund verliert, dann weiss er das Verlorene wieder zu erlangen; nicht so seine Seele. Die wahre Gelehrsamkeit besteht aber darin, verlorene Seelen wieder zu gewinnen." Diese Parabel ist uns von Môshi erklärt worden. Wenn ein Hund, ein Huhn oder eine Katze nicht zur gehörigen Zeit heimkehrt, dann ist der Besitzer dieser Thiere in grosser Besorgniss und weiss nicht, ist das Huhn von einem Hunde zerrissen, oder der Hund von einer Schlange gebissen worden, oder hat gar ein Dieb Eines oder das Andere gestohlen. Und nun macht er sich auf den Weg, untersucht die gegenüberstehenden und die Nachbarhäuser, als gelte es ein verlorenes Kind wiederzufinden, und ruft unablässig: „Ich bitte, sagt mir, hat sich meine schön gefleckte Katze nicht zu euch verlaufen? Ist mein Lieblingshuhn vielleicht zu euch geflogen?" In dieser Weise plagt und quält sich der Mann unter solchen Umständen; es ist eine Sache von grösster Wichtigkeit. Und dennoch ist der Verlust eines Hundes oder eines zahmen Huhnes kein so entsetzliches Unglück. Aber unsere Seele, die Regentin unseres Geistes, ist auch die Beschützerin unseres Wesens. Wenn sich der Mensch von seiner Seele um anderer Dinge willen trennt, dann wird er taub gegen die Ermahnungen seiner Eltern, und die Befehle seiner Vorgesetzten verwehen vor ihm wie der Wind. Die Belehrung hält er nicht höher, als wenn man dem Frosche Wasser in das Gesicht spritzt, er blinzt mit den Augen, und das ist Alles. Er sagt „Ja, ja!" mit dem Munde, das Herz weiss aber nichts davon, er sieht und ist blind, er hört und ist taub. Obgleich gesund und mit geraden Gliedern geboren, begibt er sich doch unter die Genossenschaft der Krüppel. So ergeht es Allen,

welche ihre Seele verlieren. Auch bekümmern sie sich sehr wenig darum, sie wiederzugewinnen. „Das ist die Schuld meiner Eltern, meines Brotherrn, meines Gatten, meines älteren Bruders; Hachibei ist ein Schurke, O-Matsu ist eine leichtfertige Frau!" So begnügen sie sich damit, die Fehler Anderer zu besprechen, ohne ihr eigenes Gewissen zu prüfen, ihre eigenen Herzen zu untersuchen. Ist das nicht ein entsetzlicher Standpunkt? Sie werden sich alle Mühe geben, eine verirrte Lieblingshenne, einen verlaufenen Hund zu suchen, aber ihre eigene verlorene Seele nicht wiederzugewinnen trachten. Wie sehr sind diese Menschen im Irrthum! Da nun die Weisen aller Zeiten diesen Standpunkt aufrichtig beklagten, waren sie bemüht, uns auf den richtigen Pfad zu führen, und wenn wir die Lehre annehmen, sind wir wahrhaftig vernünftig und weise. Der Hauptzweck dieser Weisheit ist die Untersuchung unserer Herzen, und deshalb sagt der Text, dass die wahre Gelehrsamkeit darin besteht, unsere verlorenen Seelen wieder zu gewinnen. Damit ist das Ziel alles Lernens deutlich bezeichnet, und für die Wahrheit dieses Satzes sind uns die weisen Männer aller Zeiten eine genügende Bürgschaft. Wenn wir aber die Annalen Chinas und Japans und alle ihre Alterthümer bloss dem Wortlaute nach studiren, so kann man dieses Verfahren keine rechte Gelehrsamkeit nennen, weil diese nicht ohne Ausbildung unserer Seele geschehen kann. Die Bücher und Commentare aller Gelehrten der Welt sind ebenso viele Wegweiser, die uns den rechten Pfad zeigen. Die Prüfung unserer Seele ist aber auch die Untersuchung unseres Gewissens. Wenn wir diese ausser Acht lassen, so können wir die Folgen gar nicht voraussehen; wenn wir aber andererseits diese Pflicht redlich üben, so finden wir darin auch den Weg zur kindlichen Liebe, zum Gehorsam gegen unsere Brodherren. Tugend und Laster sind die beiden Endziele, zu denen die Prüfung oder Nichtprüfung unseres Gewissens führt. Wohlwollen und Bosheit sind, richtig gesagt, die beiden entgegengesetzten Wege, auf denen der Mensch wandelt. Bezüglich dieser will ich euch eine schreckliche, aber doch höchst wunderbare Geschichte erzählen. Obgleich es mir scheint, als wäret ihr sehr schläfrig, muss ich euch doch bitten, mir zuzuhören.

Es lebte in einem unserer Districte einst ein wohlhabender

Pächter, der einen Sohn besass, den er über alle Massen liebte, wie die Kuh ihr Kalb beleckt, aber auch tüchtig verwöhnte. So wurde denn der Junge recht boshaft, zog die Pferde an den Schwänzen, blies den Rauch in die Nasenlöcher der Stiere und quälte die Nachbarskinder auf alle erdenkliche Art, so dass sie weinten und schrieen. Aus dem eigenwilligen Kinde wurde ein ungehorsamer Jüngling, der sich auf seine körperliche Stärke nicht wenig einbildete, endlich ein Trinker und Spieler, der sogar an den Ringkämpfen auf den Jahrmärkten theilnahm. Er zankte und schlug sich um Kleinigkeiten und führte ein ausschweifendes Leben. Wenn ihm seine Eltern Vorstellungen machten, dann erhob er seine Stimme und erwiderte in sehr unehrerbietigem Tone: „Es steht euch schlecht an, mich wegen meines ausschweifenden und ungehorsamen Betragens zu schelten. Aber wer hiess euch mich in die Welt setzen? Dennoch habt ihr es gethan, und ich verdanke euch alles Elend, welches mir darin zu Theil geworden; wenn ich euch also nicht genehm bin, so bringt mich wieder dahin, von wo ihr mich genommen habt, und Alles kommt in die alte Ordnung." Diese unartige Antwort pflegte er jedesmal seinen alten Eltern zu geben, die dadurch ausser Fassung geriethen und sich nicht mehr zu helfen wussten. Und trotzdem er immer verstockter wurde, konnten sie doch nicht umhin ihn zu lieben, und so unglücklich er sie machte, wollten sie ihn doch nicht verstossen und enterben. So liessen sie ihn seinen selbstsüchtigen Weg gehen; er aber fiel immer mehr in den Abgrund des Lasters, prügelte die Leute, dass sie oft gebrochene Glieder davontrugen, und kam in böse Händel. Es ist wohl überflüssig, die Empfindungen seiner Eltern zu schildern; selbst seine Verwandten und Freunde hatten das Gefühl, als ob ihnen Nägel in die Brust geschlagen würden.

Nun ist Niemand vom Mutterleib an und für sich ganz verderbt; wenn aber ein Kind und ein junger Mann in der Selbstliebe verharren, verlieren sie die Besinnung und erreichen nach und nach diesen Gipfel der Schlechtigkeit. Darum ist es ein entsetzlich Ding, sein Herz von sich zu werfen!

Jetzt bestürmten die Verwandten und Freunde seine Eltern, ihn zu verstossen; aber er war nun einmal ihr einziges Kind, und wenn die Eltern heute sagten: „Wir wollen ihn wirklich ent-

erben", und morgen: „Wir wollen ihn sicher verstossen", so waren dies leere Reden; Jahre und Monate verstrichen, der ungerathene Sohn erreichte sein sechsundzwanzigstes Jahr und häufte Bosheit auf Bosheit. Wer kann den Gram bemessen, den er über seine Familie brachte, die immer vor einer neuen Unthat zittern musste? Zuletzt ward ein Familienrath gehalten und den Eltern bedeutet, dass, nachdem die Dinge so weit gekommen, sie den Sohn verstossen müssten, widrigenfalls die Verwandten jeden ferneren Verkehr mit ihnen abbrechen würden; denn wollte man den Schuldigen ferner gestatten, in seinem Irrthume zu verharren, so würde nicht nur die Familie, sondern das ganze Dorf entehrt sein; es gäbe also nur eine Wahl: die im Uebrigen so hoch geachteten Eltern müssten den Verkehr mit der Familie einstellen oder den Sohn enterben. Der Familienrath erbat sich auf diesen Vorschlag eine entscheidende Antwort. Die Eltern überlegten, dass die Trennung von ihren Verwandten, und wäre es auch ihres eigenen Sohnes wegen, eine Missachtung ihrer Vorfahren an den Tag legen würde, und so beschlossen sie, die ganze Familie einzuladen und eine Schrift an die Regierung aufzusetzen, worin sie um Erlaubniss ansuchten, ihren Sohn enterben zu dürfen; alle Familienglieder sollten die Schrift mit ihren Siegeln bekräftigen; sie wurden gebeten, diese mitzubringen und sich Abends an Ort und Stelle einzufinden.

Ein altes Sprichwort sagt: „Die. Kuh beleckt ihr Kalb und die Tigerin trägt ihr Junges im Rachen." Wenn nun der Instinct die vierfüssigen Thiere und Vögel antreibt, ihre Jungen zu lieben, wie hart und bitter muss es dem Menschen sein, das eigene Kind zu verstossen! Alle diese Verlegenheiten und Sorgen kamen davon, dass der Jüngling sein Herz von sich warf. Hätte er sein Gewissen gehörig geprüft, dann würden sich in seiner Seele weder Sturm noch Wellen erhoben haben. Alles wäre ruhig geblieben. Da er aber die Stimme seines Gewissens nicht hören wollte, waren seine Eltern gegen ihren Willen gezwungen, die Strafe der Enterbung über ihn zu verhängen, die er selbst über sich gebracht hatte. Ein trauriger Fall in der That! In den Gedichten des ehrwürdigen Tokuhon, eines modernen Dichters, findet sich folgende Stelle: „Da sich Buddha so fest um unsere Herzen windet, mag der Mann, der

ihn nicht ehrt, auf sein Leben Acht haben!" Die Anspielung bezieht sich auf die Liebe und Barmherzigkeit der Götter. Die Götter wünschen, dass die Menschen ihr Gewissen prüfen sollen, und helfen ihnen bei Tag und Nacht, das Gute vom Bösen zu unterscheiden; trotzdem sie aber unsere Wünsche und Begierden, unsere Leidenschaften und Gelüste als Dinge hinstellen, die wir vermeiden sollen, wenden die Menschen doch ihrem eigenen Gewissen den Rücken zu.

Die Liebe der Götter ist gleich der Elternliebe, und doch handeln die Menschen gegen sie, wie pflichtvergessene Kinder gegen ihre Eltern. „Der Mensch der die Götter nicht achtet, mag für sein Leben fürchten." Ich bitte euch Alle, die ihr meine Worte hört, genau euer Gewissen zu erforschen, um der Gefahr zu entgehen.

Doch kehren wir zu der Geschichte des ungerathenen Sohnes zurück. Es geschah eines Tages, als er eben in einem benachbarten Dorfe dem Spiele oblag, dass ein Freund aus seinem Orte ankam und ihm die Mittheilung machte, die Eltern hätten seine Enterbung beschlossen, und es sei denn doch keine so geringfügige Sache verstossen zu werden. Ehe der Freund seine Rede halb vollendet hatte, unterbrach ihn der Betheiligte mit lauter Stimme:

„Was? Ihr wollt mir glauben machen, dass die Familie heute zusammenkommt, um mich zu enterben? Welch' guter Scherz! Es ist mir gar nicht darum zu thun, immerfort die verweinten Gesichter meiner Eltern zu sehen; es macht mich krank, daran zu denken, es ist ganz unerträglich. Ich kann wohl für mich selbst sorgen; und wenn es mir beliebt, nach China oder Indien auszuwandern, so möchte ich Den sehen, der mich verhindern wollte! Dies ist für mich jetzt die Hauptsache. Ich will mich nun in das Haus begeben, wo sich die ganze Familie versammelt, und die Anfrage stellen, warum sie mich enterben wollen? Ich werde bramarbasiren wie der Schauspieler Danjuro[64]) und sie so erschrecken, dass sie mir sicher 50 oder 70 Unzen Silber geben, nur um mich los zu werden. Habe ich einmal das Geld in der Tasche, dann begebe ich mich schleunig nach Kiyôto oder Osaka. Dort errichte ich ein Theehaus auf eigene Kosten und geniesse mein Leben und meine Freiheit im vollen Masse. Ich glaube, heute wird ein glücklicher Abend für mich sein, und ich will nun gleich eine Tasse Wein auf mein gutes Gelingen trinken."

So begann er in Gesellschaft mehrerer junger Wüstlinge den Wein aus Theeschalen[65]) zu trinken, so dass sie, ehe der Abend kam, Alle tüchtig berauscht waren. Der Wein hatte ihm Muth eingeflösst, und indem er einen langen Dolch in seinen Gürtel steckte, machte er sich auf den Weg nach seines Vaters Haus und dachte: „Nun, auf gut Glück!" Er erreichte das Dorf gerade noch vor Einbruch der Nacht und beabsichtigte, plötzlich und unverhofft unter seine Verwandten zu treten, ihre mit Weisheit angefüllten Taschen umzukehren, ihren schmalen Verstandes-Vorrath zu erschöpfen, und wenn er recht den Bramarbas und Prahler zeigen würde, wäre es leicht, ihnen 100 Unzen Silber abzuschwindeln. Als er sich aber dem Hause näherte, kam ihm ein anderer Gedanke.

„Wenn ich mich so plötzlich meinen Eltern und Verwandten zeige," sagte er zu sich selbst, „dann werden sie zu Boden sehen und schweigen; stürme ich mit Schreien und Prahlen in das Gemach, dann bringe ich sie aus der Fassung. Wenn ich aber erst horche, ob sie schlecht von mir sprechen, dann kann ich rasch eintreten und sie so erschrecken. So scheint es mir gerathen, zuerst in das Bambusgebüsch hinter dem Hause und dann um die Veranda herum zu schleichen und ihre Berathung zu belauschen; sie werden sicher allerlei Scandal gegen mich vorbringen. Die meiste Wirkung macht es dann, wenn ich die Läden und Schiebthüren einschlage und wie der Donner unter sie falle. Das wird einen herrlichen Spass geben."

Er zog nun seine mit Eisen beschlagenen Sandalen aus, hing sie an seinen Gürtel, und indem er sein Kleid um die Mitte gürtete, verliess er das Bambusgehölz, sprang über den Gartenzaun, umging die Veranda und blickte durch einen Spalt in den Läden in das Gemach, wo er seine Verwandten im Rath versammelt sah, die sich leise besprachen. Sie sassen im Kreise, und Jeder von ihnen drückte sein Siegel auf das Enterbungs-Document. Nachdem dieses nun von Hand zu Hand gegangen, kam es endlich zu den Eltern. Als der Sohn das sah, sprach er zu sich selbst:

„Jetzt handelt es sich um Gewinnen oder Verlieren. Wenn meine Eltern das Papier unterschreiben, dann ist mir dies ein Zeichen, die Thür einzuschlagen und mitten unter sie zu stürmen."

Er hielt den Athem an, bereitete sich auf einen guten Sprung und wartete auf das Kommende.

In welche furchtbare Verderbniss kann das Herz des Menschen versinken! Môshi sagt zwar, das Menschenherz sei von Natur aus immer gut, allein obgleich wir in seinen Worten nicht den geringsten Irrthum auffinden können, müssen wir doch annehmen, dass, wenn das Böse dem Menschen einmal zur zweiten Natur geworden, er einen hohen Grad von Schlechtigkeit erreichen kann. Ist der Mensch so tief gesunken, dann können selbst Kôshi[66]) und Môshi diesem Verstockten tausend Tage lang ohne Erfolg predigen. Solche verhärtete Sünder verdienen nichts Besseres, als in eisernen Töpfen in der untersten Hölle gebraten zu werden. Nun will ich euch aber erzählen, wie es zuging, dass dieser ungerathene Sohn seinen Sinn wendete, pflichtgetreu wurde und zuletzt in das Paradies einging. Der Dichter sagt: „Obgleich die Herzen der Eltern nicht in Dunkelheit befangen sind, weichen sie oft in der Liebe zu ihren Kindern vom rechten Pfade ab."

Als nun das Document in die Hände der Eltern kam, verfiel die Mutter in lautes Weinen, der Vater schloss seinen zahnlosen Mund fest zu, um nicht seine Bewegung zu verrathen, und senkte das Haupt; dann sagte er mit gedämpfter Stimme: „Frau, reiche mir das Siegel."

Sie aber antwortete nicht und nahm mit Thränen in den Augen aus einer Lade des Credenztisches den ledernen Beutel und legte ihn vor ihren Gatten. Alles dieses beobachtete der Sohn durch den Spalt der Wand. Der alte Vater zog langsam die Schnüre des Beutels auseinander, nahm das Siegel heraus und strich die Farbe darüber. Als er es eben auf das Document drücken wollte, fasste die Mutter seine Hand und sagte:

„O warte noch eine kleine Weile!"

Da erwiderte der Vater: „Nun, da die Blicke unserer Verwandten auf uns ruhen, darfst Du keine Schwachheit zeigen."

Sie aber achtete nicht seiner Rede, sondern fuhr fort:

„Ich bitte Dich, höre, was ich Dir zu sagen habe. Es ist allerdings wahr, dass, wenn wir das Haus unserem pflichtvergessenen Sohne übergeben, er in drei Jahren ruinirt ist, an der Stelle des Hauses bald Gras wachsen wird. Indess, wenn wir unser Kind, das einzige, welches wir im Himmel und auf Erden unser nennen können — enterben, müssen wir ein anderes an seiner Stelle adoptiren. Wenn dieser adoptirte Sohn sich pflicht-

getreu und anhänglich zeigt und unser Erbe antritt, dann ist alles in Ordnung. Doch welche Gewissheit haben wir dafür? Wenn er andererseits ein Verschwender wird und unser Haus verwüstet, wie unglücklich würden wir uns fühlen. Wer kann voraussehen, ob dieses nicht eintreffen könnte? Sollen wir durch einen adoptirten boshaften Sohn in Elend gerathen, dann möchte ich noch lieber Alles durch meinen eigenen verlieren, unser altes Heimatdorf verlassen und als Bettlerin das verlorene Kind aufsuchen. Dies ist mein sehnlichster Wunsch. Es ist dies die einzige Gunst, die ich von Dir während unseres fünfzigjährigen Beisammenseins verlangt habe. Ich bitte Dich, höre meine Worte und thue Einhalt mit dieser Enterbung. Sollte ich selbst durch meinen Sohn zur Bettlerin werden, so kann ich ihm doch nicht gram sein!" — Sie schluchtzte laut, als sie so zu ihrem Gatten sprach. Die Verwandten sahen sich erstaunt an, blickten dann auf den Vater und erwarteten, was er thun würde. Es mögen die Götter wissen, welche Gedanken ihn bewegten, allein er steckte das Siegel wieder in den ledernen Beutel und schob das Document von sich.

„Es ist gewiss," sagte er, „dass ich meine Festigkeit verloren habe und entehrt vor der ganzen Familie dastehe; dennoch halte ich den Ausspruch meiner guten Frau für den richtigen und gebe von diesem Augenblicke an jeden Gedanken an die Enterbung meines Sohnes auf. Ihr werdet Alle in diesem Entschlusse einen Beweis von Schwäche erkennen und mich als die Ursache von meines Sohnes pflichtvergessenem Benehmen ansehen; doch ihr möget immerhin lachen, es berührt mich nicht. Ich weiss wohl, dass, ehe drei Jahre in's Land gehen, mein Sohn den Ruin meines Hauses herbeiführen wird, wenn ich ihn nicht enterbe. Der Verfall dieses Hauses ist eine Sünde gegen meine Vorfahren; dies weiss ich nur zu gut. Ferner, wenn ich ihn nicht enterbe, werdet ihr euch Alle von mir lossagen; und ich weiss auch, dass ich dem Verkehre mit euch entsagen muss. Ihr denkt nämlich dass, wenn ich mein Besitzthum verlasse, ich euch um Barmherzigkeit und Unterstützung ansprechen werde, und darum wollt ihr die Beziehungen zu mir aufheben. Lasst euch das aber nicht anfechten! Ich frage nichts nach meinen Pflichten gegen die Welt, der schuldigen Achtung gegen meine Vorfahren,

oder der Trennung von meiner Familie. Unser Sohn ist meine einzige Sorge, und wir werden ihm folgen, wenn wir selbst wie Bettler die Strasse entlang ziehen müssen. Dies ist unser einziger Wunsch. Wir werden weder Mitleid noch Geldgaben von euch fordern. Aus Liebe zu unserem Sohne wollen wir selbst unser Haupt auf der Heerstrasse niederlegen und sterben. Dort sollen unsere Körper den Boden zum Besten der Alleebäume düngen. Wir wollen Alles geduldig ohne Klage ertragen. Verlasst uns demnach und kehrt heim. Von morgen an sprechen wir nicht mehr zusammen. Was ihr immer gegen meine Handlungsweise einwenden mögt, kümmert mich nicht mehr."

Und nach dem Beispiele seiner Gattin weinte er laut. Als sie hörte, dass das Document der Enterbung nun ungiltig sei, verwandelten sich ihre Schmerzensthränen in Freudenthränen. Die übrigen Familienglieder verharrten in dumpfem Schweigen; erstaunt über einen so unerhörten Ausspruch, konnten sie das alte Paar nur sprachlos betrachten.

Ihr seht daraus, wie sehr die Liebe zu Kindern, wenn sie diesen Grad erreicht, die Eltern verwirrt machen kann. So wie eine Katze ihr Junges im Maul herumträgt und es einmal vor der Sonne schützt, ein anderesmal das Licht auf dasselbe fallen lässt, so verbergen Eltern die schlechten Eigenschaften ihrer Kinder und suchen die guten in das gehörige Licht zu stellen. Sie fragen nichts nach dem Tadel der Welt, nach der Ehrfurcht gegen ihre Vorfahren, oder ihrer eigenen elenden Zukunft. Durch die übertriebene Liebe zu ihren Kindern verblendet und gleichsam berauscht, erregt dieses mitleidige Gefühl, das sie erfüllt, in hohem Grade *unser* Mitleid. Der Fall ereignete sich nicht allein bei den Eltern in meiner Erzählung, in der ganzen Welt sind die Herzen der Eltern dieselben. Der gelehrte Ishida sagt in seinen Gedichten: „Wenn ich um mich blicke und sehe die Herzen der Eltern ganz erfüllt von der Liebe zu ihren Kindern, dann erkenne ich, dass *meine* Eltern eben so fühlen." Dies ist gewiss ein wahres Wort.

Doch nun zurück zu unserer Erzählung. Das Uebermass an Güte und Mitleid, welches die alten Eltern an den Tag legten, drang tief in das Gemüth des verlorenen Sohnes. Welch' eine wunderbare Wandlung! Als er die Rede des Vaters ver-

nahm, war es dem schlauen und verhärteten Bösewichte, als würde sein ganzer Körper zusammengeschnürt; und obgleich er die Thränen aufsteigen fühlte, schämte er sich doch, laut zu weinen. So biss er in seinen Aermel, warf sich auf den Boden und weinte im Stillen. Was sagt der ehrwürdige Priester Eni? „Man vergiesst Thränen der Dankbarkeit und weiss nicht, wie das zugeht!" Ein reizendes Gedicht in der That! Der ungerathene Sohn, von Dankbarkeit gegen seine Eltern erfüllt, konnte weder stehen noch sitzen. Ihr seht daraus, dass das ursprüngliche Herz des Menschen von Natur aus mit glänzender Tugend begabt ist, und dieser Glanz einzig und allein durch die selbstsüchtige Hingabe an unsere Leidenschaften verdunkelt wird. So geschah es an dem verlorenen Sohne, dessen Herz durch das Mitleid seiner Eltern so bewegt wurde, dass es seinen ursprünglichen Glanz wieder erhielt. Das Sonnenlicht erstrahlte von Neuem, und was wurde nun aus all' den Wolken der Selbstliebe? Sie schwanden vor dem wahren Lichte, und aus dem Grunde seiner Seele entsprang der Wunsch, seinen Eltern zu danken. Wir kennen Alle die Geschichte des Rohrschneiders, der, als er den Mond so schön und glänzend über dem Moorlande aufsteigen sah, sich einbildete, er müsse mit Rohr gescheuert worden sein. Wenn ein boshafter Mensch Reue fühlt und sein verlorenes Herz wieder gewinnt, wird er doppelt vortrefflich, und sein Glanz gleicht dem des gescheuerten Mondes. Wie bewunderungswürdig ist dies! Nun dachte der junge Mann, er wolle gleich in das Zimmer eintreten und seine Eltern um Vergebung bitten; doch ein anderer Gedanke kreuzte den ersten. „Halt," sagte er zu sich selbst, „wenn ich so plötzlich und unerwartet eintrete, werden die Verwandten erschrecken und nicht wissen, was sie davon denken sollen; das würde auch meine Eltern in Verlegenheit bringen. Ich werde lieber ein unschuldiges Gesicht annehmen, als wüsste ich nicht, was vorgeht, dann bei der Vorderthüre eintreten und meine Verwandten ersuchen, die Eltern günstig gegen mich zu stimmen." Mit leisen Schritten verliess er seinen Platz und schlich sich nach der Vorderseite. Dort machte er absichtlich mit seinen eisenbeschlagenen Sandalen ziemliches Geräusch, hustete laut und trat in das Gemach. Die Verwandten waren nicht wenig er-

schrocken, und als die Eltern das Antlitz ihres verkommenen Sohnes betrachteten, vergossen sie heisse Thränen. Er aber sagte kein Wort und weinte still mit gebeugtem Haupte. Nach einer kleinen Weile wendete er sich zu den Verwandten und sprach: „Obgleich mir oft mit Enterbung gedroht wurde, und ich diese Drohung leichtfertig hinnahm, fühlte ich doch Angst und Kummer, als man mir diesen Abend von euerem Familienrathe erzählte. Trotzdem ich mir bewusst bin, bis auf diesen Tag Bosheit auf Bosheit gehäuft zu haben, bin ich doch entschlossen, jetzt mein Leben zu ändern, und so bitte ich euch, eueren Beschluss noch für kurze Zeit zu verschieben. Ich verlange keine bedeutende Frist, nur dreissig Tage, und wenn ich binnen dieses Zeitraumes keine genügenden Beweise meiner Besserung und Reue gegeben habe, dann mögt ihr mich enterben, ich werde kein Wort sagen. Ich bitte euch, meine Eltern zur Gewährung dieser Frist zu bewegen, und ihnen meine demüthigen Entschuldigungen zu melden." Mit diesen Worten warf er sich zur Erde und rieb mit seinem Kopfe die Matte, wie es zerknirschte Bittsteller zu thun pflegen, eine Stellung, die ihm sonst keineswegs geläufig war.

Als die Verwandten früher die entscheidende Rede des Vaters gehört hatten, erhoben sie sich von ihren Plätzen, und obgleich sie sich anschickten, das Haus zu verlassen, zögerten sie noch, von Mitleid ergriffen; da trat der Sohn zur rechten Zeit in das Gemach und brachte mit seinen Worten Alles in das gewünschte Gleichgewicht. Die Verwandten aber wendeten sich zu den Eltern und sagten: „Wir bitten euch, diese heutige Angelegenheit zu verschieben," und legten des Sohnes Entschuldigungen zu ihren Füssen nieder. Was nun die Eltern betrifft, welche ihren Sohn doch nicht enterbt hätten, selbst wenn er verstockt geblieben wäre, so vergossen sie Freudenthränen, als sie seine guten Vorsätze vernahmen; die Verwandten, von dem glücklichen Ereignisse ganz erfüllt, ermahnten den jungen Mann, ohne Verzug zu seinen Pflichten zurückzukehren, und so endete dieser nächtliche Familienrath. Von der Stunde an besassen die Eltern einen ergebenen, frommen Sohn, der sie als zärtliches und liebendes Kind pflegte und ihnen diente. Seine früheren Bosheiten waren ganz verschwunden.

Der Ruf dieser Begebenheit verbreitete sich mehr und mehr und drang auch zu den Ohren des Gutsbesitzers, welcher seine grosse Brille aufsetzte, die darauf bezüglichen Papiere durchlas und den reuigen Sohn zum Vorsteher des Dorfes ernannte. Das hat kindlicher Gehorsam bewerkstelligt.

Drei Jahre später lag die Mutter, schwer erkrankt, auf dem Sterbelager, rief ihren Sohn an ihre Seite und sprach: „Als dein Herz, kurze Zeit nachdem wir deine Enterbung beschlossen, sich aus unbekannten Ursachen zum Guten wendete, bliebst du uns in kindlicher Treue ergeben. Hättest du nicht bereut, und ich wäre mittlerweile gestorben, würde meine Seele, wegen meines unvernünftigen Benehmens gegen dich, zu den Gluten der Hölle verdammt worden sein. Nun aber, da du bereut hast, drückt mich keine Sorge, und ich werde ohne Zweifel in das Paradies eingehen. Wenn ich nun aber eine Heilige werde, ist es das Werk deines kindlichen Gehorsams." Indem sie diese Worte sprach, erhob sie die Hände zum Himmel und starb.

Es ist sicher, dass wir durch unsere Handlungen hier auf Erden einen Einblick in das künftige Leben gewinnen. Wenn ein Mensch durch seine schlechten Thaten schon hier gequält wird, kann er auch jenseits auf Marter und Pein gefasst sein. Das unruhige Herz ist die Hölle, das ruhige Herz ist das Paradies. Die Unruhe oder der Friede der Eltern hängt von ihren Kindern ab. Sind die Kinder tugendhaft, dann werden die Eltern Heilige, sind sie boshaft, so erdulden die Eltern die Qualen der Verdammten. Wenn euer jugendlicher Sinn in einer Neigung zur Leichtfertigkeit euch veranlasst, euern Eltern Kummer zu bereiten und ihnen Thränen zu entlocken, dann bedenkt die Schlussfolgerung, die ich eben gezogen. Prüft euere Herzen und bereut von nun an. Wenn ihr zur Pflicht zurückkehrt, werden euere Eltern glücklich wie Heilige leben, wenn ihr aber in euerer Bosheit verharrt, werden sie Qualen der Hölle erleiden. Der Himmel wird dem Reuigen, die Hölle dem Verstockten zu Theil. Reue aber ist nichts Anderes, als das verlorene Herz wiederfinden, und sie ist auch der Grund aller Weisheit. Morgen Abends sollt ihr noch mehr über diesen Gegenstand vernehmen.

Dritte Predigt.

(Die Predigten des Kiu-ô. I. vol.)

Môshi hat gesagt: „Seht hier den dritten Finger. Wenn der dritte oder namenlose Finger so gekrümmt ist, dass ihn der Mensch nicht zu biegen vermag, und er hört von einem Arzte, der ihn heilen kann, so wird er, wenn er auch keine Schmerzen fühlt, gewiss eine lange Reise, wie z. B. von Shin nach So[67]), unternehmen, um sich bei ihm Rath zu holen; denn er weiss wohl, dass ein krummer Finger ein schlechtes Ansehen macht. Dagegen kümmert es ihn wenig, ein gekrümmtes oder schiefes Herz zu besitzen; und so hat oft Mancher eine ganz falsche Anschauung der Dinge."

Damit biete ich euch hier den zweiten Theil meiner letzten Predigt über das menschliche Wohlwollen. Die wahre Weisheit führt zu keinem anderen Ziele, als verlorene Seelen wieder zu gewinnen; in Uebereinstimmung mit diesem Lehrsatze hat Môshi in der obigen Parabel die Bedeutung des echten Menschenherzens bezeichnet.

Der namenlose Finger ist dem kleinen Finger der nächste. Der Daumen heisst der Hauptfinger, der erste ist der Index, der lange heisst auch der mittlere, aber der dritte Finger hat keinen Namen. Zuweilen bezeichnet man ihn wohl als jenen, mit dem man Schminke aufträgt, doch ist das kein allgemein angenommener Name, sondern nur ein solcher, den ihm die Frauen geben, und deshalb heisst er gewöhnlich: der namenlose Finger. Und woher kommt ihm diese Zurücksetzung? Weil wir seiner am wenigsten bedürfen. Wenn wir etwas ergreifen oder festhalten, gebrauchen wir den Daumen und kleinen Finger. Wenn sich einer den Kopf kratzt, thut er es mit dem Index, und will man die Hitze des Weines im Kessel prüfen, dann bedient man

sich des kleinen Fingers. So hat denn jeder Finger, der namenlose ausgenommen, seinen bestimmten Gebrauch; er aber ist uns weder überflüssig noch unentbehrlich. Von allen Gliedern des menschlichen Körpers ist er das geringste; ist er auch so gekrümmt, dass wir ihn nicht ausstrecken können, so fühlen wir doch keinen Schmerz, wie Môshi im Texte bemerkt; selbst wenn wir ihn verlieren, würden wir ihn kaum entbehren. So hat es auch wenig zu bedeuten, wenn wir ihn gekrümmt lassen. Hört aber ein Mensch, der mit diesem kleinen Uebel behaftet ist, von einem Arzte, der den Finger wieder gerade machen kann, so ist kein Zweifel, dass er viele Meilen reisen wird, um sich mit ihm zu berathen. Und warum thut er das? Er schämt sich, ein verkrümmtes Glied zu besitzen, und will davon geheilt werden; so fragt er wenig danach, selbst von Shin nach So, eine Entfernung von tausend Meilen, zu reisen, nur um seine Absicht zu erreichen. Es ist wahr, dass die Menschen dem Schamgefühle sehr unterworfen sind, und zwar mit Recht. Schämt man sich einmal, das Unrecht zu thun, dann ist man am Wege der Tugend. Dieses Gefühl nun ist dem Menschen angeboren, doch zerfällt auch dieses in zwei Arten. Es gibt Menschen, welche sich nur solcher Dinge schämen, die ihren Körper, nicht aber ihre Seele betreffen, und die befinden sich im grössten Irrthum; denn nichts ist so wichtig als die Seele, das Herz. Das Herz beherrscht den Körper wie der Hausherr sein Haus. Soll nun der Herr, worunter das Herz verstanden ist, wenn er erkrankt, ohne Arzt bleiben, während man den untergeordneten Dienern, den Gliedern, Aufmerksamkeit schenkt? Hast du dein Knie verletzt, dann lege Feuerschwamm auf, um das Blut zu stillen; wenn nach Anwendung der Moxa Eiterung eintritt, dann gebrauche ein Pflaster; hast du dich erkältet, dann trinke eine Medicin aus Knoblauch, Hafergrütze und Ingwer-Wein bereitet. Du wirst einer Kleinigkeit wegen deinen Körper mit Mitteln behandeln, aber das Herz unbeachtet lassen. Trotzdem ihr als Menschen geboren seid, werdet ihr, wofern euere Herzen den Teufeln, Füchsen, Schlangen oder Krähen ähnlicher als den Menschenherzen sind, darauf kein Acht haben und einzig und allein für euere Körper Sorge tragen. Wie seid ihr doch in einen solchen Irrthum verfallen? Es ist wohl ein von alters-

her bekannter Fehler, da schon Môshi darauf hinweist, wie die Beachtung eines krummen Fingers und die Vernachlässigung der Seele ein gewaltiger Irrthum sei. Ein solcher ist es eben, wenn man das Wichtige vom Unbedeutenden nicht zu trennen vermag, eine Kleinigkeit beachtet, an einem werthvollen Gute vorübergeht. Der Instinct aber lehrt uns, das Bedeutende dem Geringen, das Wichtige dem Unwichtigen vorzuziehen.

Es wird Jemand von seinen Verwandten und Freunden zu einem Gastmahle eingeladen. Die Gäste sind versammelt, der Haupttheil der Mahlzeit verzehrt. Der Gast blickt um sich, seine Augen starren die Theilnehmer des Festes der Reihe nach an, er prüft die Speisetheilchen, die ihnen vorgesetzt sind, und findet sie vielleicht einen halhen Zoll grösser als die seinen. Nun bläht er sich in Wuth auf und spricht zu sich selbst: „Was meint wohl der Wirth? Herr Tarubei ist ein Gast, doch ich nicht minder; was denkt der Kerl, dass er mich so schlecht bedient? Dahinter steckt Unhöflichkeit oder gar Bosheit!" So eifert er gegen den Wirth. Wir wollen darüber ein wenig nachdenken. Ist es der Mühe werth, in Aufregung zu gerathen, wenn es sich um ein Stückchen Fleisch oder Braten handelt? Ja, selbst in solchen Kleinigkeiten zeigen die Menschen, wie sie das Geringe für wichtig betrachten. Wie kann sich ein Mensch seines gekrümmten Fingers wegen schämen und kein Gewicht auf die Richtung seines Herzens legen? So opfert er die Substanz dem blossen Schatten.

Môshi tadelt sehr streng die Missachtung, die man für die richtige Ordnung der Dinge beweist. Wie verworren und verkehrt sind oft die Gedanken der Menschen! Wie heisst es wohl in dem alten Liede? „Der scheinbar verfaulte Baum, welcher in den Bergen versteckt ist, kann noch immer Blüthen hervorbringen, wenn nur sein Mark gesund ist." Was verfängt es, einen krummen Fuss oder eine krumme Hand zu haben? Das Herz ist die Hauptsache. Ist euer Herz aber verkrümmt, dann hilft es euch wenig, eine schöne Hautfarbe, eine Adlernase oder prächtiges Haar zu besitzen. Diese Dinge blenden nur das Auge und sind ganz nutzlos. Es ist, als würdet ihr Pferdedünger in eine goldlackirte Theebüchse legen. Und das nennt man eine schöne, doch trügerische Aussenseite.

Hier seht ihr eine Küchenmagd, welche die Geschirre in dem Kessel rein wäscht. Der Küchenjunge Chokichi tritt an sie heran und sagt: „Ihr habt einen schwarzen Fleck auf Euerer Nase," und zeigt mit dem Finger darauf hin. Das Mädchen ist ihm dankbar und erwidert: „In der That! wie mag das geschehen sein." Sie wickelt ein Stückchen Handtuch um ihren Finger, senkt den Kopf, schielt auf ihre Nase und arbeitet mit ihren Fingern, als wäre sie der berühmte Gotô,[68]) der einen Schwertgriff modellirt. „Ich frage euch, Herr Chokichi, ist der Fleck verschwunden?" — „Im Gegentheil, ihr habt den Kohlenstaub über euere Wangen geschmiert!" — „O, wie ist das möglich!" Nun benützt sie die Wassertonne als Spiegel und säubert ihr Gesicht; dabei denkt sie: „Wie gut ist der Junge Chokichi!" Und im Gefühle der Dankbarkeit beschenkt sie ihn mit Speisen zu seinem Abendessen und bedankt sich mehreremale. Würde aber dieser selbe Chokichi zu ihr kommen und sprechen: „O wie faul seid ihr! Ich wollte, ihr zeigtet euch thätiger und fleissiger!" was antwortete sie dann? „Unverschämter Bursche! Würde ich euch helfen, wenn ich kein gutes Herz oder eine wilde Gemüthsart hätte? Lasst euch hängen! Ich werde mich wohl hüten, euch ferner euere schmutzigen Betttücher zu waschen!" So wird sie im Zorn zum wahren Teufel, die Hörner abgerechnet.

Nicht allein diese geringe Küchenmagd, auch andere Leute benehmen sich in derselben Weise. „Entschuldigt mich, Herr Gundabei, aber das gestickte Wappenschild auf euerem Hofkleide ist etwas verschoben!" Herr Gundabei beeilt sich, es zurecht zu rücken. „Ich danke euch, Herr, in der That, ich bin euch für diese Aufmerksamkeit zehnmillionenfach verbunden! Kann ich euch jemals einen Dienst leisten, dann wollt nur über mich verfügen!" Und mit strahlendem Gesichte drückt er seine Dankbarkeit aus. Sehen wir nun die andere Seite des Bildes an. „In der That, Herr Gundabei, ihr seid närrisch, ihr versteht mich ganz und gar nicht. Seid doch ehrlichen und offenen Herzens. Es jammert mich, eines Menschen Sinn so verkehrt zu sehen!" Wie wird nun die Antwort lauten? Herr Gundabei wird seinen Säbel wenden, als wollte er ihn herausziehen, und mit den Fingern des Teufels Zapfenstreich auf dem Griffe spielen; es sieht fast aus, als sollte dies mit einem Zweikampfe enden.

Wenn ihr einen euerer Mitmenschen auf einen körperlichen Fehler aufmerksam macht, wird er euch Dank wissen, und diesen gleich verbessern. Will aber Einer dem Andern dazu helfen, einen Fehler seines Herzens zu ändern, dann kann er sich auf einen Wuthausbruch gefasst machen, und von Besserung ist nicht die Rede. Wie ist dies Alles so ganz ohne Harmonie! Und doch gibt es Menschen, die sich tief in diesem Irrthume befinden, und es ist nicht einmal ein seltener Fall. Dieses Missnehmen des Grossen und Kleinen, der Substanz und des Schattens, ist uns Allen geläufig, euch so gut wie mir.

Schenkt mir nun euere Aufmerksamkeit! Das Aeussere und nicht das Herz blendet das Auge. Ein verkrümmtes, vom rechten Wege abgeleitetes Herz verursacht eigentlich keinen Schmerz; es ist nur eine Folge des Mangels richtiger Beurtheilung, und so geschieht es eben, dass wir oft sorglos werden.

Der Herr eines Hauses ruft seinen Diener Chokichi, der in der Küche schlummert: „Auf, Chokichi, die Gäste sind fort, komm' und trage Fisch und Wein in das rückwärtige Zimmer." Chokichi reibt sich die Augen, antwortet mürrisch und geht in das Gemach, wo die guten Speisen noch auf den Theebrettern und in den Gefässen herumstehen. Wie schnell ist seine Schläfrigkeit vorüber, jetzt darf ihn Niemand mehr zur Eile anspornen. Seine Augen glänzen vor Begierde. „O, die verführerischen Dinge!" ruft er aus, „der prächtige Eierkuchen auf diesem Theebrette. Wie hungrig müssen die Gäste noch sein! Was ist dies? Es sieht wie Fisch-Coteletten aus." Damit ergreift er ein Stück und stopft sich den Mund voll, während sein Blick auf eine Menge junger Blackfische fällt, die in einem chinesischen Porcellangefässe[69]) liegen. „Die kleinen Schönheiten sitzen da im Kreise, wie die Priester Buddha's in frommer Betrachtung. Bei meiner Seele, es ist allerliebst!" Und eben als er danach greift, hört er die Schritte seines Herrn. Seines Unrechtes bewusst, stopft er die Blackfische in die Tasche seines Aermels und bückt sich, um den Weinkessel und die Tassen mit fortzunehmen. Bei dieser Bewegung fallen die Blackfische aus seinem Aermel. Der Herr des Hauses bemerkt es und fragt, was dies zu bedeuten habe?

Chokichi aber stellt sich, als wüsste er von nichts, klopft auf die Fussdecke und ruft: „Kommt wieder vorgestern, kommt wieder vorgestern."[70])

Es war aber umsonst, dass er seinem Herrn glauben machen wollte, die kleinen Blackfische seien Spinnen, denn die beiden Thiere zeigen nicht die geringste Aehnlichkeit. Was hilft es, die Dinge zu verbergen? Sie kommen doch an's Licht. Und so ist es mit dem menschlichen Herzen; seine Absichten und Neigungen bleiben nicht verborgen. Wenn das Herz aufbraust, dann schwellen die Stirnadern an; ist es betrübt, dann treten Thränen in die Augen; wird es durch Heiterkeit bewegt, dann zeigen sich Grübchen auf den Wangen; und ist es von Freude erfüllt, dann lacht das Gesicht; so spiegelt dieses alle Bewegungen des Herzens wieder. Nicht weil sich die Augen mit Wasser füllen, wird das Herz dadurch traurig, noch wird es, wenn die Stirnadern anschwellen, von Zorn ergriffen; das Herz führt zu allen diesen Ausbrüchen und ist die Grundursache derselben. Alle heftigen Bewegungen des Herzens äussern sich in den menschlichen Zügen. In der „grossen Wissenschaft" des Philosophen Kôshi steht geschrieben: „Die innere Wahrheit zeigt sich stets auf der Aussenseite. Kann sich demnach das Herz verbergen? Es gibt Zeugniss von einem kranken Herzen, wenn man den Ermahnungen eine Erwiderung entgegensetzt, oder eine Melodie pfeift, wenn man gescholten wird; und wenn dieser Krankheit nicht schleunig abgeholfen wird, dann bildet sie sich chronisch aus, und das Mittel ist schwer zu finden; ja, das Uebel kann so anwachsen, dass selbst Giba und Henjaku[71]) trotz gegenseitiger Berathung nicht die Heilung bewerkstelligen können. Ehe also noch die Krankheit überhand genommen, fordere ich euch auf, die moralischen Lehren Shin-gaku's oder „die Kenntniss des Herzens" zu studiren. Wenn ihr dadurch euere Herzen zu ihrer ursprünglichen Beschaffenheit zurückführt, wird dies ein recht wunderbares Ereigniss sein. In diesem Falle wird euch euer Gewissen die geringste Selbstsucht oder das unbedeutendste Ablenken vom rechten Wege anzeigen.

Da ich nun eben bei diesem Gegenstande verweile, will ich euch eine Geschichte erzählen, welche mir einer meiner

Freunde mitgetheilt hat, und welche der Besitzer eines Wechslergeschäftes oft anzuführen pflegte.

Unter die wichtigsten Obliegenheiten eines Wechslers gehört die genaue Kenntniss der echten und falschen Münzen. Um den Lehrlingen diese beizubringen, wenden die verschiedenen Wechsler auch verschiedene Mittel an. Das Verfahren des oben Genannten war aber folgendes: Zuerst legte er ihnen immer echte Silbermünzen vor, und wenn sie diese genügend kannten, dann mischte er gelegentlich ein Stück falsches Geld darunter, welches sie alsogleich entdeckten und so rasch bemerkten, als wenn man das Licht auf eine Spiegelfläche fallen lässt. Diese Geschicklichkeit, mit einem Blicke die falsche Münze herauszufinden, verdankten sie der genauen Kenntniss des echten Geldes. Nachdem ihnen das Verfahren auf diese Art gelehrt wurde, entging ihnen nie mehr ein falsches Stück Geld. Ich kann zwar die Wahrheit dieser letzteren Behauptung nicht ganz verbürgen, doch das steht fest, dass dieser Grundsatz, auf die Moral angewendet, ein ausgezeichneter ist. Ferner wurde mir gesagt, dass, wenn sich ein Mensch die Unterscheidungskunst zwischen echtem und falschem Gelde einmal angeeignet hat, und dann während einem halben oder ganzen Jahre eine andere Beschäftigung betreibt, ihm diese Uebung gänzlich verloren geht, und er, wie jeder andere Unerfahrene, das echte Geld vom falschen nicht mehr zu unterscheiden vermag.

Ich bitte, bedenkt dies gar wohl. Wenn ihr euch einmal mit dem unverdorbenen Herzen bekannt macht, dann werdet ihr leicht den kleinsten Fehler, die geringste Abweichung vom Guten entdecken. Und warum? Weil das menschliche Herz gleichsam beleuchtet ist. Hat man einmal das Vollkommene gelernt, dann wird man nicht leicht das Unvollkommene annehmen; hat man aber diese Kenntniss gewonnen und entfernt sich neuerdings vom richtigen Pfade, dann ist das Vollkommene bald vergessen, man befindet sich neuerdings in der Dunkelheit, man kann das falsche vom echten Gelde nicht mehr unterscheiden. Ich bitte euch, wohl Acht zu haben! Wenn sich ein Mensch schlechten Gewohnheiten hingibt, ist er nicht mehr im Stande, den Unterschied zwischen den guten Neigungen seines ursprünglichen und den bösen Gelüsten seines verdorbenen

Herzens herauszufinden. Seine Handlungen wurzeln dann in dem Ausgangspunkte des verdunkelten Herzens, und er muss stets seufzend und wieder seufzend mit den Achseln zucken. Solch' ein Mensch ist in der That zu bedauern; er verliert alles Selbstgefühl, und obgleich es gerathener wäre, zu schweigen, klagt er Jedem, dem er begegnet, die Verirrung seines Herzens, sobald er das geringste Missgeschick, die kleinste Unannehmlichkeit erfährt. Welch' trostloser Zustand! Deshalb bitte ich euch, lernt das echte Silber des Herzens kennen, damit ihr es von der falschen Münze zu unterscheiden wisst.

Ich will euch über diesen Gegenstand eine unterhaltende Geschichte mittheilen, wenn ihr die Güte habt, mir zuzuhören.

Es geschah einst im Herbst, als die Nächte schon kalt zu werden begannen, dass sich fünf oder sechs wohlhabende Kaufleute versammelten, um sich durch Gespräche zu erlustigen. Sie nahmen ihre Speisenbüchse und ihre Weingefässe mit sich und begaben sich zu einem Tempel, wo ein ihnen befreundeter Priester wohnte. Dort wollten sie das Röhren der Hirsche belauschen. Sie machten dem Priester einen Besuch, mietheten die Gastzimmer [72]) in dem benachbarten Kloster, und während sie auf das Röhren der Hirsche warteten, unterhielten sich Einige aus der Gesellschaft mit Versemachen. Einer schrieb ein chinesisches Gedicht, ein Anderer wollte eines mit siebzehn Sylben zusammenstellen, und als sie sich dazwischen die Weintassen herumreichten, kam die Zeit des Sonnenunterganges, doch kein Hirsch liess sich hören; es wurde acht Uhr, zehn Uhr, und noch immer herrschte tiefe Stille. „Was kann dies bedeuten?" sagte Einer aus der Gesellschaft, „das Wild sollte sich doch vernehmen lassen."

Allein sie warteten umsonst, bis sie endlich des Versemachens müde wurden, zu gähnen anfingen und bald über die Mühseligkeiten und Plagen des Lebens klagten. Als nun eine Pause eintrat, begann Einer von ihnen, der wohl fünfzig Jahre zählen mochte, nachdem er dem Herumreichen der Weintasse Einhalt gethan, in folgender Weise:

„In der That, meine Herren, ich denke, wir haben den Abend in sehr angenehmen Gesprächen zugebracht, und obgleich ich mich hier sehr wohl fühle, denke ich doch, man wird in

meiner Familie um mich besorgt sein, und so wäre es wohl gerathen, mit dem Trinken ein Ende zu machen."

„Warum das?" fragten die Anderen.

„Nun, ich will es euch sagen. Ihr wisst, dass ich einen zweiundzwanzigjährigen Sohn besitze, der ein sehr unruhiger Kopf ist. Bin ich zu Hause, dann legt er hie und da Hand im Kaufladen an, aber sobald ihm mein Schatten aus den Augen entschwunden, setzt er sein Segel ein und steuert in den unrechten Hafen. Obgleich unsere Verwandten und Freunde es an Ermahnungen nicht fehlen lassen, macht es keinen grösseren Eindruck auf ihn, als der Wind in eines Pferdes Ohr. Wenn ich bedenke, dass ich einst mein Vermögen einem solchen Thunichtgut hinterlassen muss, so schnürt es mir das Herz zusammen. Dank meinen Eltern und Vorfahren besitze ich so viel und mehr, als ich brauche, wenn ich aber an meinen Sohn denke, dann könnte ich blutige Thränen vergiessen."

Als er seine Rede mit einem Seufzer beendet hatte, begann ein Mann im Alter von 45 bis 46 Jahren:

„Obgleich ihr viel Aufhebens von euerem Missgeschicke macht, scheint es mir doch, als wäre euer Sohn nur ein wenig übermüthig; und ihr braucht euch deshalb nicht zu kränken. Mein Schicksal aber ist viel trauriger. Die letzten Jahre nämlich haben mich meine Handlungsdiener in Schulden gebracht, denn sie meinten, 50 oder 70 Unzen mehr oder weniger wären von keiner Bedeutung, und so kommt das Hauptbuch ganz in Unordnung. Denkt nur, wie ärgerlich das ist. Habe ich nicht diese Kerle, als sie kleine Kinder waren und sich ihre Nasen noch nicht selbst putzen konnten, aufgezogen und ernährt, und jetzt, da sie erwachsen sind und im Laden etwas nützlich sein könnten, machen sie Schulden auf meinen Namen und ärgern mich, ihren Brotherrn. Ihr habt es doch wenigstens nur mit euerem eigenen Sohne zu thun."

Da erwiderte ein Dritter:

„Diese Verschwendung, welche euere Handlungsdiener treiben, scheint mir zuletzt kein so grosses Unglück zu sein. Ich aber befinde mich in weit ärgerer Verlegenheit. Ich kann von meinen Kunden keinen Pfennig Geld erlangen. Einer

schuldet mir 15 Unzen, ein Anderer 25. Das ist doch ein genügender Grund, sich zu sorgen und zu kränken."

Ihm gegenüber sass ein alter Mann, der mit seinem Fächer spielte und sich folgenderweise vernehmen liess:

„Ich gebe zu, werthe Herren, dass euere Missgeschicke nicht unbedeutend sind. Aber hie und da um Geld angesprochen werden, eine unbezahlte Rechnung besitzen und von den Bedienten zeitweilig geärgert werden, sind noch keine so schlimmen Dinge, als mir beschieden sind. Nun hört mich an. — Meine Frau und meine Mutter leben zusammen in beständiger Feindschaft. Sie sind den ganzen Tag wie zwei Kühe, die sich fortwährend mit den Hörnern stossen. Mein Haus ist so unleidlich, als wäre es mit Rauch angefüllt. Ich denke oft, es wäre besser, meine Frau zurück in ihr Dorf zu schicken, aber nun besitze ich ja zwei kleine Kinder. Lege ich mich in's Mittel und stelle mich auf die Seite meiner Frau, dann wird meine Mutter mürrisch. Zanke ich meine Frau aus, dann sagt sie, ich behandle sie so hart, weil sie nicht mein eigen Fleisch und Blut ist, und dann hasst sie mich. Die Qual und Marter, welche ich erdulde, sind über alle Beschreibung, ich stehe wie ein Wegweiser zwischen Beiden!"

Und so ging es im Chor fort, Jeder wusste von seinen eigenen Missgeschicken vollauf zu erzählen. Endlich sagte Einer von ihnen, indem er sich sammelte:

„In der That, ihr Herren, das Wild sollte röhren, wir sind aber in unser Gespräch so vertieft gewesen, dass wir es wahrscheinlich überhört haben."

Nun stiess er die Schiebthür der Terrasse zurück, und siehe da! ein grosser starker Hirsch stand ganz ruhig an der Vorderseite des Gartens.

„Oho!" rief der Mann, „was ist das? Da du hier anwesend bist, warum hast du nicht geröhrt?"

Da antwortete der Hirsch mit einem unschuldigen Gesichte:

„Meine Herren! Ich bin hieher gekommen, um euere Klagen zu belauschen."

Ist dies nicht eine drollige Geschichte? Alte und Junge, Männer und Frauen, Reiche und Arme hören nicht auf, von Früh bis Abends zu klagen. Das zeigt auf ein krankes Herz.

Um einer unbedeutenden Neigung oder einem selbstsüchtigen Wunsche Rechnung zu tragen, werden sie ein Unrecht begehen, nur damit sie scheinbar Unmögliches möglich machen. Das ist ein Mangel an Urtheilskraft und bringt viele Sorgen mit sich. Wenn ihr aber ein vollkommenes Herz einmal erlangt habt, dann werdet ihr das Unmögliche für unmöglich, das Schwierige für schwer ansehen und euch selbst keinen überflüssigen Kummer bereiten. Was sagt das Chin-Yo?[73]) Wenn das Loos den weisen Mann reich oder arm werden lässt, ihm Kummer bereitet, oder ihn unter Barbaren wirft, so wird er stets instinctiv seine Stellung verstehen. Wenn ein Mensch dies nicht versteht, dann sucht er die Ursache seiner Freuden und Leiden in seinem Körper. Das Herz wird als Nebensache betrachtet, er strebt eifrig nach der Behaglichkeit des Körpers, verfällt in Ausschreitungen, welche mit schmutzigem Geize enden. Statt Freude zu gewinnen, ist Kummer sein Loos, er bringt sein Leben unter Jammer und Klagen zu. Auf eine oder die andere Art hängt Alles in dieser Welt vom Herzen ab. Ich beschwöre Jeden von euch, darauf Acht zu haben, dass ihm nicht Thränen als Antheil fallen.

ANMERKUNGEN.

ANMERKUNGEN.

[1]) Seite 5. — Die erste Eruption des Fusi-jama, der 11.712 englische Fuss über der Meeresfläche liegt, soll schon 286 Jahre v. Ch. stattgefunden haben. 806 n. Ch. liess der Mikado Fei-Sei der Göttin Kono-Fano-Saku-ja, welche mit Rosenkranz und Wanderstab als Schutzgeist der frommen Pilger dargestellt wird, einen Tempel bauen. Ein japanischer Chronist, Jen-no Gjo-sja, äussert sich über den Fusi-jama wie folgt: „Die Thätigkeit dieses Feuerberges entspringt aus dem unkörperlichen Alpha, und es offenbart sich in ihr die Energie des Einen in dreifacher Beschauung thätigen Geistes, während der in Dunkel gehüllte Gipfel Sinnbild des Einen und ungetheilten Leibes der geheimnissvollen Trias ist".

Dieser in seiner Form so charakteristische Berg kann als Wahrzeichen Japans gelten; die Kunst und die Industrie haben sich seiner bemächtigt, und wenn er einerseits auf den grösseren Landschaftsbildern prangt, so hat er sich andererseits auf alle Bilderbogen eingeschlichen, und selbst bei den kleinen japanischen Blumen aus Pflanzenmark, die erst im heissen Wasser Form und Farbe gewinnen, werden wir durch die unverkennbare Gestalt des Fusi-jama überrascht.

[2]) S. 7. — Von japanischen Pflanzen sahen wir nur wenige in dem kleinen Garten der Weltausstellung. Zum Schlusse derselben wurden viele japanische Lilien *(Lilium auratum)* verkauft. Diese schöne Blume wurde zuerst im Jahre 1866 in England eingeführt. Sie ist bei den Damen Japans sehr beliebt, weil eine einzige Blume hinreicht, ein ganzes Zimmer zu parfumiren. Die Blume ist sternförmig, weiss wie Elfenbein, mit carmoisinrothen Flecken bedeckt und in der Mitte jedes Blumenblattes zeigt sich ein Strich von gelber Farbe. Der Herausgeber des „Gardener's Chronicle" sagt bei der Beschreibung dieser Lilie: „Wenn je eine Blume den Namen rühmlich verdient, so ist es diese, ebenso wegen ihrer Schönheit als wegen ihres aromatischen Wohlgeruches."

[3]) S. 11. — Der gutmüthige Landmann behandelt die Zugthiere mit Sorgfalt, pflegt sie bis in ihr hohes Alter, betrauert ihren Tod und gibt sie einem Eta zur Beerdigung. Die Zahl der Pferde und Rinder ist daher verhältniss-

mässig klein; Esel sind selten, auch Federvieh wird wenig gehalten und gespeist, obgleich man ein Mittel ersonnen hat, dasselbe ohne Blutvergiessen, nämlich mittelst Erstickens, zu tödten.

[4]) S. 13. — Sehr thätig zeigten sich die japanischen Begleiter Siebold's, indem sie sich eifrig bemühten, die Reisenden auf die Landeserzeugnisse aufmerksam zu machen, und so bezeichneten sie unter den Meeresproducten eine Art Keulenschwamm als ein Naturwunder. Dieser Schwamm wächst nämlich auf den Larven zu Grunde gegangener Insecten und fasst so feste Wurzel, dass er ganz damit verkörpert ist. Die Japaner nennen ihn merkwürdigerweise „im Sommer Pflanze, im Winter Insect", und er gilt ihnen als Mittelgattung zwischen beiden.

[5]) S 14. — Von grosser Bedeutung ist der Fischfang in Japan. Nicht nur, dass Fische ein Hauptnahrungsmittel ausmachen, sie werden auch wie die Sprotten in England als Dünger benützt, und es ist besonders eine Art Sardellen (Hosika), welche dazu verwendet werden. Mehrere Millionen Menschen finden darin einen Erwerbszweig, und die Thätigkeit und Geschicklichkeit der Küstenbewohner Japans verdient wahrlich Bewunderung. Ausser dem eben besprochenen Wallfischfange wird auch der Thunfisch- und Sardellenfang im Grossen betrieben. Nicht allein, dass man dazu eigene Fahrzeuge (Katsuwo-fune) ausrüstet, es bestehen auch in den Fischerdörfern eigene Anstalten, wo das Fleisch der Thunfische gesotten, getrocknet und in Stücke geschnitten, unter dem Namen Katsu-fusi in Handel kommt. Ebenso verhält es sich mit dem Sepienfang, dem Einsammeln der Awawi-Muscheln, des Seemooses und des essbaren Seetangs. Die drei letztgenannten Artikel dienen nicht nur zur Nahrung, sie dürfen auch als Symbole der einfachen Speise bei den Festen und Feiergebräuchen auf dem Tische des Armen wie des Reichen nicht fehlen; der Seetang (Tosaka) wird auch zu Leim gekocht und bei der Seiden-Appretur benützt. Nach alledem wird es uns nicht wundern, wenn die Dichter die Alge oft vergleichsweise wie auch den Bambus in ihren Dichtungen anwenden.

[6]) S. 15. — Die Abbildung der Erschaffung Japans ist in Siebold's Nippon zu finden. Isa-na-gi und Isa-na-mi stehen auf einer Brücke, die auf Wolken ruht. Die „Edelsteingeschmückte Lanze" sieht mehr einer Angelruthe als einer Waffe ähnlich, zwischen den Wellen liegt ein Stückchen Land, das zukünftige Japan. Das Götterpaar blickt so still behaglich hinab, als gelte es mehr, das Spiel harmloser Goldfische zu belauschen, als die Schöpfung eines ganzen Landes zu bewerkstelligen.

[7] S. 18. — Der Patron der Fischer, Jebizu, gehört unter die sieben Glücksgötter der Japaner: Ruhm, Liebe, Talent, Reichthum, Nahrung, Zufriedenheit, hohes Alter. Jebizu repräsentirt die Zufriedenheit. Er führt auch den Spitznamen „Hanfsack", und zwar als Bettelmönch aus einem Hospitium unweit Ning-po, von wo er mit dem Hanfsack von Haus zu Haus ging, von den schlechtesten Speiseabfällen lebte, nie unter Dach und Fach kam, auf blossem Boden schlief und endlich im dritten Jahre Tsching-ming (917 v. Chr.) neben seinem Futtersacke todt gefunden wurde.

Dieses Modell von Zufriedenheit galt nicht nur als fahrender Weiser, sondern in den Augen des Unverstandes als Incarnation des Maitreja oder zukünftigen Buddha. Der Gott des Reichthums trägt einen Sack auf der Schulter, der mit kleinen Kindern angefüllt ist.

[8]) S. 20. — Eine entgegengesetzte Auffassung finden wir bei einem gelehrten Japanen, der folgende Auslegung gibt: „Der Buttoo ist unser herrschender Gottesdienst und aus keinem anderen Grunde aufgestellt, als um das Volk in seiner Dummheit zu erhalten, was sich ausser den Anhängern der Secte Sen-si-o alle Bonzen angelegen sein lassen. Einfältigkeit, sagen sie, führt auf dem Wege des blinden Glaubens und Vertrauens zu den Vorschriften und Auslegungen der heiligen Bücher und von selbst schon zur Tugend."

[9]) S. 24. — Wenn ein Samurai (Krieger, Officier) sich ein Vergehen gegen seinen Vorgesetzten zu Schulden kommen lässt, wird er seines Vermögens und seiner Stellung verlustig erklärt und wandert als Ausgestossener — Ronin — durch das Land. In Mitford's „Tales of old Japan" heisst eine Novelle: „Die vierzig Ronins", die aus dem oben genannten Grunde das Hara-kiri — den Selbstmord — an sich ausübten.

[10]) S. 25. — Wie sehr der Reis in Japan geschätzt ist, wird aus dem Umstande ersichtlich, dass ihm eine eigene Gottheit vorsteht, die sonderbarerweise mit dem Schutzgotte der Füchse häufig verschmolzen wird und in mehreren Gestalten auftritt. Der Name derselben ist Inari Dai Mjozin; Inari heisst nämlich: Reisträger, und in dieser Gestalt, mit Reisähren in der Hand oder unter dem Arme, kommt der Schutzgott in Siebold's Nippon vor. Sein Symbol ist eine Schlange, die einen Scheffel, mit Reiskörnern angefüllt, bewacht. Füchse bedienen ihn. Eine zweite Version erzählt von einem Reistragenden Greis, welcher im Jahre 806 n. Ch. dem Patriarchen Koobo Daizi erschienen ist; andere Gelehrte versetzen diesen Reispatron in das XI. Jahrhundert, wo er dem Mikado Sansio als Wegweiser gedient, und dieser ihm bei Osaka eine Capelle erbaut hat. Endlich wird diese Reisgottheit, was wohl sehr nahe liegt, mit der gabenspendenden Göttin Ugano Kami, der japanischen Ceres, identificirt, die man auch als weisse Füchsin darstellt, indem sich eine solche öfters auf dem Altare der Göttin ertappen liess. In einem japanischen Märchen, „Die dankbaren Füchse", wird erzählt, wie eine Füchsin ihr eigenes Kind tödtete, um mit dessen Leber — ein bei chinesischen und japanischen Aerzten beliebtes Heilmittel — einem jungem Manne, dem sie zu Dank verpflichtet war, das Leben zu retten, und der Geheilte aus Dankbarkeit einen Tempel zu Ehren des Fuchsgottes Inari Sama stiftete. Deshalb ist es üblich, vor die Tempel Fuchsstatuen zu setzen oder wenigstens eine in Stein gehauene Schwanzspitze des schlauen Thieres anzubringen. Weil der Fuchs nun eine solche Verehrung geniesst, ist es auch verboten, ihn zu schiessen. Da aber der Reis die Hauptnahrung in Japan ist, errichtet man dem Reisgotte Hausaltäre und feiert an einem bestimmten Tage des Jahres sein Fest mit Trommelschlag und Flötenspiel, es werden Flaggen aufgehisst, Lampen angezündet, die Häuser mit Puppen belegt, Tänze aufgeführt, und besonders sind die Kinder munter und guter Dinge.

[11]) S. 25. — Das Schulgesetz wurde den ersten Mai 1873 von dem Viceminister in Japan herausgegeben und ist nach europäischem Muster verfasst. Nach einer Uebersetzung des japanischen Textes bestünde eine Volks- und eine Mittelschule. Erstere wird vom sechsten bis zum vierzehnten Jahre besucht und umfasst acht Classen. Die in den Volksschulclassen gelehrten Gegenstände sind: Buchstabiren, Schreiben, Lesen, Rechnen, Anfangsgründe der Geographie von Japan, Naturwissenschaften, Aufsatzlehre, Geschichte, Staatseinrichtungen u. s. w. Der Schulbesuch ist auf fünf Stunden täglich festgesetzt. Die Mittelschule wird von den Schülern vom vierzehnten bis zum einundzwanzigsten Jahre besucht, und zwar ist die letztere Hälfte der Zeit einem sogenannten höheren Unterrichte gewidmet. Derselbe wird ausschliesslich von Ausländern ertheilt und beruht hauptsächlich in der Erlernung fremder Sprachen. Nach dem Wortlaute des Gesetzes sollen deren drei an jeder Mittelschule gelehrt werden, nämlich Englisch, Französisch und „Tok", eine Corrumpirung des Wortes Do-it-se (deutsch.) Von Hochschulen in unserem Sinne ist im neuen japanischen Schulgesetze keine Rede.

Der Schulbesuch war indess auch früher in Japan keineswegs ein geringer. Allen Kindern, auch denen der ärmsten Classen, wird Unterricht im Lesen ertheilt, und Schulen niederen und höheren Ranges finden sich im ganzen Reiche. Die Stadt des Mikado ist der Hauptsitz der literarischen Welt. Die Japaner drucken auf Holz wie die Chinesen und geben zu äusserst billigen Preisen Bücher heraus, die reich mit Illustrationen versehen und oft in mehreren Farben gedruckt sind. Lectüre ist allgemein vorherrschend, und man sieht in Japan häufig ganze Gruppen von Herren und Damen am Ufer eines kühlen Baches gelagert, jeder Einzelne mit dem Lesen eines Buches beschäftigt.

[12]) S. 30. — In den Buddha-Cult hat sich die Wahrsagerei eingeschlichen und gründet ihre Kunst auf Astrologie und Horoskopie. Sie verficht den Grundsatz, dass, was man Glück und Unglück nennt, nicht Zufall, sondern Folge von Thaten ist, die einer früheren Existenz angehören und auf ein künftiges Leben Einfluss nehmen, dort belohnt oder bestraft werden. Im Zusammenhange damit stehen die acht Schutzheiligen der Buddhisten, die ein oder zwei Zeichen des Thierkreises beherrschen. So hat beispielsweise der im Mausjahre geborene Mensch einen tausendhändigen Heiligen zum Schutz, der schon mit einigem Vermögen und zwei Scheffel blankem Reis auf die Welt gekommen. Im früheren Leben rettete er einen zum Tode Verurtheilten und bekam als Belohnung in diesem Kleidung und Nahrung. Wenn er sich im Mausjahre die Missgunst Anderer zuzieht, geschieht dies, weil er — Insecten ein Leid gethan. Jedenfalls ist dies eine den Buddha-Gesetzen widersprechende Handlung. Nach diesem Schema werden alle im Mausjahre geborenen Menschen classificirt. Wer im früheren Leben viele Thiere getödtet, wird in diesem mit Mangel an Nachkommen gestraft, Andere wegen begangener Mordthaten mit Augenleiden und so „sine gratia in infinitum".

[15]) S. 31. — Man hat Bauern- und Hofkalender; ein bei uns sogenannter Porte-monnaie-Kalender, also ein zusammengefaltetes Blättchen, darf in dem Schmuck-Etui der Dame nicht fehlen. Der Ceremonienmeister bedarf eines voluminösen Kalenders. Man hat ferner nach Jahreszeiten geordnete Blumengedichte und Briefsammlungen, genealogische Staatskalender u. s. w. Nebst den schon früher erwähnten Monatsnamen sind in Japan auch noch Bezeichnungen derselben üblich, die im Einklang mit unserem Witterungskalender stehen.

Das Sonnenjahr wird in zwölf gleiche Theile getheilt, welche mit dem Mausbogen beginnen, in dessen Mitte das Winter-Solstitium fällt. Theilt man diese nochmals, so erhält man Abschnitte von 15 Tagen 5 Stunden und 14½ Minuten, nach welchen der Landmann seine Arbeit regelt. Diese 24 Abschnitte heissen Sek-ki oder Witterungs-Aenderungen und werden paarweise auf die zwölf Monate eingetheilt; die erste Hälfte dieser Paare heisst Setsu, die zweite Tsiu.

3. Februar: Ris-sun, Frühlings-Anfang;
19. „ U-sui, Regenwasser;
5. März: Kiyoo-tsits, Erwachen der Insecten;
20. „ Sun-bun, Mitte des Frühlings;
5. April: Sei-mei, Klarheit;
20. „ Koku-u, Samenregen;
5. Mai: Rik-ka, Sommer-Anfang;
20. „ Seo-man, kleiner Ueberfluss;
5. Juni: Boo-siu, Verpflanzung des Reis;
21. „ Go-zi, Höhe des Sommers;
6. Juli: Seo-siyo, kleine Hitze;
23. „ Dai-siyo, grosse Hitze;
7. August: Ris-siu, Herbst-Anfang;
23. „ Siyo-siyo, Localhitze;
8. September: Faku-ro, weisser Thau;
23. „ Sui-bun, Herbstmitte;
8. October: Kan-ro, kalter Thau;
23. „ Soo-koo, Reiffall;
7. November: Rit-too, Winter-Anfang;
22. „ Seo-sets, kleiner Schnee;
7. December: Dai-sets, grosser Schnee;
22. „ Too-zi, Höhe des Winters;
6. Jänner: Seo-kan, kleiner Frost,
20. „ Dai-kan, grosser Frost.

Die Monate des Sonnenjahres beginnen mit Neumond, und jeder hat 29 bis 30 Tage. Das Mondjahr zählt 354 bis 355. Um den Verlust zu begleichen, wird ein Schaltmonat alle zwei oder drei Jahre eingeschoben und dem darauf folgenden Monatnamen das Wort „Urun" vorgesetzt, Urun nigwats, Schaltmonat vor dem zweiten Monat. — An sogenannten Bauernregeln fehlt es auch nicht. So wünscht der Landmann, dass der dreissigste Tag des

siebenten Monats ohne Wind sei, damit der Frühreis, der in Blüthe ist, gedeihen könne. Die Planeten üben nicht geringen Einfluss. Man soll nach der Seite des Planeten Jupiter keinen Baum fällen; der Planet Venus bringt dem Sterblichen viele Hemmnisse und steht den Hinrichtungen vor. Saturn und Mercur zertrümmern Schiffe und Häuser, und andere als Geist bezeichnete Planeten bringen Unheil; der metallene Geist, weil er, wenn er beleidigt ist, sieben Personen tödtet, heisst der „Siebentödter".

[14]) S. 32 — Nebst den schon genannten feiern die Japaner noch kleine jährliche Volksfeste, welche hauptsächlich in Vergnügungen und Volksbelustigungen bestehen. Sie sind sehr harmloser Natur und es gehört darunter: das Bewirthen mit Bohnenmus, das Betrachten der Fudsiblume, einer schönen Schlingpflanze, an die sich eine abergläubige Bedeutung knüpft (Fudsi-mi), die Kräuterlese (Kusari-Kari), Mittel gegen ansteckende Krankheiten, der Tanz mit Larven und Laternen (Bon-odori), wobei die Maske eines weissen Fuchses sehr beliebt ist, das Gesicht des Tänzers unter dem Kopfe hervorsieht, wie Schnock in der Maske des Löwen im „Sommernachtstraum".

Bei den Jahresfesten der Kami werden alle Volksclassen, ausser die verachteten Eta, zugelassen. Da in Japan über 3000 Kami verehrt werden, sind ihre Feste auch sehr zahlreich, und Wettrennen, Bogenschiessen, Ringkämpfe, Theater, öffentliche Lotterien und Trinkgelage sind willkommene Zugaben. Natürlich darf weder der Seegott Jebizu — der aber nicht mit dem Wassergott Mid-suno Kami verwechselt werden darf — noch der Reisgott Inari bei dieser Gelegenheit vergessen werden.

[15]) S. 32. — Daran schliesst sich ein Fest, welches vom 7. bis 15. Jänner gefeiert wird und auch die Austreibung der bösen Geister zum Zwecke hat. Jedes Haus steckt eine Bambusstange, mit Papierstreifen und anderen Zierathen behängt, aus. Wo sich die Strassen kreuzen, sind zwei hohe, mit Querstangen verbundene Bambussäulen angebracht und reichlich mit Papierstreifen, Seidenlappen und Frauenarbeiten geschmückt.

Sehr possirlich nimmt sich ein kleiner Teufel in dem Blindenkalender aus, von dem Siebold's „Nippon" eine interessante Darstellung bringt. Vor einem gutmüthig aussehenden Affen steht eine kleine nackte Figur mit zwei Hörnern, die Hände vor die Augen gedrückt wie ein weinendes Kind. Es bezieht sich dies auf seine Austreibung durch den Hausvater und auf das oben beschriebene Fest. Das kleine obdachlose Geschöpf sieht kläglich genug aus.

[16]) S. 34. — Der Buddhismus zerfällt in die niedere sinnliche Cultform des Volkes und in die höhere der Priester. Buddha führt bei den Japanen den Namen Sjaka. Es heisst, dass er bei seiner Geburt gleich aufrecht stand, nach dem Aufgange und dem Niedergange sieben Schritte machte, und bei jedem derselben eine Blume aufsprosste. Sein Geburtstag wird feierlich begangen. Das Fest heisst Kwan-buts, und es wird sein Bild mit Kräuterwasser oder Thee-Aufguss gewaschen. Die Gläubigen besprengen sich mit dem ersteren und trinken den letzteren, den sie Ama-tscha, „Himmels-

thee", nennen. Sjaka's Eintritt in die Wüste und sein Todestag geben auch Anlass zu Festen, und es wird in den Tempeln zur Gedächtnissfeier sein Grab errichtet, bei den Häusern Azaleenzweige aufgesteckt und zum Schlusse eine Bambus- oder Rohrfackel verbrannt. Als Buddha im VI. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in das Nirwana, d. h. von diesem Leben in die ewige Ruhe einging, wurde, wie die Tradition sagt, sein Körper in tausend Stücke Baumwollenzeug eingehüllt, sein Sarg aus sieben kostbaren Hölzern gezimmert, Blumen gestreut, Flaggen und Sonnenschirme aufgestellt.

Die Buddhisten verehren eine Unzahl Götter, Halbgötter und Incarnationen, verklärte Geister und abgeschiedene Märtyrer. Ein charakteristisches Merkmal sind die vielhändigen und vielköpfigen Darstellungen derselben; ein häufig vorkommendes Abzeichen ist die Lotosblume, das Wahrzeichen Indiens.

Unter den Lichtgöttern steht der grosse Lichtgeist Kibi Dai-mio-zin oben an. Wenn die Priesterinnen und die Gläubigen ihre Gebete darbringen, dann ertönt eine in der Nähe seines Tempels aufgestellte eherne Pfanne von selbst auf mehrere Meilen in der Runde, fast wie das Nebelhorn. Auch sechs Nothhelfer, also acht weniger als wir, erkennen die Buddhisten an. Eine Incarnation des Sohnes von Ami-taba heisst „der tugendhafte Privatmann" und es sind seine Eigenschaften sehr schätzenswerth. Erstens bewirbt er sich um kein öffentliches Amt; zweitens strebt er nur nach Tugend; drittens setzt er seinen grössten Reichthum in seine Talente und schliesslich wandelt er den Weg der Vernunft und lernt sich selbst kennen.

[17]) S. 36. — Sie wird auch „das Flussweib, welches die Schädel begräbt", So-dsu-gavanno-uba, genannt. An den Ufern des dreifachen Stromes So-dsu-gava, der zur Unterwelt führt, weilt ein altes Weib, eine 16 Klafter grosse Riesin, mit Augen wie Wagenräder, und zieht den anlangenden Todten die Kleider aus, welche ein ihr zugesellter Greis an einem Baume aufhängt. Das Weib heisst auch chinesisch Toi-po, „die entkleidende Alte", der Mann Huen-i-ong, „der die Kleider aufhängende Greis", der Baum I-ling-schu, „der Kleiderbaum".

[18]) S. 36. — Die Buddhisten zählen unter ihre vielen Götter, Halbgötter und Schutzheilige auch sogenannte „himmlische Menschen", Engel, Ten-nin. Mit glänzendem Lichte begabt und reinen Körpers können sie Alles erreichen, was sie wünschen. Wenn aber die Glut menschlicher Begierde geistiges Dasein überragt, dann treten fünf Mängel ein: es verschwindet der Glanz, der Blumenkranz verwelkt, die Augen blinzen, aus den Achselgruben bricht Schweiss, und sie verlassen ihren bisherigen Aufenthalt. In Siebold's „Pantheon von Nippon" sind zwei derselben abgebildet. Es sind fliegende, weibliche Gestalten, eine mit einem Vogelleibe fast verschmolzen, und es heisst diese letztere Karjo binga, die „himmlische Philomele".

[19]) S. 38. — Unter den abergläubigen Gebräuchen der Japaner ist das Absperren durch Strohseile, an denen manchmal kleine Zettel hängen, sehr häufig. Macht der Gläubige eine Wallfahrt, dann zieht er Strohseile um sein Haus, welche böse Geister abhalten. Die Bergmönche Jama-bosi pflegen dies

auch gegen ansteckende Krankheiten, namentlich gegen die Blattern, Imo, zu thun, welche Krankheit schon im achten Jahrhundert in Japan vorkam. Man fürchtete die Ansteckung so sehr, dass man Blatternkranke oft in entfernte Gebirgsgegenden bringen liess und vor die Häuser, in denen sie sich befanden, einen Bambuswedel aufpflanzte. Ein Beispiel von Umschreibung, wie es häufig in Japan vorkommt, ist der Ausdruck: Mi-tscha, „verdorbener Thee" für Blatternarben „Imo-Kasa".

[20]) S. 38. – Sehr merkwürdig ist die Opferbüchse in dem berühmten japanischen Tempel des Asaksa Kwanwon. Sie ist nicht weniger als fünfzehn Fuss lang, fünf Fuss breit und vier Fuss tief, oben offen und mit einem hölzernen Gitter versehen, weit genug, um die dargebrachten Geldmünzen durchzulassen, während es zugleich die Tempelräuber abhält. Ein Regen von Eisenmünzen fliegt von einer kleinen Entfernung in die Kiste und kommt von jenen Pilgern, die nicht nahe herantreten können. Während der Wallfahrtszeit sollen täglich 5000 bis 6000 Gulden an Opfergeld eingehen. Hinter der Opferbüchse befindet sich eine Art Chor, welcher das Heiligthum enthält. Er ist von den übrigen Räumen durch ein Gitter geschieden, hinter welchem die Priester ihren eintönigen Gesang hören lassen. Befremdlich für den Reisenden sind die an den Wänden aufgehängten Bilder gewisser Damen in Yeddo, welche dem Blumenviertel von Yoshiwara angehören. Vielleicht das Ex-voto unglücklicher Anbeter.

[21]) S. 39. — Stadt- und Landbewohner im östlichen Japan pflegen einmal im Leben eine Reise in die westlichen Provinzen zu unternehmen und die vornehmsten Kwanwon-Tempel zu besuchen. Der Pilger, der seine Fussreise gewöhnlich auf der Südküste von Kii antritt, über Osaka nach Mijako geht und im Halbkreis durch die Provinzen Halima, Wakasa und Mino wieder heimkehrt, berührt auf dieser Tour 33 Stationen — Tempel ersten Ranges, welche eine oder die andere berühmte Statue des Schutzheiligen Kwanwon enthalten.

[22]) S. 40. — Ueber den Ursprung der menschenfreundlichen Sitte, bei einem Feste den Vögeln die Freiheit zu schenken, erzählt uns die Sage, dass die indischen Götter Indra und Viswakarma sich in einen Habicht und eine Taube verwandelten, und ersterer die Taube verfolgte, die sich unter Buddha's Schutz flüchtete. Der Habicht forderte sie als nothwendige Nahrung, sonst müsse er sterben. Buddha aber weigerte sie. „Gut," sagte der Habicht, „du willst der Taube das Leben retten, aber Ursache meines Todes sein. Dies ist nicht minder grausam." Da bot ihm Buddha seine Arme, dann seine Füsse, endlich sich selbst zur Nahrung. Aber alsobald nahmen die beiden Vögel ihre Göttergestalten an und huldigten dem thierfreundlichen Buddha. Daher die Sitte, bei festlicher Gelegenheit den Vögeln die Freiheit zu geben. Auch Fische werden in Behältern zu den Flüssen getragen und hineingeworfen.

[23]) S. 42. — Der Weggötze führt mehrere Namen. Gewöhnlich heisst er Sarudafiko, als unsichtbarer Begleiter der Wanderer, „Gott des Geleises", Saveno-kami oder Tamu-keno-kami, „Gott der Gebirgsstege". Die

Wanderer, welche zu ihm beten, bringen ihm ihre, vermuthlich unbrauchbaren, Strohschuhe zum Opfer. Er wird auch als Patron der Seefahrer verehrt, und da heisst er Fune-tama, „spukendes Schiff", also eine Art fliegender Holländer.

[24]) S. 44. — Ein halb mystisches, halb heiliges Geräth ist auch das sogenannte Maga-tama, der gekrümmte Edelstein. Es heisst, dass diese Maga-tama Gegenstände aus der Vorzeit sind, welche ausgegraben wurden und walzenförmig oder eiförmig, kurz oder lang sind. Man findet sie von gemeiner Steinart und auch als Halbedelsteine, bloss oder in Gefässen, meist fünf an der Zahl, welche, wie wir wissen, die heilige Zahl ist. Man spricht von dem Maga-tama auch als von einem Göttergeschenke, einem der drei Schätze, welche die Göttin der Sonne ihrem Nachfolger verlieh. Ein Tempel Japans verschliesst nicht mehr noch weniger als 3333 Maga-tama. Sie dienten auch vor Einführung des Geldes als Tauschmittel. Die nach dem Norden geflüchteten südlichen Bewohner Japans nahmen die Maga-tama mit sich; man findet sie noch bei den Ainos und den Einwohnern der Liu-Kiu-Inseln. Auf der grossen Trommel in der Weltausstellung waren sie nachgebildet und finden sich überhaupt auf diesem Musikinstrumente häufig vertreten.

[25]) S. 45. — Dass Naturerscheinungen auch als Verkörperung der Gottheiten auftreten, ist ein bei vielen Völkern vorkommender Glaube. So heissen im Altjapanischen die Aerolithen „himmlische Füchse", Amatsa-Kitsne, ihre Lichtstreifen dagegen I-dsuna, Schussseile. Der Fuchs, der pfeilschnell dahinschiesst, erscheint auch als Typus der Sternschnuppen, Bote der Götter. Plastisch wird er mit einem funkelnden Juwel in der Schwanzspitze dargestellt; eine andere mystische Gestalt, halb Mensch, halb Adler, Namens Garudá, benützt ihn als Reitpferd und hält in den Händen Schwert und Seil. Die Benennung I-sduna Gongen heisst „Manifestation der Gottheit in der Erscheinung schiessender Seile". Es kommt auch eine weibliche Gottheit vor, die auf einem Fuchs niederfährt. Fallende Meteorsteine, wenn sie Lärm verursachen, heissen Götterhund oder Tengu; fallen sie lautlos, dann nennt man sie „toller Mann". Bezeichnend ist der Name für Donner: Kami-nari, wörtlich: Götterlärm.

[26]) S. 47. — Dr. H. Maron sagt in seinem Werke über China und Japan bezüglich der Stellung der Frauen in letzterem Lande Folgendes:

„Die gesellige Stellung der Frau ist ursprünglich und natürlich. Sie ist die Freundin und Rathgeberin ihres Gatten, welcher ihr unveränderte Aufmerksamkeit und Achtung beweist, die Theilnehmerin an seinen Bestrebungen. Der Japane behandelt seine Frau wie ein nützliches, ihm gleichstehendes Wesen, das für sein Glück und die Verschönerung seiner Existenz geschaffen worden ist, und das Gesetz wie die Sitte haben entschieden, dass die Beziehungen zwischen ihnen nie umgekehrt werden dürfen. Daher gibt es in Japan weder Xantippen noch Göttinnen, weder romantische Damen noch starkgeistige; die jüngeren sind sorglos und heiter, die älteren verständig und fleissig. Die Erziehung des Mädchens hat eine feste unver-

änderliche Grundlage, welche keine Abweichung von ihren Regeln erlaubt, und die sie methodisch für ihren wahren Beruf — geliebt zu werden — vorbereitet. Der Zweck und Gegenstand aller auf sie verwandten Sorgfalt ist der Gatte."

[27]) S. 51. — Schon vor Einführung des Buddha-Cult brachte man den Todten sieben Speiseopfer, und zwar jeden siebenten Tag dar, so dass also diese Ceremonie während 49 Tagen beobachtet wurde. Die Zahl sieben wird deshalb angenommen, weil der Todte jeden siebenten Tag einen neuen Uebergang bis zur Wiedergeburt durchzumachen hat. Die höheren Stände dehnen die Feier auf hundert Tage aus.

Eine unseren Sitten angepasste Todtenfeier bei Gelegenheit des Hinscheidens eines jungen Japanen, Namens Fukuda Kataro, im Wiener Krankenhause, machte uns mit einer auch in Japan üblichen Ceremonie bekannt. Sie besteht in einer rhitmischen Leichenrede, in welcher sich jeder vierte Vers reimt. Eine solche, vom Minister Sano verfasst, von dem ersten Legations-Secretär H. Hiromoto Watanabe, den ersten Weihnachtsfeiertag 1873 am Grabe Fukuda's gehalten, gab eine kurze biographische Skizze des Dahingeschiedenen und lautete:

„O welche Trauer! O armer Fukuda Kataro! Geboren in der Provinz Inehaya im Lande Hizen, von bravem und gutem Charakter, warst Du schon von Deinen frühesten Jahren an in hohem Grade lernbegierig. Zum Jüngling herangewachsen, wandtest Du Dich dem Studium der National-Oekonomie zu, und nicht zufrieden, die allgemeinen Grundzüge der Wissenschaft kennen zu lernen, wolltest Du sie Dir völlig zu eigen machen, verliessest Deine Heimat und begabst Dich zu diesem Zwecke vor zwei Jahren in die Lande des fernen Westens, lebtest zuerst in Berlin, und kamst vor einigen Monaten hieher nach Wien. Von kenntnissreichen, urtheilsfähigen Männern wurde hier Dein Studienplan festgestellt und Du fingst an, das Polytechnicum zu besuchen. Vom Grauen des Morgens an bis spät des Abends mit dem angestrengtesten Fleisse arbeitend, hofftest Du Dein angestrebtes Ziel in wenigen Jahren zu erreichen. Leider aber erpackte Dich eine schwere Krankheit und warf Dich auf das Schmerzenslager nieder, von dem Du Dich nicht wieder erheben solltest. Alle ärztliche Hilfe und die sorgsamste Pflege waren umsonst; sie vermochten nichts gegen die Gewalt der Krankheit, sie konnte dem Tode sein Opfer nicht entreissen. Nach einem kurzen Lebenslaufe von nur 26 Jahren raffte er Dich erbarmungslos hin. Weinend stehen wir an Deinem frühzeitigen Grabe und beklagen es, dass Dein Lebenstraum nicht länger gewährt hat zum Wohle und Nutzen unseres gemeinsamen Vaterlandes. Jetzt betten wir Dich hier in fremder Erde, und in tiefer Trauer rufen wir Dir nach: „O armer Fukuda Kataro, lebe wohl!"" Tief ergriffen von dieser schmucklosen Ansprache, zogen sich darauf die leidtragenden Japaner zurück.

[28]) S. 51. — Von einer eigenthümlichen Todtenfeier, die in fünf kleinen Capellen ausserhalb Yeddo stattfindet, erzählt der Reisende Kämpfer: „Priester spielten auf Glocken eine Namanda („Aufruf zum Gebet") und

sangen das Gebet Namu Amida Buttu, „hilf uns, ewiger Buddha", mit kläglichem Geheul. Die vorübergehenden Japaner warfen ihnen einige Kupfermünzen zu, worauf jeder ein beschriebenes Blatt erhielt, welches er mit entblösstem Haupte, an das Ufer eines nahe vorbeifliessenden Flusses trug und mit einem Steine festlegte. Die Buddhisten glauben nämlich, unter dem Strome befinde sich die Hölle, der vor ihrem siebenten Jahre verstorbenen Kinder, wo sie bis zur Erlösung büssen müssen; wenn aber das Wasser die Namen auf den Zetteln bespült, dann wird ihnen im Fegefeuer Linderung zu Theil.

[29]) S 58. — Es ist anzunehmen, dass der Holzhandel in Japan die zweite Stelle im Binnenhandel einnimmt. Alle Gebäude von der einfachsten Hütte bis zum kolossalsten Buddha-Tempel sind aus Holz; wie oft werden ganze aus Holz gebaute Städte von den Flammen verzehrt, wie viele Schiffe fallen dem bösen Typhon zum Opfer. Alle Geräthe, Handwerkzeuge und Maschinen sind aus Holz, demnach der Consum ein bedeutender. Das Bauholz kann an dem Platze, wo es gefällt wird, gleich zu Latten, Balken, Pfosten gesägt und zugeschnitten werden, da die Bestandtheile eines Hauses, Fensterrahmen, Schiebthüren, im ganzen Lande dieselbe Grösse haben, nach einem bestimmten Masse gefertigt werden. Das Haus eines mittelmässig begüterten Landmannes kommt, inclusive den Baugrund, auf 400 bis 600 Gulden, eine strohbedeckte einfache Hütte auf 40 bis 80 Gulden zu stehen.

[30]) S. 59. — Bezüglich der Malerkunst der Japaner ist noch zu bemerken, dass die Erwerbungen, welche man der grossen, in den Jahren 1868—1871 unternommenen Expedition verdankt, auch in diesem Zweige nicht ohne Interesse sind. So gestatten z. B. die Bilderbücher mancherlei Beobachtung. Erstens ist die Perspective den Japanen keineswegs so fremd wie den Chinesen, worauf ich bereits in meinem Vortrage hingewiesen. Auf den Abbildungen öffentlicher Plätze kehren regelmässig Europäer wieder in einer Weise, welche das, was den Eingeborenen an ihnen lächerlich erscheint, hervorhebt. Bewunderungswürdiges wird im Holzschnitt geleistet. Unter der grossen Zahl von Büchern von der Stärke eines kleinen Fingers, die aus lauter zusammengelegten, nur auf einer Seite bedruckten und nicht mit der Rückseite, sondern umgekehrt zusammengehefteten Querblättern bestehen, befinden sich zahlreiche Skizzenbücher, in welchen Landschaftliches, Menschen- und Thierstudien, Genre-Scenen und die tollsten Carricaturen bunt abwechseln. Die Zeichnungen sind grösstentheils vortrefflich, die schwierigsten Verkürzungen völlig correct behandelt; in die Landschaften mit bewaldeten Hügeln und Flusswasser ist mit den einfachsten Mitteln und nur mit Zuhilfenahme eines leichten Tondruckes ein Effect gebracht, der nichts zu wünschen übrig lässt. Als Hauptmeister in solchen Skizzenbüchern wird der eingeborene Maler Hok-Sai genannt.

Das Künstlerleben ist in Japan nicht ohne Gemüthlichkeit. Die Künstler und Kunstfreunde — auch das Schreiben wird als Kunst gerechnet — halten hie und da Zusammenkünfte. Sie miethen ein grosses Zimmer, nehmen ihre rothen europäischen Wollendecken, auf denen sie

sitzen, mit, und nachdem sie einige kleine Pfeifen geraucht, hantiren sie mit Pinsel, Papier, Farben und Tusch in sehr gewandter Art auf Bildern und Fächern. Zeichnungen von Bergen und sonstigen Landschaften, groteske Skizzen, wie Ratten, die an einem Rettig nagen, Figuren von alten Männern, Frauen und Kindern, Störche, Tannenbäume, Bambus und Gras, Alles wird zu Papier gebracht und später an Freunde verschenkt. Erscheinen europäische Maler in den Versammlungen, so werden sie mit Bitten bestürmt, auch etwas von ihrer Kunst zum Besten zu geben, und wenn diese Carricaturen von besonderen Persönlichkeiten, rothhaarige Engländerinnen mit grossen Crinolinen oder betrunkene Matrosen auf das Papier werfen, so gerathen die Japaner darüber in grosses Entzücken. Dazwischen wird gegessen, getrunken und heitere Gespräche geführt. Die Japaner halten grosse Stücke auf diese Zusammenkünfte, und die dazu bestimmten Zimmer werden das ganze Jahr lang mit den hübschesten Blumen und Gewächsen geziert.

[31]) S. 59. — Er heisst auch „Typus des hohen Alters", Zjuro, der Greis, und gehört in die Zahl der Glücksgötter. Einige suchen in dem Bilde des Alten vom Südpol eine Emanation des Lao-schin-sing oder „Stern der Greise" (α Canopus), dessen heliarischer Aufgang um die Herbstnachtgleiche gefeiert wird; Andere sehen darin eine Verkörperung des Alten vom Südpol in der Person eines Taosse, der um die Mitte des XI. Jahrhunderts lebte. Diese Taouisten oder Taosse sind Anhänger der von dem Philosophen Lao-tse gegründeten Religion, welche gleichzeitig mit Confutsé, 550 v. Ch., auftrat. Sie nehmen den Tao — die Urvernunft — als den Grund aller Dinge und Wesen an, aus dem erst ein, dann zwei, dann drei göttliche Wesen hervorgegangen sein sollen. — Ein weisser Hirsch oder Kranich sind die gewöhnlichen Attribute, welche nebst dem übermässig hohen Scheitel, hohes Alter bezeichnen. Er und seine Genossen, besonders der Angler Jebizu, werden als Zerrbilder häufig in's Lächerliche gezogen. So lässt ein japanischer Hogarth die sieben Glücksgötter zusammen auf Reisen gehen und in einem Theehause sich tüchtig ergötzen. Nur der Alte vom Südpol bewahrt seine Würde, obgleich ein Schalk mittelst einer Leiter zu dessen Scheitel hinaufsteigt, um seinen Gipfel zu sehen, wie es im Pavillon des kleinen Kindes der Wiener Weltausstellung zu sehen war.

Wie sehr die Japaner zu allegorischen Darstellungen hinneigen, beweist der Umstand, dass selbst ihr Geld davor nicht sicher ist. So spricht Siebold von einem Gin-sato, Silbertäfelchen, worauf der Gott des Reichthums abgebildet ist. Vier chinesische Buchstaben drücken den Satz aus: „Die Fischhäuser machen fruchtbar". Dies ist nämlich eine Anspielung auf den Handel mit getrockneten Fischen zum Düngen der Reisfelder, der so wichtig ist, dass er die Börse von Yeddo und Osaka bestimmt. Ferner zeigt das Gin-sato das Siegel der Obrigkeit, einen Strohhut und Strohmantel als Symbol des Landbaues, und einen Hammer, das Attribut des Gottes des Reichthums. Ein Sinnspruch auf Wohlstand, Volk und Staat schliesst das Ganze.

[32]) S. 60. — Dieser Luftsegler, der sich durch die charakteristische Mikadomütze auszeichnet, wird von anderen Gelehrten als der Himmelssohn,

Ten-wo, bezeichnet, der auf dem Pfau — von Rechtswegen soll das befiederte Reitpferd eigentlich ein Jamadori (Bergvogel) oder der mystische Vogel Fung sein — direct vom Himmel herabgesendet wird, um Japan zu regieren.

[33]) S. 61. — Unter den Göttinen finden wir eine Lautenspielerin, einen weiblichen Apoll, der in Siebold's „Nippon" auch ein Hahn als Emblem beigegeben ist. Sie heisst ursprünglich Ben-zai-ten-njo, gabenspendende Göttin, in Japan gleichbedeutend mit der nahrungspendenden Ugano-Kami. Als Lautenspielerin nimmt sie ihren Platz unter den sieben Glücksgöttern Japans ein und heisst „wohltönende Göttin". Ihre fünfzehn Söhne, die in der Buddha-Lehre unter dem Namen der fünfzehn Knaben vorkommen, repräsentiren entweder eine Gabe oder eine Begabung.

Von grossem Interesse dürfte für Künstler und Laien ein Notenheft mit echt japanischen Melodien sein, welche sich im Nachlass Ph. v. Siebold's vorfanden und von seinem Sohne H. v. Siebold der Staatsdruckerei übergeben wurden, welche sie in würdiger Ausstattung druckte. Sie sind jedoch ausschliessliches Besitzthum des jungen Siebold und werden nicht verkauft.

[34]) S. 65. — Dieser Gürtel birgt so manches kleine Geräthe. Geht die japanische Frau spazieren, so steckt sie ein kleines Täschchen hinein, welches zwei Abtheilungen hat; in der einen befindet sich ein kleiner Spiegel, der das Gesicht in einer Miniatur-Ausgabe zeigt, in der anderen ein gelacktes Schächtelchen mit gitterartigem Deckel, in das zwei andere neben einander liegende, halb so kleine Kästchen passen. In einem davon bemerken wir eine platte flaconartige Flasche mit vergoldeten Kügelchen von der Grösse eines Stecknadelkopfes, fast wie unsere weissen, homöopatischen Pillen. Sie werden als wirksames Mittel gegen Kopfweh angesehen und sind aus Bärengalle. Auch in diesem Miniatur-Apparate entfaltet sich eine raffinirte Zierlichkeit und Genauigkeit, welche die meisten Industrie-Gegenstände des Japanen charakterisirt.

[35]) S. 66. — Ein seltsames Beispiel einer Wappen- und Adelsverleihung ist folgendes: Als ein japanischer Fischer zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein holländisches Schiff rettete, wurde er von dem Fürsten von Fizen in den Adelstand erhoben und erhielt die Erlaubniss, zwei Seitengewehre und ein Wappen zu tragen. Das letztere bestand aus einem holländischen Hute und zwei Tabakspfeifen.

[36]) S. 70. — Nan-ban ist die gewöhnliche Benennung der Fremden in Japan.

[37]) S. 71. — Einen ähnlichen Gebrauch finden wir in China, wo sich die Farbe auch nach Rang und Stand ändert. So ist Gelb die Farbe des Kaisers und der Kaiserin, während sich die Nebenfrauen des Himmelssohnes in Violett kleiden müssen. Blau und Roth kommt den Beamten des ersten und zweiten Ranges, Schwarz denen des dritten und vierten zu.

[38]) S. 71. — Die japanische Götterlehre definirt den Kriegsgott als einen Kami, welcher über die jähe Wirkung von Bogen, Pfeil, Schwert und

Speer waltet. Unter seinen Waffen findet sich auch ein Handschild, Utsiva oder Schlagblatt, welches die Form eines Fächers hat und gewöhnlich in der Hand des japanischen Feldherrn Schild und Commandostab vertritt. Mit diesem Geräthe aus schwarz gelacktem Eisenblech oder Leder, einen Fuss lang, mit einem Stiel zum Aufstellen, gibt der Feldherr den Truppen das Zeichen zum Vorrücken oder zum Rückzuge; er schützt sein Gesicht damit vor Pfeilen oder Steingeschossen, und ein kleines darin angebrachtes Loch dient zum Beobachten des Feindes. Seltsamerweise leistet dieser Schild auch den Dienst eines Fächers.

39) S. 76. — Dieses Spiel ist eigentlich ein sogenanntes Frag- und Antwortspiel, und es steht auf der Rückseite des Holz- oder Elfenbeinstückchens ein Schriftzug oder ein kurzer Vers, zu dem der passende gefunden werden muss; fast wie unser Wort-Domino für Kinder.

Als die Russen zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Japan waren, fanden sie Schach- und Kartenspiel sehr verbreitet. Die Karten, 52 an der Zahl, nannten sie nach europäischen Namen; da aber bei diesem Spiele oft Streitigkeiten vorkamen, wurden sie gesetzlich verboten und später kleinere erlaubt, von denen nur 48 ein Spiel ausmachen.

40) S. 77. — Die Seidenzucht ist in Japan allgemein verbreitet und nimmt mit jedem Jahre zu. Sie wird hie und da in den Städten und auf dem Lande von den Hausfrauen und ihren Kindern besorgt, welche diese Beschäftigung als Unterhaltung betrachten. Nur durch eine solche allgemeine Vertheilung dieses Zweiges der Landwirthschaft ist es möglich, den gesteigerten Anforderungen zu genügen, denn auch den Landleuten steht der Sinn nach seidenen Gewändern. Gleichmässig mit der Seidenzucht ist im Lande die Cultur der Maulbeerbäume verbreitet, jedoch nicht auf Kosten des Ackerbaues, denn sie beschränkt sich bloss darauf, in der Nähe der Wohnungen diese Bäume, welche zugleich Zierde und Schatten geben, anzubringen.

Ein japanischer Schriftsteller, U-Kaki Mori-Konni, hat ein Werk über die Seide, deren Beschaffenheit, Ursprung, sowie über die Cultur der Seidenraupen geschrieben, dem die Europäer werthvolle Daten verdanken. In Japan und China ist die weisse Seide einheimisch und Gegenstand des Handels. Die gelben Cocons sind aus Indien importirt worden, rühren von einem sogenannten wilden Bombyx her und liefern grobe aber dauerhafte Seide. Es erzählt Mori-Konni von dieser Wanderung eine seltsame Geschichte, besser gesagt: eine Allegorie. Die „goldgelockte Tochter" des indischen Königs Lin-i wurde von ihrer Stiefmutter gehasst und dem Verderben geweiht. Vier Gefahren musste sie bestehen, und die letzte war nichts Geringeres, als im königlichen Palaste lebendig begraben zu werden. Nachdem Lichtstrahlen aus dem Grabe drangen, öffnete man es, fand die Prinzessin lebend und die wüthende Königin verschloss sie in einen Maulbeerbaum und liess diesen in das Meer werfen. Der Baum wurde an Japans Küste gespült und geöffnet. Noch war das „goldgelockte Mädchen" unversehrt, starb aber bald, nachdem sie dem Lichte wiedergegeben war, und wurde in eine Seidenraupe verwandelt. So erzählt die Sage die Einführung

der gelben Cocons in Japan und China, und unter den vier Gefahren sind die vier Metamorphosen der Raupe zu verstehen.

[41]) S. 79. — Diese Papierschnürchen, fünf weisse und fünf rothe, also die Landesfarben Japans, werden mit einem dünnen Stückchen Silberpapier vereinigt, das Geschenk in Papier geschlagen und die Schnürchen am unteren Theil des Päckchens in einen einfachen Knoten, am oberen Theil in eine zierliche Schleife gebunden. Auf das Päckchen schreibt man den Namen des Empfängers und, wenn es ein Neujahrsgeschenk ist, die Worte „Geschenk zum Ende des Jahres". Unter die Schnürchen wird noch eine kleine plattgedrückte offene Papierdüte gesteckt, aus der ein dünner Streifen, fast wie ein Strohhalm, hervorguckt. Es ist dies ein Stückchen von einem essbaren Muschelthier und soll daran erinnern, dass die Japaner anfänglich ein einfaches Fischervolk gewesen sind. Der erste Monat des Jahres, der, wie wir wissen, der „liebreiche" heisst, ist nun besonders durch gegenseitige Geschenke gekennzeichnet, und man pflegt fremden Personen neue oder kürzlich eingekaufte, Verwandten und Freunden schon gebrauchte Gegenstände zu schenken. Bei der ersten kleinen europäischen Gesellschaft, welche Herr und Frau Watanabe in Wien gegeben, erhielten wir Frauen derlei zierlich eingehüllte Geschenke, die in Körben, Lackkästchen, Spielen und kleinen Seidentüchern bestanden.

[42]) S. 80. — An Buddha-Statuen (Tata-gata) ist in Japan kein Mangel, doch ist jene, von deren Umfang wir durch den in der Weltausstellung nachgeahmten Kopf, deren Original sich in Kamakura befindet, eine Vorstellung bekamen, nicht die bedeutendste, wohl aber jene vom Kloster Zenkwosi in der Provinz Sinano, mit Namen: Zenkwôsi Njorai. Sie wurde im sechsten Jahrhunderte n. Ch. von einem Könige von Petsi nebst mehreren Geschenken nach Japan gesendet und ihr zu Ehren ein Tempel erbaut. Als in Folge eines Pestausbruches der Buddha-Cult in Misscredit kam, wurde sie tief in den Canal Naniwa versenkt, im Jahre 602 aber wieder herausgeholt und nach Mijako gebracht. Unheilbringende Zeichen machten die Buddhisten glauben, dass sie in ihre ursprüngliche Heimat, nach Sinano zurückversetzt werden solle, was auch in der That geschah. Gewöhnlich stehen neben den grossen Buddha-Statuen zwei kleinere wie Ministranten und diese heissen Bodhisatwas.

[43]) S. 87. — Wir haben in der früheren Vorlesung gehört, dass sich die Japaner papierener Sacktücher bedienen, welche aber, wenn sie die Rührung übermannt, nicht ausreichen und der Aermel zu Hilfe genommen werden muss. In den japanischen Poesien, von denen wir später hören werden, ist das „Aermelauswinden" eine beliebte Redeform, um Rührung und Schmerz zu bezeichnen.

[44]) S. 90. — Es wäre nicht unmöglich, dass diese Tochter der Mondgöttin im Federgewande und jene in den Anmerkungen zu Vortrag II erwähnte „himmlische Philomele" eine und dieselbe Erscheinung ist. Die Scene zwischen der Fee und dem Bauer findet sich übrigens in Siebold's

„Nippon" — IV. T. XII — wo auch die sehr charakteristische Darstellung eines Hofconcertes zu sehen ist.

Allein nicht alle japanischen Dramen tragen einen so friedlichen Charakter an sich, und obgleich mir das Original nicht bekannt ist, konnte ich doch aus den von Herrn Secretär Watanabe mir gefälligst gegebenen Erklärungen eines interessanten Bildercyklus entnehmen, dass heftige Leidenschaften in das Drama wie in die Novellen hineinspielen. Dieser Cyklus von zwölf Bildern, welche ich Heinrich v. Siebold verdanke, stellen zwölf Acte eines Trauerspiels, „Der Triumph der Treue", dar, worin der Kampf zweier Parteien, Entführungen, Plünderung, Mordversuche und die zweimalige Ausübung des Hara-kiri vorkommen. Die Bilder sind mit grosser Kühnheit entworfen, der Ausdruck der Physiognomien sprechend, die Scenerie der jedesmaligen Situation angemessen.

[45]) S. 93. — Die japanische Sprache ist mit dem Mongolischen oder Mandschu verwandt, doch ist ihre Entwicklung, trotz der Verwandtschaft mit den chinesischen Elementen, jedenfalls eine selbstständige. Wer Japanisch mit Nutzen studiren will, muss sich auch etwas Chinesisch eigen machen. Die Japaner nahmen die chinesischen Zeichen als phonetische unter dem Namen Karna oder Kana, „auf Treu und Glauben" oder „geliehener Name", auch Kata-kana-gaki. an. Da sie aber eine Vereinfachung der chinesischen Buchstaben vorstellten, wurden die Kata-kana-Zeichen oder Silben zur Erläuterung neben die chinesischen gestellt, und dann hiessen sie Kata-kana-mon-zi, „Seitenbuchstaben". Die Fira-gana-Schrift ist eine Zusammenziehung oder Abkürzung der älteren Soo-zi, „echtes wahres Zeichen". Sie hat den Vortheil, dass die Schriftzüge verbunden werden können, was bei der Kata-kana nicht der Fall ist, jedes Zeichen für sich steht. An und für sich wäre die Fira-gana-Schrift nicht schwerer als die Kata-kana zu erlernen, sie hat aber im Laufe der Zeit durch mehrfaches Aendern, Ausschmücken und Zusammenziehen so verschiedene Formen angenommen, dass für eine Silbe oft fünfzehn bis zwanzig verschiedene Zeichen stehen. Doch darf man nicht vergessen, dass unsere Latein-, deutsche, Kanzlei-, Current- und Druckschrift eben für den Fremden auch nicht leicht zu lernen ist.

Ein anderer erschwerender Umstand in der japanischen Schrift ist die Mangelhaftigkeit der Silbenzeichen, worin selbst Korea höher als Japan steht. Dadurch wird dem Fremden das Studium der Sprache wesentlich erschwert, aber auch der Japane kann sich unsere Silben und Worte nicht entsprechend übertragen; z. B. fehlt ihm ganz das l, welches er durch das r zu ersetzen sucht, wodurch natürlich Verwirrungen entstehen.

Ausschliessend chinesisch werden in Japan alle wissenschaftlichen Werke geschrieben. Darunter gehören: Die älteste Chronik Japans Yamâto-buni oder Nippon-ki, die japanische Encyclopädie Wa-kan san-sai dzu-e, die Chronik Wa-kan nen-kei und der japanische Regierungs-Almanach. Auch rechnet man dazu die chinesische Uebersetzung der in Sanskrit verfassten buddhistischen Werke, welche die japanischen Priester in einem seltsamen chinesischen Dialect vor sich hinmurmeln. Ein botanisches Werk

in zwanzig, allerdings dünnen Quartbänden, welches vor kurzer Zeit als Geschenk an Herrn Regierungsrath Eduard Fenzl gesendet wurde, ist in chinesischen Lettern, in der Kata-kana- und Fira-gana-Schrift abgefasst. Es ist jedenfalls ein Zeichen von gutem Geschmack, auch anderen als wissenschaftlichen Büchern eine chinesische Vorrede vorangehen zu lassen. Wenn man den Ausdruck hört: „den chinesischen Text japanisch lesen", so versteht man darunter, dass der Japane schon während des Lesens gleich die Uebertragung macht. Oft steht in chinesischen Büchern der japanische Text daneben, und es wird für die stehende chinesische Schrift das Kata-kana, für die Cursivschrift das Fira-gana gebraucht. Die Vermischung beider Schriften findet sich überall, nur nicht in Frauenbriefen.

Die altjapanische Sprache Furú-Koto, welche auch von dem einstigen Sitze der Mikado, Yamato, Yamato-Kotoba- oder Yamato-Sprache genannt wird, wurde zwar beim Schwinden der Macht jener Dynastie durch eine andere verdrängt, ist aber keineswegs erloschen oder dem Volke entfremdet und noch immer die Basis zur Erlernung der japanischen Sprache der Neuzeit, es ist überdiess die Literatur des Furú-Koto sehr reich. Seit dem XVI. Jahrhundert ist das Neujapanische eingeführt, und der neueste Typus dieses Styles sind die Documente der Jetztzeit. Die Art des Buchstabirens hat sich wenig verändert, aber es findet eine starke Vermischung mit chinesischen Worten statt, wie es eine Zeit gab, wo man die deutsche Sprache mit französischen Worten zu verschönern glaubte. Diese Vermischung des chinesischen und japanischen Elementes nennt man mit Recht: Sinico-japanisch. Sie ist die Bücher- und Umgangssprache und wird auch in Briefen benützt. Fast jede Provinz Japans hat einen besonderen Dialect. Doch ist jener von Miyako (Kiyoto) der reinste, und ist somit Miyako das japanische Hannover; in Yeddo sprechen nur die höheren Classen einen reinen Dialect. Die Umgangssprache ist häufig mit Höflichkeitsfragen so gewürzt, dass ein Ungewohnter leicht an Uebertreibung denken könnte. Der Briefstyl, Bunsiyan, ist eine reinere Umgangssprache. Jede Encyclopädie enthält Muster davon, und es wird auch dabei auf die Rangsunterschiede der Briefsteller hingewiesen. Dass sich aber diese Unterschiede in der japanischen Sprache sogar in die Formen der vielfachen Zahl eingeschlichen haben, dürfte uns befremdlich erscheinen. Und doch ist es so. Die vielfache Zahl wird nämlich in Japan nicht durch Beugung des Wortes, sondern durch Anhängung anderer Wörter gebildet, welche Arten, Classen, Reihen, Serien, Gruppen u. s. w. bezeichnen. Man muss dabei genau beobachten, ob man von sich, von untergeordneten oder höherstehenden Personen spricht, und man darf in jedem der drei Fälle nur bestimmte Wörter gebrauchen und sich keiner Verwechslung schuldig machen.

[46]) S. 94. — Von grossem Interesse ist auch ein noch wenig bekanntes, von A. B. Mitford aus dem Japanischen in das Englische übersetztes Blaubuch. Es handelt von Religion und Politik. Laut diesem Buche, das vom Mikado an das Volk gerichtet ist, sind die Institutionen des „Landes der Götter" denen aller anderen Länder überlegen. Die Dynastie ist

weise, sie selber hebt das Banner der Aufklärung empor. Das jetzige Herrscherhaus besteht seit dem Jahre 660 v. Chr. unangetastet, der Erste des Hauses war ein Zeitgenosse von Tullus Hostilius, der 122. Enkel ein Zeitgenosse des Kaisers von Deutschland.

Von diesem Blaubuch wurden fünf Exemplare an jede Gemeinde gegeben, und es enthält unter vielen denkwürdigen Stellen auch eine, welche als neuestes Glaubensbekenntniss des Mikado gewiss beachtenswerth ist. Sie lautet:

„Der Geist dieser Zeit ist ein anderer als der der Vergangenheit. Die Völker der Welt haben sich vereint in Freundschaft und Frieden. Dampfboote gehen um die Erde und achten nicht der Wogen und der feindlichen Winde. Die Mittheilungen zwischen Ländern, Tausende von Meilen von einander entfernt, sind wie zwischen Nachbarn. Jedes Volk wetteifert mit dem anderen und verfolgt Pläne zu seinem Vortheile; jedes überstrebt das andere, um zur Macht zu gelangen; jedes ist bemüht, sich in der Kriegskunst zu vervollkommnen. Trotz alledem aber herrscht das Princip, dass kein Volk das andere ohne schwere Ursache und gutes Recht angreifen darf (es wurde dies vor dem französischen Kriege geschrieben), es ist das internationale Gesetz. Wie sehr also müsste unser göttliches Land, dessen Institutionen die aller Länder übertreffen, die heiligen Lehren der himmlischen Vorfahren des Kaisers verkennen, wenn es sich gesetzloser oder ruchloser Handlungen schuldig machte. Das würde die grösste Schmach für das Reich der Götter sein. Daher also hat der Kaiser ein getreues Bündniss jenen Fremden angeboten, die diese Ufer rechtlich betreten, und ihnen freien Eintritt in dieses Land gewährt. Und diesem Beispiele folgend, sollten auch die Unterthanen, wenn sie keine Beleidigung erfahren, sich alles Streites und aller Gewaltthaten enthalten. Wenn wir uns durch irgend welchen Zufall der Schande vor dem Fremden aussetzen, so wären die schlimmen Folgen nicht vorauszusehen."

In demselben Blaubuche liegen verschiedene Aufsätze vor, welche von der Einführung der Eisenbahnen und Telegraphen handeln. Einer der Verfasser sagt hierüber Folgendes:

„Ich meine, die Zukunft eines Volkes ruht in ihm wie der Adler im Ei. Um ein Volk reich zu machen, muss man ihm die Schwingen seiner Thätigkeit: Productivität und Arbeit, lösen. Mit diesem Bestreben vereinigt sich das der Arbeits-Ersparniss, welche nur möglich ist durch Einführung der Telegraphen und Eisenbahnen, der Maschinen überhaupt. Wenn es eines Beweises bedürfte, so hat man nur nöthig, nach jenen Ländern hinüberzublicken, die wir jetzt gross, reich und civilisirt nennen; sagen wir England und Frankreich (das war 1870/71.) Noch vor hundert Jahren lagen sie brach, nicht besser beinahe als Japan noch heute, da sie damals noch nicht die Schranken durchbrochen hatten und noch ganz auf die Kraft menschlicher Muskeln angewiesen waren. Seit der Einführung der Eisenbahnen und Telegraphen in jene Länder sind noch hundert andere nützliche Erfindungen dazugekommen, und greifen alle in einander. Entfernte Orte sind nun benach-

bart und bilden eine grosse bevölkerte Strasse durch das ganze Land. Alle Leute, Kinder und Frauen werden mit Leichtigkeit reisen können, der Handel wird floriren, und die unzähligen Lastträger, Wüstenführer, Pferdeknaben, Bootsmänner und Wirthshaus-Inhaber werden unter der aufblühenden Geschäftigkeit bald anderweitige, nützliche und lohnende Arbeit finden."

Diese zuletzt aufgezählten Leute bilden übrigens eine eng geschlossene Phalanx gegen den Fortschritt und haben es besonders auf die Eisenbahnen abgesehen; eine Thatsache, die sich bei allen Völkern wiederfindet, wenn sie sich von einem raschen Umschwunge betäubt fühlen.

[47]) S. 96. — Merkwürdig ist die Bedeutung der beiden Götternamen, die mit der seltsamen Bildung des männlichen und weiblichen Geschlechtes in der japanischen Sprache zusammenhängt. Es heist Isa-na-gi das Hin- und Hergehen des Mannes, Isa-na-mi das Hin- und Hergehen der Frau. Ono-Mikoto ist der Name für „Se. Hoheit".

Die japanische Poesie wird gewöhnlich in sechs Gattungen getheilt:

Ueber die Sitten;

über die wahren Dinge;

Vergleichendes;

Beispiele;

längere Dichtungen über die wahren Dinge;

Höflichkeitsgedichte.

Es fehlt auch nicht an Gottheiten, die der Poesie vorstehen und in verschiedenen Districten verehrt werden. Die Tradition erzählt auch von einem Feldherrn, der, nachdem er eine Schlacht verloren, zum Tode verurtheilt wurde, sich aber dadurch das Leben rettete, dass er dem Mikado das Geheimniss einer besonderen Dichtungsart verrieth.

[48]) S. 99. — Die Umschreibung der Namen und Worte ist oft sehr eigenthümlich. So heisst z. B. O-ka-ge in der japanischen Sprache: „Güte Wohlwollen, Freundlichkeit", wörtlich aber: „ehrenwerther Schatten". Es ist dabei gemeint, als ob man sich gleichsam unter den Schatten oder Schutz des Wohlwollenspenders begebe.

Ein japanischer Diplomat, der an einer Verhandlung theilnahm, welche mit französischen Abgesandten im Jahre 1858 gepflogen wurde, entpuppte sich später als einer der zahllosen japanischen Spione, die oft in dreifacher Art beaufsichtigen und beaufsichtigt werden. Auf seiner Visitkarte stand einfach: Ye-ka-ma-i Sa-ki-o Ka-mi, kaiserlicher Spion; der wörtliche Sinn aber war: „Mann, welcher seitwärts sieht, um dem Kaiser zu hinterbringen, was er gesehen hat."

Auch ist kürzlich in Yeddo die erste Nummer einer japanischen Zeitung erschienen, deren Herausgeber sich einen Titel beilegen, der eine Umschreibung in sich schliesst. Sie heisst: „Mainichi Hirakana Shunbunshi' (Tägliche Hirakana-Nachrichten). Die Zeitung wird von der „Gesellschaft zur Vernichtung der Finsterniss" herausgegeben. Die Absichten der Herausgeber ist eine doppelte: dieselben wollen erstens ihren Landsleuten die heimischen und fremden Neuigkeiten mittheilen und ferner den Beweis führen,

dass es nicht nothwendig sei, sich der erborgten chinesischen Schriftzeichen zu bedienen. Unter den Neuigkeiten der ersten Nummer sind auch Mittheilungen aus Deutschland.

[49]) S. 102. — Unter die kaiserlichen Dichter zählt man auch einen gewissen Ichijo, der im X. Jahrhundert lebte, sich einst, von Mitleid erfüllt, weinend entkleidete und der Unbill des Wetters aussetzte. Als ihn die Kaiserin Jôtô erstaunt befragte, was er beginne, sagte er: „Ich kann es nicht ertragen, so warm zu sein, da so viele Arme frieren." Und so heisst es in einem Gedichte des Hyak-nin-Isju, dass sich ein anderer Kaiser im Herbste zur Zeit der Ernte in eine schlechte Hütte begibt, um die Feldfrüchte gegen die Anfälle der Thiere zu schützen. Man will damit auch sagen, dass der Kaiser recht gut die harte Arbeit seiner Bauern zu verstehen und zu würdigen weiss.

[50]) S. 103. — Moxa ist der Name einer Baumwollenart, welche büschelweise auf die kranke Stelle gesetzt, dann angezündet wird, und die Haut in Thätigkeit bringen soll. Die Cur ist natürlich sehr schmerzlich. Im ethnographischen Museum zu München fand ich unter den Arzneimitteln auch kleine Päckchen, welche Kusa (Gras) enthielten, das mit Speichel oder Thee befeuchtet, auf die leidende Stelle geklebt und dann angezündet wird. Unter diesen Medicamenten fiel mir eines mit dem Titel „geiststärkende Pillen" auf, und es wäre dieses Arcanum für manche Personen sehr empfehlenswerth.

In Japan sind die Aerzte, wenn sie einen Patienten von hohem Range behandeln, dazu verhalten, die Hälfte der Medicin selbst zu trinken, um von jedem Verdachte frei zu bleiben.

[51]) S. 105. — Das Alphabet heisst in Japan Iro-vá, un es sind dies zugleich die drei ersten Zeichen. Die Zusammenstellung von vier Sentenzen, welche dem Gedächtniss nachhelfen sollen, entspricht der Reihenfolge des Alphabets, welches folgendermassen lautet:

1. Iro-vá ni-vo-ve-tó tsiri nu-re-wó.
   Farbe und Geruch, Liebe und Freude vergehen.
2. Wá-ga-yó daré zo tsuné narám.
   Was oder wer wird in dieser Welt dauern?
3. U-wi-no óku-yáma keóu koyéte.
   Der gegenwärtige Tag versinkt in den tiefen Berg des Daseins.
4. Asaki yumé miri, évi mó sezu.
   Es war eine schwache Erscheinung und
   Zeigt nicht mehr als einen Traum.

Manche Silben dienen auch dem Gedächtnisse als eine Art Meilenzeiger, da sie einen Gegenstand bedeuten und sich so besser einprägen. Es heisst tsi: tausend, mi: drei, me: Frau, wi: Brunnen, und ne ist das cyklische Zeichen für: Maus.

[52]) S. 109. — Ein sehr volksthümliches Lied hat eine jener Damen aus Nagasacki zur Verfasserin, und es lässt sich die japanische Melodie folgenderweise in Noten ausdrücken:



[53]) S. 110. — Eine Art „Go" sah ich kürzlich bei Frau Watanabe. Ein kleines, zierliches, schwarz- und goldlackirtes Spielbrett, mit 18 kleinen Feldern im Gevierte, steht auf vier Füssen; die kleinen weissen und grauen Steine sind in niedlichen lackirten Büchsen eingeschlossen. Die Kunst besteht darin, eine Reihe von fünf Steinen neben einander auf den Feldern aufzustellen, wobei der Gegner seine Steine von allen Seiten hindernd vorschieben muss. Dieses Go ist ein Spiel für Kinder.

[54]) S. 117. — Es ist nicht abzusehen, wie rasch und in welcher Ausdehnung der europäischen Cultur in Japan Thür und Thor geöffnet wird. Unter den vielen Beispielen, welche die neuesten Nachrichten anführen, mag hier nur eines erwähnt werden.

Ein Correspondent der „Gazz. di Venezia" schreibt aus Tokio (Yeddo) in Japan unter dem 20. October: „Am 9. fand hier in Tokio die feierliche Eröffnung des neuen polytechnischen Institutes statt. Die Feier war grossartig und das Collegium verdiente sie auch. Die Regierung hat Professoren aus allen Theilen der Welt an dasselbe berufen; man spricht an demselben alle Sprachen und lehrt alle Zweige der modernen Wissenschaft; nicht weniger als 30.000 Studenten sind eingeschrieben. Der Kaiser in Person wohnte mit seinen Ministern der Eröffnungsfeier bei und hielt eine Rede, die sogleich in französischer, englischer und deutscher Sprache wiederholt wurde. Ich war dabei und es that mir sehr leid, die Rede nicht auch italienisch wiederholt zu hören. Es wurden noch Reden in verschiedenen Sprachen gehalten, chemische und physikalische Experimente gemacht, Turnübungen vorgenommen, Lieder gesungen, die Räumlichkeiten des grossen Baues besichtigt, so dass die Eröffnungsfeier einen halben Tag in Anspruch nahm. Die fremden Vertreter haben die Regierung zur Gründung des Institutes beglückwünscht."

Man ist auch jetzt in Japan eifrig bemüht, Werke aus fremden Sprachen japanisch zu übersetzen, und so ist kürzlich die Lebensgeschichte Washington's in 20 Bänden erschienen.

[55]) S. 122. — Der Bonze Nitsiren stiftete im XIII. Jahrhundert den buddhistischen Orden Foke-sin, welcher es sich zur Aufgabe machte, den

grossen finsteren Gott Dai-kok-ten, das Lebensprincip des Pflanzenreiches, zu verehren. Nitsiren hat den Charakter dieses Gottes in einer Hymne erläutert, die leider nicht bekannt ist. Er verlangt, dass man ihm an einem besonderen Jahrestage, den Cykeltag der Maus, hundert schwarze Bohnen opfern soll. Dieses kleine Thier findet sich desshalb oft zu den Füssen des Gottes, dessen sonstige Abzeichen auch Reisballen und Lotosblätter sind.

[56]) S. 123. — Kishi-mojin, eine weibliche Gottheit des Buddha-Cult.

[57]) S. 124. — Diese sieben Leidenschaften sind: Freude, Zorn, Traurigkeit, Furcht, Liebe, Hass und Begierde.

[58]) S. 125. — Ein buddhistischer Classiker.

[59]) S. 126. — Es ist wohl überflüssig, den geehrten Leser auf die Aehnlichkeit dieser Scene mit jener zwischen Hamlet und Horatio in Shakespeare's unvergleiehlichem Trauerspiele aufmerksam zu machen.

[60]) S. 129. — Moshi nennen die Japaner den chinesischen Philosophen Meng Tse, den die Europäer Mencius schreiben.

[61]) S. 134. — Dieser Ausdruck bedarf einer Erklärung. In den englischen Wörterbüchern findet man das Wort Shampoo, japanisch: Ampuku suru — „im Bade abreiben". Näheren Erkundigungen zufolge, die ich bei Japanen selbst eingeholt, lassen sich diese, wenn sie lange gebückt gesessen oder anhaltend gearbeitet haben, von ihren Dienern und Dienerinnen den steif gewordenen Rücken und die Arme abreiben. Ich vermuthe, dass in dem gegebenen Beispiele der Ausdruck „shampoo" gleichbedeutend mit unserem ‚keine Arbeit scheuen" zu verstehen ist; im engeren Sinne: dass eine Schwiegertochter sich nicht herabsetzt, wenn sie ihren Schwiegereltern Dienste leistet, die einer Dienerin zukommen.

[62]) S. 138. Der jüngere Bruder von Mina-moto no Yori-tomo, welcher zuerst die Regierung der Sho-gun einsetzte. Die Schlacht bei Ichi-no-tani wurde im Jahre 1184 geschlagen.

[63]) S. 139. — Wörtlich: ein in der Provinz Tosa üblicher Tanz.

[64]) S. 145. — Ein berühmter Schauspieler in Yeddo, der vor 195 Jahren ebte. Er war zu Sakura in der Provinz Schimôsa geboren.

[65]) S. 146. — Die gewöhnlichen Weintassen enthalten nur einen Fingerhut voll; darum ist es schon ein Zeichen grosser Unmässigkeit, den Wein aus Theetassen zu trinken, gerade als ob man Branntwein in Humpen gösse.

[66]) S. 147. — Koshi nennen die Japaner den chinesischen Philosophen Confutsé.

[67]) S. 153. — Shin und So waren in der früheren Eintheilung Chinas die Namen von zwei Provinzen.

[68]) S. 156. — Ein berühmter Goldschmied aus alter Zeit, der Benvenuto Cellini der Japaner. Sein Zeichen auf einem Metallgefässe erhöht den Werth desselben um das Zehnfache.

[69]) S. 157. — Gegenstände aus Porzellan, geschnitztem Agat oder Email-Arbeiten, in China verfertigt, werden von den Japanen sehr geschätzt. Das meiste japanische Porzellan ist mit einem nachgemachten chinesischen Stempel der Ming-Dynastie versehen.

[70]) S. 158. — Eine Zauberformel, welche man gegen Spinnen anwend et, die in Japan als Unglücksboten angesehen und durch dieselbe eingeladen werden, ad calendas graecas zu kommen.

[71]) S. 158. — Zwei berühmte Aerzte in Indien und China.

[72]) S. 160. — In allen Tempeln Chinas und Japans findet man Gastzimmer, welche gegen geringe Bezahlung für wenige Tage oder längere Zeit gemiethet werden können. Es liegt durchaus keine Entweihung darin, diese geheiligten Räume als Gasthaus zu benützen. Es ist eben Landessitte.

[73]) S. 163. — Das zweite Buch des Confutsé.

Zur Erklärung des illustrirten Umschlages, dessen sinnigen Entwurf und zierliche Ausführung ich Herrn Hauptmann Friedrich Heyer v. Rosenfeld verdanke, diene Folgendes: Die Umrahmung bilden vier Bambusstäbe, die Hauptpflanze Japans. Wo sich diese kreuzen, ist das Landeswappen, die Rosette oder das sechzehnblätterige Chrysanthemum, und auf drei Stäben noch überdies das Privatwappen des Mikado, die drei Blätter der Paulownia mit Blüthen, zu sehen. Die beiden Flaggen, mit den charakteristischen Schleifen an den Bambusstäben befestigt, tragen Inschriften, und zwar jene links die Jahreszahl Ein-Tausend-Acht-Hundert-Sieben-Zehn-Vier, und das Schriftzeichen für das Wort „Jahr". Rechts bedeutet die Schrift: „Dai Ni-ppon" oder Japan, welche als Monogramm verzogen, in der oben befindlichen, Alles überstrahlenden Sonne wiederholt ist. An dem Bambusstabe rechts schlingt sich das Wahrzeichen Japans, der Drache, hinauf, während die heiligen Thiere, der Kranich und die Schildkröte, den Platz links einnehmen. In der Mitte unten steht das Tori-e*), die Tempelpforte, eine Nachbildung des chinesischen Buchstaben Thiang, welches Zeichen „Himmel" bedeutet. Darauf liest man den Namen Dai-shing-gu, eine Gottheit des Shinto-Glaubens, von dem die Familie des Mikado zu stammen vorgibt. Hinter dem Tori-e erhebt sich der Vulcan Fusi-jama, dessen Abbildung in Japan so häufig vorkommt, wie auf den Ansichten Italiens der Aetna oder der Vesuv.

*) Siehe Vortrag II, S. 37.

NAMEN- UND SACHREGISTER.

NAMEN- UND SACHREGISTER.

Druck von Carl Fromme in Wien.

